

Dr. Uwe Krause

**Das Netz der
Eisernen Seite**

Band 3


Agent der Weißen Väter

Dr. Uwe Krause

Tony Tanner - Agent der Weißen Väter

Band 3

Das Netz der Eisernen Seite

www.geisterspiegel.de

Cover © 2009 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Tony Tanners Tagebuch

London. Manchmal überkommt mich das ungeheuer tröstliche Gefühl, dass ich bald eine Stimme an meinem Ohr hören werde, die mir befiehlt, aufzuwachen, und dann öffne ich die Augen und sehe einige weiß gekleidete Gestalten, darunter natürlich eine exklusiv hübsche blonde Krankenschwester, und einer der Ärzte sagt: »Sie haben ziemlich lange geschlafen, Herr Tanner.«

Bis zu diesem köstlichen Moment werde ich gezwungen sein, in diesem Albtraum weiterzuleben, umgeben von Unbekannten, denen es ein Herzensanliegen zu sein scheint, das zweite Datum auf meinem Grabstein festzulegen. Das ist die eine Sache. Die andere Sache ist, dass ich die Situation auf eine ziemlich konfuse Art zu genießen beginne. Ich schaue mir die Leute am Flughafen an, alle diese Wichtigtuer mit ihren Handys am Ohr – aus dem meist ein Dickicht grauer Haare wuchert, ich meine nicht das Handy – die lautstark und angeberisch mit irgendeinem dieser globalen Höker konferieren oder sich bei ihrer Alten Liebkind machen, während die hochnäsige Sekretärin (zementartig fest sitzender Kurzhaarschnitt mit blonden Strähnen und eine rosa Wolke teuren Parfums um sich) danebensteht und schon überlegt, was sie an Vorteilen aus dem nächsten Treffen mit ihrem Chef herausschlagen kann.

Ich schaue mir diese aufgeblasenen Großschnauzen an, deren menschliches Selbstbewusstsein sich am Umfang der Börsennotierung ihrer Firmen orientiert, und möchte ihnen sagen: Junge, schieb dir deine Bilanzpressekonferenz in deinen Khyberpass, vergiss das nächste Kaviar-Fressen mit Senator XY, vergiss das Journalistenpack, die Talkshows, die Mega-Fusionen, das Internet, die Gewinne, die Gesellschaftsseiten – vergiss es, denn wenn du wüsstest, was wirklich abgeht, würdest du vor Angst sabbern und dich im hintersten Eckchen deines feudalen Anwesens in

die Erde buddeln. Wenn du wüsstest, was hinter den Kulissen geschieht, was sich zusammenbraut, dann würde dir dein Exklusivhandy aus den manikürten geilen Fingern fallen, und du würdest deine Platinkarte geben für eine einzige Minute, in der du diese Wahrheit nicht in deinem karrieregeilen Schädel mit dir tragen musst wie einen Tumor aus Edelstahl.

Klingt stark - an mir ist ein Bußprediger von einigem Format verloren gegangen. Nun ja, kurz gesagt, wenn ich heute die Augen aufschlage, dann habe ich vielleicht Angst vor dem, was kommt, aber ich habe auch das Gefühl - und das ist neu - dass es auf genau diesen Tag ankommt. Das ist nicht irgend so ein Tag im Leben des Sesselfurzers Tony Tanner, sondern es ist ein Tag, an dem sich entscheidende Dinge ereignen können, ein Tag, der einen Unterschied macht. Ich glaube, genau das ist es.

Der Tag macht einen Unterschied, ich gehe durch ihn hindurch und immer ist dort eine Ecke, hinter die ich noch nicht geblickt habe. Meistens steht einer dahinter und will mich umnieten, aber manchmal habe ich auch Treffen auf Damentoiletten, die, wenn man gewisse missliche Begleitumstände hinten anstellt, sehr aufregend sind.

Ich hoffe, dass meine Enkel diese Eintragungen niemals zu lesen bekommen, sonst werde ich garantiert aus dem Stammbaum gestrichen. Andererseits ist die Position des Familienbösewichts bestimmt auch nicht zu verachten. Jedenfalls sind die Bösewichter in den Shakespearestücken immer die interessantesten Typen (und wenn sie nur ein klein wenig weniger böse wären, würden sie auch alle Mädels bekommen).

Ich habe vorhin Francine angerufen - Welch ein eleganter Übergang ist mit hiermit gelungen - sie war hochhoffentlichst sehr erfreut, von mir zu hören und bombardierte mich auch gleich mit Terminen, an denen wir uns treffen könnten. So viel habe ich verstanden, von ihr aus geht es ab jetzt bis in alle Ewigkeit und rund um die Uhr. Ich hielt mich bedeckt und schob Ar-

beitsüberlastung vor.

Das war noch nicht einmal eine Lüge, mein Problem ist nur, dass ich nicht einmal sicher bin, was für eine Arbeit ich erledige. Und wenn ich an meine obige Strafpredigt gegen die Unwissenden dieser Welt denke, dann muss ich mich natürlich auch fragen, was ich denn überhaupt weiß. Das ist verdammt wenig, wenn man bedenkt, dass ich in der letzten Zeit so oft das Leben riskiert habe, dass es ausreichen würde, sämtliche Uniformen einer Elitekompanie mit buntem Ordensgeklimper auszustatten. Ich glaube, dass Dorkas recht hat, wenn er mir wieder und wieder versichert, dass sich etwas aufbaut – er kann das schöner ausdrücken, aber mir wäre lieber, wenn ich nicht nur wüsste, dass die Bombe tickt, sondern auch, was für eine Bombe es ist und wie man ihren verdammten Stecker rausziehen kann.

Ich habe übrigens Francines Brief, den ich immer bei mir hatte, irgendwo und irgendwann verloren. Fingerzeig des Schicksals? Francine würde sagen: männliche Vertrotteltheit.

London trug schon das Grau der Dämmerung, als Tony Tanner am Piccadilly-Circus eintraf.

Die Autos fuhren mit Licht, die Neonreklamen der Geschäfte legten sich bunt auf den Asphalt. Für einen Augenblick überkam Tony Tanner die Empfindung einer tröstlichen Normalität, der milde süßliche Duft der Alltäglichkeit, und dann fiel ihm wieder ein, warum er überhaupt auf dem Weg zu diesem Schnellimbiss war und warum er diesen zweiten Koffer in der verschwitzten Hand trug. Durch die großen Außenscheiben konnte er Dorkas, den dicklichen Sir, schon von Weitem erkennen. Der hatte sich mit Blick auf den Eingang platziert, aber Tony Tanner war in diesem Geschäft des Fliehens und Verfolgens inzwischen so weit angelernt, dass er auch die Nähe von Dorkas'Tisch zur Theke und damit zur Küche und damit zum Hinterausgang registrierte.

Mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge und klopfendem Herzen, als würde er sich einem Arzt nähern, der ihm einen lebenswichtigen Laborbefund mitteilen sollte, trat Tony an den Tisch. Dorkas hatte ihn schon bemerkt und winkte ihm zu.

Die Geste beruhigte Tony, bevor Dorkas auch nur ein Wort gesprochen hatte. Es war nicht das matte Winken eines Schiffbrüchigen, sondern die frohe Geste eines Mannes, der auf einem schönen Schiff den Hafen verlässt.

»Setzen Sie sich!«, sagte Dorkas aufgeräumt und rückte für Tony einen Stuhl zurecht. »Sie sehen derart gesund und gut gebräunt aus, dass Sie jedem Brathähnchen Konkurrenz machen könnten.«

»Zumindest was den Lebenszustand angeht, fühle ich mich einem Brathähnchen durchaus verwandt.« Tony stellte seinen Koffer mit der Kleidung unter den Tisch, den anderen Koffer wuchtete er auf die Platte. Er seufzte erleichtert auf, als er das Gewicht des Gepäcks nicht mehr an den Armen spürte. An seinem linken Oberarm war ein solider Bluterguss, davon hatte er sich in der Herrentoilette des römischen Flughafens überzeugt, sein rechter Arm neigte immer noch dazu, bei Belastung schmerzhaft zu verkrampfen. Als Tony das gegenüber Dorkas erwähnte, zuckte der nur die Schultern.

»Das ist wohl der Preis, den man zahlen muss. Diese Peitsche ist kein Spielzeug, sondern eine Waffe. Eine tödliche Waffe, wenn es darauf ankommt. Und ich glaube, es ist ein Lebensgesetz, dass jeder, der eine Waffe gegen einen anderen Menschen erhebt, dafür auch etwas zu bezahlen hat.«

»Hübsche Theorie. Ich hoffe, das gilt für alle die Typen, die versuchen, meine Lebensversicherung zu aktivieren, auch.«

»Wie ich bereits sagte: Es ist ein Lebensgesetz. Wissen Sie, welche Träume diese Menschen haben, wissen Sie, welche Verluste, welche Irrwege Ihnen bevorstehen?«

»Amen. Welchen Choral sollen wir anstimmen?«, antwortete Tony, dem nicht nach esoterischem Wissen zumute war.

»Zuerst sollten Sie sich einen dieser leckeren Milchshakes holen. Praktischerweise bringen Sie mir auch gleich noch einen mit. Ich hoffe, der Jubel Ihrer Zunge über diesen exklusiven Cocktail an hochchemischen Geschmacksverstärkern wird auch Ihre Stimmung heben. Und wenn das so ist, essen wir noch eine Kleinigkeit und tratschen über die neuesten Katastrophen.«

Die angekündigte Stimmungserhebung ließ bis zu dem gebackenen Fisch auf sich warten, aber nach der zweiten Portion der vertraut weichen und britisch-matschigen Pommes frites spürte Tony Tanner mit angenehmer Entspannung, dass sich sein Organismus jetzt weniger für Konfrontation denn milde Verdauungsarbeit interessierte. Er ließ die Plastikgabel sinken und schaute Dorkas wieder genauer an. »Haben Sie Gelegenheit gehabt, mit Ihrem Anwalt für aussichtslose Fälle zu sprechen?«

»Das habe ich«, erwiderte Dorkas. »Er war ziemlich begeistert von der Aufgabe. ›Aufregender als barfuß auf den Everest zu steigen, aber weniger Erfolg versprechend‹, das waren seine Worte. Nun ja, irgendwer an hoher Position macht der Polizei Druck, aber Ihr Anwalt beginnt, Gegendruck aufzubauen. Er hat in der Vergangenheit der Wachleute gewühlt, die Sie so hübsch ausgeschaltet haben und dann natürlich das unschuldige Opfer Ihrer männlich behaarten Geilheit ...«

»Die war blönd«, fauchte Tony Tanner. »Blond und blöd, eine Blöndine.«

»Wenn Sie wirklich so blöd gewesen ist, dann waren Sie immerhin eine Nummer blöder, Tony. Nein, die war hochgradig raffiniert. Und sie wusste genau, was sie tun sollte und wie sie es anstellen musste. Das Problem ist, dass es keine Aussage von ihr gibt, jedenfalls keine, die Ihr Anwalt in die Finger bekommen hätte. Er wird immer vertröstet, mal ist die Akte unterwegs, mal hat sie ein Beamter, der gerade krank ist. Mit anderen Worten: Ihr Anwalt erlebt eine ständige Ekstase juristischer Lust und wühlt sich in den Fall ein. Sie sollten für die nächsten Tage bei

mir bleiben, Ihre Wohnung ist versiegelt.«

»Wenn Sie einen Typen wie mich aufnehmen, gern. Aber dann frage ich mich, warum wir uns hier treffen und nicht gleich in Ihrer Wohnung?«

»Weil mich das Gefühl nicht loslässt, dass irgendwelche Typen in meiner Straße herumlungern, die ich vorher dort noch nie gesehen habe. So ein Weißhaariger ist mir mehrfach aufgefallen.«

»Die werden aber immer noch lungern, wenn wir später zu Ihrer Behausung gehen.«

»Herr Tanner, Sie sind ein notorischer Skeptiker. Ich habe natürlich meine Wege, um in meine Wohnung zu gelangen, ohne überhaupt besagte Straße zu betreten. Aber Sie, mein hoch geschätzter Mister Nörgler, kennen diese Wege nicht.«

»Sie haben also dieses Indianer- und Cowboy-Spiel schon vor einiger Zeit angefangen?«

»Darüber haben wir uns ja schon unterhalten. Ich war mir schon vor einiger Zeit sicher, dass wir einmal genau den Zustand haben würden, der sich jetzt auch eingestellt hat. Und damit lassen Sie uns in medias res gehen. Was ist in dem Koffer?«

Tony lächelte boshaft. »Zuerst erzählen Sie mir doch etwas von Ihrem Besuch in Wales. Haben Sie jetzt endlich die Freuden des Reisens kennengelernt? Haben Sie Ihre Ziele erreicht, und was gibt es zu berichten?«

Dorkas ließ sich nicht auf den spöttischen Ton ein. »Wales war sehr – anregend. Ich frage mich zwar, wieso dieses unwirtliche Land von Menschen besiedelt wurde, aber das ist ja nicht mein Thema. Also – Sarah Hammond. Sie wird uns erhalten bleiben.«

»Ich dachte, sie sei ermordet worden?«

»Das dachte ich auch, und eine ganze Weile wollte ich es auch glauben, verstehen Sie? Es wäre so schön, wenn ich es immer noch glauben könnte. Aber nichts da. Sarah ist ihren Weg zu Ende gegangen.«

»Gibt's diese Nachricht auch in Klartext für die kleineren Dummchen, solche wie mich?«

»Nicht so bescheiden, Herr Tanner. Mitunter sind Sie auch recht clever!« Dorkas betrachtet mit zärtlichem Blick den Koffer, der zwischen Papptellern und Getränkebechern auf dem Tisch lag.

»Um es kurz zu machen. Sie wurde nicht ermordet, sie ließ sich ermorden. Oder genauer gesagt, sie ließ sich in einem genau geplanten Ritual von ihrer irdischen Hülle befreien, um in einer anderen Dimension weiterzuleben.« Dorkas sagte das mit unbewegtem Gesicht. Tony versuchte irgendwo eine Spur von Ironie zu entdecken, ein Fältchen um die Augen, ein Zucken der Mundwinkel. Es gelang ihm nicht.

Dorkas meinte es offensichtlich ernst.

Die Nachricht stürzte Tony in eine Art von Schwindel. Er hörte, wie sich die beiden Frauen am Nebentisch über die Unfähigkeit von Männern zur Hausarbeit unterhielten, er hörte an der Theke eine Kaffeemaschine blubbern und roch den öligen Dunst der Fritteuse. Das alles war wahr und echt, und doch wurde es in diesem Moment zur Seite gefegt von einer anderen Wirklichkeit, die ihm dieser dickliche Mann mit unbewegtem Gesicht präsentiert hatte.

»Das – ist – krank.« Tony hörte eine Stimme und brauchte eine Weile, bis er sie als seine eigene erkannte.

»Es ist zumindest etwas bizarr«, bestätigte Dorkas. »Aber nachdem ich mich kundig gemacht habe, muss ich gestehen, dass ich etwas überrascht war. Es gibt nämlich ein gutes Dutzend gut dokumentierter Fälle solcher bewusster Übertritte. Ich zähle nicht einmal den Fall Hagen Hellfritzsch dazu, der sozusagen als Späher in die astrale Welt geschickt wurde und seinen Zirkel bei Séancen mit aufregenden Neuigkeiten aus der jenseitigen Welt versorgte.

Das war in Berlin, so um 1932 herum. War natürlich ein gefundenes Fressen für die Medien. Ich frage mich, was die da in Berlin noch alles abgezogen hätten, wenn ihnen Hitler nicht in die

Quere gekommen wäre. Dieser kleingeistige Spielverderber. Nein, also, ich rede von allen diesen Leuten, die sozusagen einen wirklichen Karrieresprung machen wollten. Ich schätze, die meisten endeten als subalterne Poltergeister in einem Puff an den Docks. Aber einige wenige mögen es wirklich geschafft haben. Und von Sarah weiß ich definitiv, dass sie es geschafft hat. Sie ist in einer anderen Dimension.«

»Haben Sie durch ein Schlüsselloch gepeilt – oder weshalb sind Sie sich so sicher?«

»Ich wünschte, es wäre ein Schlüsselloch gewesen. Nein, ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, Sarah zu begegnen. Ich habe sie gespürt, aber fragen Sie mich bitte nicht nach Einzelheiten, die Erinnerung daran regt mich immer noch ziemlich auf.«

»Na schön, ich lasse Ihnen dieses intime Geheimnis. Aber beantworten Sie mir eine andere Frage – obwohl wir uns beide im Klaren darüber sind, dass uns allein die Tatsache dieses Gespräches in die Klapsmühle bringen würde – was bezweckt Sarah damit? Unsterblichkeit durch frühzeitiges Ableben?«

»Macht, mein lieber Herr Tanner. Macht. Und was die Klapsmühle angeht – lesen Sie Ronald Laing, der macht Ihnen plausibel, dass in einer durchgedrehten Kultur das Durchdrehen Zeichen für seelische und geistige Gesundheit sein kann. Manchmal das einzige Zeichen für Gesundheit.«

Dorkas starrte einen Moment düster vor sich hin, und Tony fragte sich, ob sein Begleiter und Gastgeber nicht ein Musterbeispiel für Laings Theorie war – durchgeknallt und abgehoben.

Dann schnippte Dorkas mit den Fingern und sprach munter weiter. »Macht, Macht ist etwas, das Dinge verändert. Sarah will also auf ihre Art etwas in die Wege leiten.«

Dorkas erzählte von den Steinsetzungen, die er zum Teil zerstört hatte, und von dem Plan, den er in Sarahs Zimmer gefunden hatte.

»Ich verstehe den Zusammenhang nicht«, gestand Tony.

»Ich ebenso wenig«, gab Dorkas munter zurück. »Aber es gibt

einen. Es kann durchaus sein, dass wir beide die Einzigen sind, die wissen, dass überhaupt ein Zusammenhang da sein müsste. Ich rede jetzt von dem Zusammenhang zwischen dem, was wir nun wissen und dem, was in diesem Koffer ist. Und damit erkläre ich: Es ist Öffnungszeit.«

Dorkas klopfte enthusiastisch auf den Koffer, sodass einige Gäste neugierig den Kopf wendeten. Vermutlich dachten sie an eine Geldübergabe von Rauschgifthändlern.

Tony wehrte ab. »Moment. Wieso soll es einen Zusammenhang geben? Wir reden von Tausenden von Meilen Luftlinie Entfernung und von Tausenden von Jahren, die das alles trennen!«

»Meilen, Jahre! Was ist das schon?« Dorkas schüttelte enttäuscht den Kopf und hielt Tony seinen dicklichen Daumen vor die Nase. »Erstens: Intuition. Zweitens ...« - jetzt kam der Zeigefinger dran - » ... gesunder Menschenverstand - ich weiß, was Sie sagen wollen, Sie wollen mich dezent darauf hinweisen, dass gesunder Menschenverstand bei unserer Untersuchung eher hinderlich ist, aber halten Sie einfach einmal die Klappe, also - gesunder Menschenverstand und drittens ...« - Dorkas bog mit einiger Mühe seinen Zeigefinger hoch - »... haben wir sozusagen den esoterischen Beweis.«

»Das ist mir jetzt zu hoch!«

»Wundert mich gar nicht. Sie erinnern sich an Ihren Albtraum, den Sie in der Nacht von Sarahs - nennen wir es Karrieresprung - hatten? Als Sie das erzählten, war mir klar, dass Sie dafür besonders empfänglich sein müssen. Sie haben sozusagen die richtige Antenne. Es wäre interessant, einmal wissenschaftlich zu erforschen, welche Auswirkungen auf die Träume anderer Menschen dieses Ereignis hatte, mmmh, vielleicht Steigerung des sexuellen Erregungszustandes in den REM-Phasen oder vielleicht auch das Gegenteil. Egal - die Energieausschüttung war jedenfalls gewaltig. Es war so eine Art Kernexplosion. Aber sehen Sie, Sie haben die Nachricht sozusagen im Maßstab eins zu eins emp-

fangen. Und das heißt wiederum, dass das Netz geschlossen ist. Verstehen Sie, wie bei einem Mobilfunkgerät, es gibt genügend Sender, um eine Nachricht im weiten Umkreis zu verbreiten.«

»Soll ich mir jetzt irgendeine geistige Pampe vorstellen, in die einer auf der linken Seite hereinpinkelt und auf der rechten Seite kommen dann die Wellen an oder wie?«

»Das Problem ist«, Dorkas blieb ganz geduldig, »dass wir keine passenden Begriffe dafür haben. Wir arbeiten mit sehr groben Bildern für etwas, was jenseits der rationalen Begrifflichkeit liegt. Also, denken Sie ruhig an die Pampe. Ach so, eines hätte ich fast vergessen. Es gibt allem Anschein nach ein Mondkind.«

»Ein Mondkind.« Tony knallte die Ellbogen auf den Tisch und verbarg den Kopf zwischen den Händen. Es war zu viel. »Ein Mondkind.« Durch seine Handflächen hindurch hörte er Dorkas über das Thema Mondkind dozieren.

»... in der Literatur keinerlei Beleg für die gelungene Erzeugung eines Mondkindes. Dass Sebastian de Borreja eines war, halte ich für eine gute Propagandageschichte, die er selbst ausgestreut hat – als Alchemist ein Versager, als PR-Mann in eigener Sache eine große Nummer. Nun denn, wir müssen vorsichtig sein. Wir wissen nicht, wie es aussieht, vor allem sind uns seine Fähigkeiten völlig unbekannt. Vielleicht ist es inzwischen schon ein verschrumpelter Geist. Und was hat es vor? Ist es mit Willensfreiheit ausgestattet oder ein Teil des großen Plans von Sarah?«

»Wir sollten mit dem Schlimmsten rechnen?« Tony Tanner lugte zwischen seinen Händen hervor.

»Und das Schlimmste ist, dass wir demnächst Kontakt mit diesem Mondkind bekommen werden. Und daran das Schlimmste ist, dass es sich um eine Art Roboter in dieser Welt handelt, der von Mama Sarah ferngesteuert wird. Das würde ganz gut zu ihr passen. Sie lässt kein Problem ungelöst. Und da Sarah mich inzwischen kennengelernt hat und über mich auch Sie, Herr Tanner, werden wir sehr gut aufpassen müssen.«

»Womit, zum Teufel noch mal, habe ich wohl in der letzten Zeit mein Überleben gesichert? Nicht durch Leichtsinnigkeit, kann ich Ihnen flüstern.«

»Den Schlüssel bitte!«

Tony starrte auf die geöffnete Handfläche, die Dorkas ihm entgegenhielt. Nach einiger Zeit verstand er, was Dorkas von ihm wollte.

»Dieser Koffer«, zischte Tony empört, »hat mich fast das Leben gekostet und im Gegensatz zu anderen Personen Ihrer persönlichen Bekanntschaft habe ich nur ein einziges Leben. Und daher war es mir nicht möglich, den Besitzer des Koffers um den Schlüssel für den Gegenstand, den ich ihm gerade geraubt hatte, zu bitten.«

Dorkas fummelte an den Verschlüssen, aber der Koffer ließ sich nicht öffnen. Ärgerlich schüttelte er den Kopf und schaute sich dann unter den Gästen um.

Die beiden Damen mit ihren Männerhaushaltsprobleme waren gegangen, stattdessen saßen zwei Männer da, die sich mit hungrigen Blicken wie mit feuchten Hundezungen beleckten und zwischen zwei

Ketchupflaschen Händchen hielten. Das war nicht, was Dorkas brauchte. Er schaute weiter.

Seine Miene hellte sich auf, als er in einer Ecke in Eingangsnähe einige junge Männer mit nietenverzierten Lederjacken ausmachte. »Bin gleich wieder da.«

Tony wunderte sich über die seltsame Bekanntschaft, die gar nicht zu Dorkas passen wollte.

Dorkas kam mit einem der Männer zurück. Es war ein hochgeschossener, dürrer hellhäutiger Typ mit Pickeln und einem nervösen Zucken um das linke Auge.

»Hei«, sagte der Dürre. »Sie haben die Schlüssel für Ihren Koffer verloren. Bloody bullshit, was? Na, mal schauen, was läuft.«

Er beugte sich über den Koffer, nachdem er sich vorher mit einem Blick rundum vergewissert hatte, dass ihn niemand außer

Tony, Dorkas und seinen Kumpels beachtete. Die hageren Kiefer des Mannes zerhackten ein Kaugummi, schoben es als weißliche Masse durch seine Vorderzähne und ließen es wieder verschwinden.

»Null Problem, aber das Schloss ist hinterher im Eimer!«

»Vielleicht war das sowieso seine Bestimmung«, antwortete Dorkas.

»Aldann.« Der Mann zog eine feste Nadel aus dem Revers seiner Jacke und steckte sie in das linke Schloss. Er legte das Ohr an den Koffer, während seine Hand die Nadel vorsichtig, wie bei einem chirurgischen Eingriff hin- und herschob. Mit einem satten Klacken schnappte der Verschluss auf. Der junge Mann schaute mit einem kumpelhaften Grinsen auf Tony, dann nahm er sich die andere Seite vor. Als auch die aufschnappte, erntete er von Dorkas ein *Megapornämische Nummer, Alter!* und bekam einen Geldschein in die Hand gedrückt. Er schaute auf den Geldschein und schnappte nach Luft. Die Pickel begannen hektisch zu glühen und leuchteten rot wie Landelichter.

»Der beste Stundenlohn meines Lebens«, stieß er dann hervor. Er klatschte sich mit Dorkas ab und sagte: »Wenn du noch mehr Koffer hast, lass hören, ich bin um die Zeit immer hier!«, und schlenderte dann, den Schein triumphierend schwenkend, zu seinen Kumpels zurück.

»Dafür muss ein Arbeiter ein halbes Jahr lang schuften«, kommentierte Tony empört die großzügige Entlohnung.

»Das war Künstlerhonorar, die sind immer höher«, antwortete Dorkas ungerührt. »Außerdem ist der Junge ein echtes Genie, den muss man sich warm halten!«

»Wollen Sie jetzt vollends in die kriminelle Szene eintauchen?«

Mit einem vergnügten Blick auf den Koffer sagte Dorkas nur: »Da sind wir schon längst mitten drin, ist es nicht so? Es ist!«

Der Inhalt des Koffers war zunächst etwas enttäuschend. Es handelte sich um zwei Tuben. In der einen war eine spezielle

Sonnencreme, in der anderen eine Hämorrhoidensalbe namens Mastanal.

»Was in aller Welt ist das?«

Wegen des geöffneten Deckels konnte Tony nicht erkennen, was Dorkas in der Hand hielt.

Dorkas hielt das Gummiding in Augenhöhe, zog es in die Länge, ließ es zurückschnappen und betrachtete es aufmerksam aus allen Perspektiven.

Tony blickte verzweifelt zur Seite. Er spürte, wie seine Gesichtshaut zu kribbeln begann, als er puterrot anlief.

Auf der Straße wendete sich eine Dame, die Dorkas bemerkt hatte, empört ab.

Zwei Teenager stießen sich kichernd in die Seite.

Die beiden Männer am Nebentisch betrachteten Dorkas mit gesteigertem Interesse. Der eine ließ seine Augenbrauen auf und niederflattern, als machten sie Flugversuche, der andere machte in Richtung Dorkas einen sahnigen Kussmund.

»Das, was Sie da herumzeigen«, stöhnte Tony, »ist ein Kondom. Ein Kondom ist ein ...«

»Danke, ich bin informiert.« Dorkas hielt den Gummizipfel hoch und betrachtete ihn beglückt. »Ich hatte immer gedacht, die Dinger wären so rund und flach. Ah, ich verstehe, ...«

Dorkas verstummte und zog einen Umschlag aus dem Koffer. Er öffnete ihn mit einem raschen, gierigen Griff und legte einen Stapel Bilder auf den Tisch. Ein erster Blick ließ ihn befriedigt nicken.

»Das ist es, was wir gesucht haben.«

Die Schwarz-Weiß-Aufnahmen, die Tony zu sehen bekam, erschienen ihm recht wenig spektakulär. Sie zeigten Wandmalereien im Zugang zu der Grabkammer und der Grabkammer selbst. Es waren die bekannten Darstellungen von Göttern, daneben gab es Alltagsszenen und einige Schlachtendarstellungen. Die Bilder waren offensichtlich hastig und mit schlechter Beleuchtung gemacht. Außerdem hatte der Fotograf ein Weitwinkelob-

ektiv verwendet, das zwar ein breiteres Bildfeld ermöglichte, an den Seiten jedoch einen stark verzerrenden Effekt hatte.

So langsam beschlich Tony der Verdacht, dass er für nichts und wieder nichts Kopf und Kragen riskiert hatte.

Dorkas besorgte sich ein schaumloses Bier und studierte die Fotos, die er auf den Tisch legte und sie mit der Nasenspitze fast berührte.

Tony stellte den Koffer zur Seite. Er wartete, aber Dorkas trank nur sein Bier aus, gab mit Zeichen zu verstehen, dass er noch eines wünschte, und schien weiter an den Fotos zu riechen.

Die Zeit verstrich, die Gäste wechselten, inzwischen wurde der Verkehr schon merklich geringer.

Fast wäre Tony eingeschlafen, wenn ihn nicht ein aufgeregtes Schnaufen von Dorkas aufgeschreckt hätte.

Dorkas sprang auf und stellte sich neben Tony. Seine Zeigefinger deuteten auf eine Szene in der Wandmalerei im Zugang.

Weil Dorkas' Hand zitterte, musste Tony selbst nach der Fotografie greifen, um Genaueres erkennen zu können. Der Zeigefinger tippte auf eine stehende Gestalt, deren Männlichkeit durch ein riesiges erigiertes Glied mit seltener Eindeutigkeit dokumentiert wurde. Vor dem Mann hockte eine Frau. Ihre Hände waren gefesselt, der Mann hielt das Ende des Seils in der Hand.

»Ist das nicht sensationell«, flüsterte Dorkas.

»Mit dem Werkzeug wäre er heute ein großer Hengst in der Pornoindustrie«, mutmaßte Tony Tanner etwas hilflos.

»Unsinn, ich meine doch nicht dieses Zipfelchen da – obwohl, Sie haben recht, *Zäpfchen* ist vielleicht doch untertrieben. Aber das kann sogar eine Attrappe, ein künstlicher Penis, so wie der künstliche Bart der Pharaonen. Ich nehme an, das war so eine Art Machtsymbol. Der Typ trägt ja trotz seines eindeutigen Zustandes einen Rock. Hier schauen Sie, er hat die Krone von Oberägypten auf dem Kopf. Also kein Herrscher über die traditionellen Zentren, sondern einer, der sich eher nach Süden orientiert

haben wird. Aber hier, diese Frau, sie hat die Attribute von Nut.«

»Oh, Nut. Tatsächlich, das ist Nut. Wer ist bitte Nut?«

Verblüfft von so viel Unwissenheit schüttelte Dorkas den Kopf. »Nut ist die ägyptische Himmelsgöttin. Manchmal dargestellt, wie sie sich in ihrem Sternengewand wie eine Turnerin über ihren Gemahl, den Erdgott Geb wölbt. Frage: Wieso wird ein Pharaon dargestellt, der die Himmelsgöttin fesselt und ihr außerdem seinen Schniedelwutz herzeigt wie ein Alphanthier bei 'ner Pavianherde? So eine Form von

Größenwahn ist absolut untypisch. *Vergewaltiger der Nut, Schänder der Nut, Fessler des Himmels ...*«

Dorkas kratzte sich am Kinn und formulierte eine Reihe von Namen, die mit diesem Bild im Zusammenhang stehen könnten. Aber es kam kein Gedankenblitz.

»Vielleicht«, warf Tony schüchtern ein, »wenn ich mal meine Studienerfahrungen auf dem Gebiet Männlein/Weiblein resümieren darf, soll es bedeuten, dass der Typ mit dem Gemächt einem anderen Typen die Freundin weggenommen hat. Die Lady hat nicht freiwillig mitgemacht, sonst wäre sie ja nicht gefesselt, aber gleich wird er sie rannehmen und sozusagen seine Besitzanspruch deutlich machen.«

Ohne Antwort, wenn man sein undeutliches Knurren als eine solche zählen wollte, setzte sich Dorkas zurück auf seinen Stuhl und verglich aufgeregt die Fotos.

»Stimmt«, sagte er dann. »Stimmt, hier ist der Beweis.«

Was Dorkas als Beweis bezeichnete, war die Figur eines liegenden gefesselten Mannes, der von einer stehenden Figur gerade mit einem Sichelmesser kastriert worden zu sein schien, während andere, kleinere Gestalten den Liegenden mit Pflöcken durchbohrten.

»Das ist Geb, der Erdgott«, erläuterte Dorkas. »Was hier geschieht, ist klar, aber warum diese Schaschlikspieße? Warten Sie einmal ...« Wieder ergriff Dorkas den Stapel der Fotos, verglich

und holte eine Szene hervor, die den Aufbruch einer Kamelkarawane zeigten.

»Sehen Sie, was die Kamele, hier und hier, tragen? Ich hatte das für eine Art Zeltgestell gehalten, aber es könnten diese Spieße sein. Hier erscheinen sie allerdings als ziemlich dicke Pflöcke. Und diese Noppen an ihrer Oberfläche – sie sind mit Metall beschlagen, das ist es. Mit Bronze vermutlich, es sei denn, wir müssen unsere Geschichte hinsichtlich der Entdeckung der Metallurgie umschreiben. Aber warum schlägt man Metall in Holz?«

Dorkas grübelte. Dann rief er *Sa ...*, sprang auf und hämmerte gegen die Scheibe des Gastraumes.

Die Passanten auf dem Bürgersteig zuckten zusammen. Einige beschleunigten den Schritt, um möglichst schnell aus der Reichweite dieses offensichtlichen Irren zu gelangen. Bei anderen zeigte sich eher amüsierte Neugier. Und ein älteres Ehepaar, mit dem Ausdruck eines peinlichen Wiedererkennens im Gesicht, blieb stehen. Dorkas winkte und hüpfte wie eine Zwölfjährige, die ihren Lieblings-Boygroup-Sänger entdeckt hat. Die Frau zerrte am Arm des Mannes und wollte wohl die Flucht wählen, aber der Mann nickte Dorkas zu und betrat das Lokal. Er war ein hochgewachsener, hagerer Mensch mit langem Pferdeschädel, auf dem die wenigen Haare in anarchischer Freiheit herumlagen.

Auf Tony Tanner wirkte dieser Mann, als sei er das Ergebnis einer industriellen Dehydrierung: *Legen Sie das Exemplar für drei Stunden in eine Wanne mit Wasser, und Sie bekommen einen normal aussehenden Menschen.*

Sobald es aus der Sichtweite seiner Ehefrau war, erlaubte sich das Pferdegesicht ein spitzbübisches Grinsen. »Dorkas, Sie sollten Ihre Vorstellung auf der Straße machen und einen Hut herumgehen lassen – damit hätten Sie eine todsichere Einnahmequelle.«

Dorkas hüstelte und zeigte eine Hautverfärbung in der Farbrichtung tomatenrot. »Es scheint mir heute nicht gegeben zu

sein, meine übliche Dezenz im gesellschaftlichen Umgang zu beweisen«, kommentierte er zerknirscht. »Trotzdem freue ich mich, Wilfred, dass Sie sich die Mühe gemacht haben, auf meine eindeutigen Aufforderungen zu reagieren.«

»Nun seien Sie nicht allzu verzweifelt. Im Grunde habe ich in den letzten zwei Minuten mehr Spaß gehabt als vorher am ganzen Tag. Meine Frau ...«, Wilfred senkte verschwörerisch die Stimme, »... meine Alte hat mich in eines dieser elenden Musicals geschleift. Und dann noch Lloyd-Webber. Ich kann diese plüschige Notenpampe einfach nicht ab. Als müsste man stundenlang Eierschaumgebäck verzehren, irgendwann wird einem schlecht. Egal – was liegt an, alter Freund, umsonst machen Sie doch nicht einen solchen Aufstand?«

Dorkas nahm begierig diesen Rettungsanker in Gebrauch und stellte zuerst seinen Begleiter vor. So erfuhr Tony, dass Wilfred Hanford Astronom war. Ein guter, wie Dorkas durchblicken ließ, dessen Karriere nur darunter gelitten hatte, dass Hanford Bootsfahrten auf der oberen Themse stets für angenehmer gehalten hatte als hochgestochene Konferenzen in New York oder sonst wo.

Dorkas holte einige Fotografien von der Grabkammer heraus und legte sie auf den Tisch. »Ich hätte Sie damit sowieso in einigen Tagen belästigt, aber es wäre mir ein Anliegen, wenn Sie jetzt schon einen Blick darauf werfen könnten.«

Hanford studierte eine Weile die Fotos. Seine aufgeräumte Stimmung war verflogen, nun war er ganz der konzentrierte Wissenschaftler. »Welche Fragen haben Sie, Dorkas?«

»Eigentlich nur eine. Schauen Sie sich die Sternbilder an, die auf diesen Fotos abgebildet sind, und sagen Sie mir, ob die Darstellung wirklichkeitsgetreu ist.«

»Dazu muss ich erst einmal die genauere Position des Ortes wissen, von dem diese Darstellung stammt. Wobei es natürlich eine gewagte Annahme ist, dass dieser Ort zwangsläufig auch Bezugspunkt der Sternbilder gewesen sein muss.«

»Oberägypten, es handelt sich um einen Oasenort nahe der sudanesischen Grenze«, erklärte Tony.

Hanford nahm sich Zeit für sein Urteil. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein, derartige Sternbilder gibt es und gab es in dieser Himmelsregion nie. Um so etwas zu sehen, müssten Sie sich einige Tausend Meilen, ich kann jetzt nur schätzen, weiter nördlich befinden. Außerdem scheint mir die Darstellung der Sternbilder etwas von dem abzuweichen, was wir heute sehen. Hier und hier gibt es Sterne, die besonders hervorgehoben worden sind ... meines Wissens nach existieren solche Sterne nicht!«

Tony Tanner betrachtete aus den Augenwinkeln die Reaktion von Dorkas auf diese Einschätzung.

Dorkas wischte sich mit einer fahrigen Bewegung über das Gesicht und erblasste merklich. Dennoch hielt er sich gut. Er plauderte mit Hanford, verabschiedete ihn, ging sogar noch mit zu dessen wartender Ehefrau und schaffte es, sie mit einigen nicht einmal ungeschickten Komplimenten mit der Situation zu versöhnen.

Als er zusammen mit Tony den Weg zu seiner Wohnung antrat, war er wie ausgewechselt und starrte nur stumm vor sich hin.

Es hatte zu nieseln begonnen. Von der Straße stieg der Geruch von feuchtem Staub auf. Als sie sich Dorkas' Wohnung näherten, legten einige Vorgärten einen süßlichen Blütenduft aus.

Dorkas bog in eine Straße ab, die Tony noch nicht kannte. Vor einem Schuhgeschäft hielt er an, öffnete die Ladentür und führte Tony durch den Lagerraum in den Hinterhof. Dort mussten sie über einen niedrigen Zaun klettern und standen dann vor einer Mauer, die einen Abstellplatz begrenzte. Die Stahltür sah in der Dunkelheit arg verrostet aus, aber sie quietschte nicht und sie ließ sich auch leise schließen, denn irgendein vorsorglicher Geist hatte an den entscheidenden Stellen Filzstücke angeklebt und war auch mit Fett und Öl nicht sparsam gewesen. Es ging noch

eine Weile so weiter, wobei sie zuletzt in ziemlich kindischer Manier über die Trittsteine einer Rasenfläche hüpfen, bis sie endlich durch den Keller in Dorkas' Behausung vordrangen.

Beim ersten Schritt in den Flur bemerkte Tony den Geruch von Weihrauch. Es roch tatsächlich wie in einer orthodoxen Kirche kurz nach der Ostermesse.

Kaum war die Tür geschlossen, kroch Dorkas auf dem Boden herum und erneuerte einen Kreidestrich und einige Zeichen, die er vor die Tür gemacht hatte.

»Erlauben Sie mir die Bemerkung, dass ich Ihr Verhalten als ziemlich kindisch einstufe«, sagte Tony in gestelzter Höflichkeit. Das hartnäckige Schweigen von Dorkas hatte ihn verärgert.

Nachdem er einige kuriose Bewegungen vollführt hatte, die vermutlich seinem Rücken wohl tun sollten, bequeme sich Dorkas zu einer Antwort.

»So ihr nicht werdet wie diese Kinderlein, so steht es doch im Neuen Testament? Also warum die Aufregung?«

»Lenken Sie nicht ab, Dorkas.«

»Nun gut, es ist kindisch. Aber es soll auch nicht dem Verstand gefallen, sondern dem Unbewussten, verstehen Sie. Das ist ein magischer Kreis, sozusagen das Sicherheitssystem gegen Attacken aus anderen Dimensionen ...«

»Ich verstehe – Sie fürchten den Besuch von Sarah.«

»Psst – vermeiden Sie bitte diesen Namen!« Dorkas blickte ernsthaft empört. »Sagen Sie mal, Herr Tanner, haben Sie eigentlich nie einen echten Gespensterroman gelesen? Da bekommt man doch das Grundwissen über diese Dinge. Also, keine Namen. Zweitens: Solche magischen Kreise und dieses Zeug sind total unsinnig, aber sie wirken unbewusst. Darauf kommt es an. Wenn unser, und damit meine ich auch das Ihre Werte solche Unbewusstes auch nur Anflüge von Unsicherheit empfindet, kann das zu ernsthaften Konsequenzen führen. Sie kennen das, man hat das *Gefühl*, dass man eine Sache nicht kann und dann kann man sie tatsächlich nicht. Daher ist es also durchaus posi-

tiv, kindische Dinge zu tun.«

Bei dieser Erklärung beließ es Dorkas und begann mit der Routine des Nach-Hause-Kommens. Er versteckte sich hinter seiner Geschäftigkeit und wies jeden Versuch von Tony, mit ihm ins Gespräch zu kommen, höflich aber konsequent ab. Tony akzeptierte schließlich, obwohl er genügend Fragen hatte, und begann seinerseits, Sachen zu sortieren. In einer Tasche fand er einen harten Gegenstand. Er schaute ihn verblüfft an und knallte ihn dann lautstark auf den Küchentisch.

»Himmel, müssen Sie mich denn so erschrecken? Was ist das denn?«

»Dieses Ding hatte von Puttkammer in der Hand, als er verschüttet wurde. Ich habe es gestohlen. Irgendwann werde ich mir darüber Gedanken machen, wie viele Gesetze ich damit übertreten habe. Es fängt vermutlich mit Leichenschändung an.«

Ohne auf Tonys elegische Betrachtungen zu achten, nahm Dorkas den Stab und begutachtete ihn von allen Seiten. Dann geriet er in eine seiner Phasen heftiger körperlicher Aktivität, die auf den Betrachter ebenso überraschend wirkten wie der plötzliche Angriff eines Elefantenbullen auf den Jäger. Dorkas hüpfte über den Kreidekreis und wetzte das Treppenhaus hinunter. Seine Pantoffeln klatschten in eifrigem Rhythmus die Stufen entlang.

Es dauerte eine Weile, bis er mit einem kleinen verstaubten Kasten zurückkam. Sorgfältig kontrollierte er den Kreidestrich und stellte den Kasten auf den Küchentisch. Er musste eine Weile wischen und putzen, bevor er überhaupt den Verschluss entdecken konnte.

»Das gute Stück hat ganz hinten in der Ecke gestanden. Ich habe es sozusagen zusammen mit dem Laden übernommen.«

Der Kasten enthielt zwei goldene Stäbe, die in rechtem Winkel zueinander fixiert waren.

Mit Erstaunen bemerkte Tony, dass diese Stäbe große Ähnlichkeit mit dem von ihm mitgebrachten Stab hatten, den Dorkas

nun vom Tisch nahm und sorgfältig zu den anderen legte.

Die Stäbe bildeten nun ein gleichseitiges Dreieck. Nichts geschah – was Tony nicht verwunderte, der auch nichts erwartet hatte, was Dorkas aber in verzweifelte Aufregung versetzte. Er pustete Staubkörnchen weg und verschob die Stäbe, bis sich ihre Enden berührten. Ein kaum wahrnehmbares Klicken erklang, als Metall auf Metall stieß.

Als hätten sie sich abgesprochen schwiegen die beiden Männer und hielten den Atem an. Und dann stieg von dem goldenen Dreieck ein Summen auf; zuerst schien es vom Gehör kaum zu erfassen, ein federleichtes Geräusch, das zwischen der Stille und dem Rauschen in den Ohren der beiden Männer pulsierte.

Dann gewann das Geräusch an Kraft, schwang sich in die Höhe, stieg empor und bäumte sich auf wie eine Riesenwelle, die einen flachen Strand überragt.

Dunkel wie das Dröhnen einer Bronzeglocke überschwemmte der Ton den Raum: Wellen fluteten näher, schienen die Körper der Männer bis in die kleinste Pore zu durchdringen und weiter ins Unendliche hinaus zu wandern. Langsam breitete sich wieder Stille aus. Aber es war eine andere Stille, neu und frisch und voll rosiger Erwartung.

»Was war das?«, stieß Tony hervor. Er legte die Hand auf den Bauch. Sein Solarplexus schien immer noch zu vibrieren.

Dorkas klatschte in die Hände. »Was das war? Das war genau das, was ich in diesem Moment brauchte. Es funktioniert also doch noch. Und ich befürchtete schon, alles wäre verloren und wir wären zu spät gekommen.«

Trotz der Eile, die seine Worte auszudrücken schienen, musste das Ritual des Teekochens vollzogen werden, bevor Dorkas endlich zu weiteren Erklärungen bereit war.

»Haben Sie Ovid gelesen oder einen anderen der antiken Schriftsteller? Natürlich nicht. Denn sonst wüssten Sie, dass man noch in der römischen Zeit bei Sonnenfinsternissen und Mondfinsternissen große Gongs geschlagen hat, um dem Gestirn zu

helfen.«

»Punkt eins: Meine literarische Bildung stand nicht zur Debatte. Punkt zwei: Die Chinesen machen doch heute noch Lärm, um den Drachen zu verjagen, der die Sonne verschlingen will. Eine ziemlich primitive Vorstellung. Aber was hat das mit diesem – Klang zu tun? Ich habe immer noch ein Vibrieren im Bauch.« Tony rieb sich unwillkürlich über den Leib.

»Vorsicht – primitive Vorstellungen sollte man nie unterschätzen. Sie sind nämlich nicht, wie man oft glaubt, Ausdruck eines Denkens, das sich noch nicht genug entwickelt hat. Im Gegenteil – derartiger Aberglaube ist oft ein Verfallsprodukt alten Wissens – etwas sehr Wertvolles! Es geht nämlich ursprünglich nicht darum, Lärm zu machen, sondern darum, die Klänge zu stärken, die das Universum durchfluten. Die Melodie der Welt – verstehen Sie?«

»Die Melodie der Welt – Nein!«

»Ich hatte es befürchtet. Also, im Kurzdurchlauf – Pythagoras, die Sphärenharmonien, der heilige Laut Om, der heilige Namen Gottes, das Glöckchen bei der Wandlung in der katholischen Messe, Beschwörungsformeln – alles ist Klang. Die Welt ist von Klängen, Tönen und Harmonien durchzogen. Verstanden? – Na endlich. – Das, was gerade geschehen ist, wurde in der Antike als Reinigungszeremonie durchgeführt. Und zwar nur innerhalb bestimmter Kreise – der Priesterschaft, einigen Sekten, bei Mysterieneinweihungen. Der Witz ist, dass nur Personen in unmittelbarer Nachbarschaft diesen Effekt bemerken. Wären Sie eben im Nebenzimmer gewesen, hätten Sie vielleicht gemerkt, dass sich Ihre Laune etwas bessert, aber Sie hätten womöglich den Ton nicht gehört. So konnten sich also beispielsweise die Priester hinter einem Vorhang versammeln, sich reinigen und dann ihren Pflichten nachkommen, ohne dass Zuschauer etwas bemerkten.«

»Eine hübsche Geschichte. Und so aufregend neu.«

Dorkas äugte misstrauisch zu Tony hinüber und brauchte eine Weile, bis er die Ironie in dessen Worten erkannte. »Sie glauben

also, ich würde mir wieder was aus den Fingern saugen? Sie haben doch selbst bemerkt, dass es funktioniert. Und dass solches Wissen nicht alle Tage auf dem offenen Markt gehandelt wird, sollte Sie auch nie mehr erstaunen. Tatsache ist, dass es eine ganze Reihe solcher Stäbe in unseren Museen gibt. Sie wurden aber immer entweder als Schmuckstück oder als Rollsiegel eingestuft. Der Witz ist – das ist nicht einmal falsch. Aber keiner ist auf den Gedanken gekommen, dass diese kleinen Dinger einen ganz anderen Effekt haben, wenn man sie zusammenlegt. Also, die Priester konnten so etwas als Siegel benutzen, aber sie nutzen die Stäbe eben auch auf diese spezielle Art.«

»Woher kommt die Energie, die für diese Lauterzeugung notwendig ist?«

»Jedenfalls nicht aus der Autobatterie, wie bei den Idioten, die hier nachts mit aufgedrehter Stereoanlage vorbeifahren. Ich weiß es nicht genau. Vielleicht ist es die Luftpotelektrizität, denn diese Stäbe bestehen aus mehreren Schichten von Metallen. Jedenfalls, und das war meine Befürchtung, könnten schon gewisse Dinge geschehen sein – ich brauche jetzt wohl nicht in die Einzelheiten zu gehen – die diesem uralten heiligen Instrument die Kraftquelle entziehen. Wie sehen, beziehungsweise gehört haben, ist das nicht der Fall. Zum Glück.«

»Wo kommen die beiden Stäbe her, die schon in dem Kasten waren?«

»Ich habe wirklich keine Ahnung. Aber es gibt vergleichbare Objekte aus verschiedenen Kulturen. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass von Puttkammer diesen Stab in einem Grabmal gefunden hat.«

»Wieso? Es ist doch naheliegend, einen derart wertvollen Gegenstand auch mit in die andere Welt zu nehmen?«

»Diese andere Welt ist die Welt des Schweigens und der Schatten. Das ist so, als würden Sie mit einem dröhnenden Transistorradio durch ein Museum ziehen wollen. Es gäbe die Möglichkeit, dass man nicht wusste, um was für einen Gegenstand es sich

handelte und ihn daher als bloßes Schmuckstück in die Grabkammer legte. Aber das halte ich für unwahrscheinlich. Ich glaube, dass *die* – wer immer es auch war – die Stäbe verschwinden lassen wollten. Ein reinigender Klang gehörte nicht in ihr Konzept. Und damit wären wir bei den Sternbildern in der Grabkammer ...«

Dorkas beendete seinen Satz mit einem großen Fragezeichen, das im Raum stehen blieb, und schaute Tony erwartungsvoll an.

Der fühlte sich unbehaglich wie bei einer Schulprüfung in Mathematik und hatte genauso wenig Ahnung, was man von ihm wollte.

Endlich fuhr Dorkas mit einem Seufzer fort: »Die dritte Genesisvariante – die Sterne, die am Himmel verrückt geworden sind. Da haben wir den Beweis.«

»Den Beweis wofür?«

»Den Beweis dafür, dass ...« Dorkas kam ins Stottern, » ... nun, dass, dass ...«

»Dass sich einige altägyptische Maler einen Anflug von Fantasie leisteten? Oder wir haben es mit einer Erinnerung an einen alten Wohnort zu tun, bevor sich die Stämme auf eine Wanderung machten? Das ist wohl die naheliegendste Erklärung.«

Dorkas vermied eine Diskussion und erklärte, er sei müde und müsse jetzt schlafen. Dann kam er aber noch einmal in die Küche und zeigte Tony eine Zeitung.

Der ahnte das Schlimmste. »Bitte nicht wieder dieser Unfug mit dem Mondkind«, bettelte er.

Dorkas lächelte milde, mit einem Anflug von Boshaftigkeit. »Herr Tanner, Sie sollten inzwischen etwas vorsichtiger mit der Bezeichnung *Unfug* umzugehen gelernt haben. Hier ...« Dorkas blätterte die Seite 3 der Zeitung auf und deutete auf das Foto eines Mädchens, das verwirrt und verwahrlost in die Kamera starrte. *Vermisstes Mädchen an den Docks gefunden* titelte die Schlagzeile.

»Hören Sie«, maulte Tony Tanner, »mein soziales Gewissen schwindet bei zunehmender Müdigkeit. Also lassen Sie uns morgen über das traurige Schicksal dieser Ausreißerin sprechen.«

»Sie behauptete, von einem Außerirdischen vergewaltigt und gefangen gehalten worden zu sein«, sagte Dorkas ruhig.

Tony verspürte wieder dieses Kribbeln im Nacken. Kein gutes Zeichen, denn es bedeutet, dass Dorkas wieder mal einen seiner Geschichten in der Hinterhand hatte. Tony schüttete sich den letzten Rest Tee aus der Dreiliterkanne ein und beugte ergebend den Kopf.

»Zu diesen Vorgängen kann ich Ihnen bei Gelegenheit gern die Interpretationen eines gewissen Mr. Mac Morley weitererzählen, die möglicherweise nicht ganz unvernünftig sind. Aber das vielleicht ein anderes Mal. Ich höre ...«, sagte er.

»Besagtes Mädchen verschwand vor vier Monaten und tauchte erst, obwohl die Polizei intensiv suchte, gestern wieder auf. Sie behauptete, wie gesagt, von einem Außerirdischen vergewaltigt worden zu sein. Sie habe dann ein Kind geboren und sei freigelassen worden.«

»Laut Mac Morley dürfte das ein Ablenkungsmanöver sein, das den wahren Vater verheimlichen hilft. Wissen Sie denn, wie viele sogenannte Kinder von Außerirdischen auf dieser Welt sind? Mehr als je auf einem Rücksitz eines Morris Minor gezeugt wurden – und das will was heißen!«

»Die Ärzte habe das Mädchen untersucht. Sie sind der Meinung, dass kurz vorher eine normale Geburt stattgefunden haben muss.«

»Sie konnte also fünf Monate lang ihre Schwangerschaft verheimlichen, verschwand für vier Monate, bekam das Kind und tauchte wieder auf. Vielleicht eine Geschichte für ein Romänchen. Oder hatte sie eine Fehlgeburt?«

»Ich meine eine normale Geburt.«

Tony kratzte sich am Kopf. »Also der ideale Plot für einen Liebesroman!«

»Vielleicht für einen Science-Fiction-Liebesroman, Herr Tanner. Denn hier haben wir den Knackpunkt. Zwei Tage vor ihrem Verschwinden – und nun fragen Sie mich nicht, aus welchen Quellen ich diese Information habe – war sie mit ihrer Mutter bei einem Gynäkologen. Und der stellte beiläufig fest, dass sie eine *virgo intacta*, also unberührt, war. Zwei Tage später verschwand sie.«

»Die Geschichte der menschlichen Sexualität beweist, dass eine Jungfernschaft innerhalb von fünf Minuten verabschiedet werden kann. – Natürlich nur, wenn der Typ das Mädchen wirklich lieb hat. Sonst zwei Minuten.«

»Das finde ich nicht witzig, Mr. Tanner. Das Mädchen war wegen einer Erkrankung beim Arzt. Und deswegen musste sie auch in den nächsten zwei Tagen das Bett hüten. Da ist also nichts mit einem Liebhaber. Und vor allem eines ist damit noch nicht geklärt: Nehmen wir an, sie hatte tatsächlich etwas mit einem Mann, wie kann es nach vier, ich wiederhole vier, Monaten zur Geburt eines lebensfähigen Kindes kommen? Das fällt uns doch etwas auf!«

»Normale Geburt bedeutet noch nicht, dass das Kind lebensfähig war, denke ich, Herr Dorkas. Aber nehmen wir den Fall einmal an, es gebe ein lebensfähiges Baby, das nur vier Monate getragen wurde. Eine Art Superfrühchen. Hat das etwas mit Ihrem Mondkind zu tun?« Tony fasste sich wieder auf den Leib.

»Mag sein, dass Ihre Bedenken richtig sind. Doch sehen Sie die Fakten: Eine normale, junge Frau verschwindet. Da ist sie noch Jungfrau. Nach vier Monaten ist sie wieder da, hat ein Kind zur Welt gebracht, erinnert sich an kaum etwas, kann nicht sagen, wo sie war, was mit dem Kind geschah. Sie kommt nicht aus asozialen Verhältnissen und hat ein verständnisvolles, aufgeklärtes Umfeld. Kein Grund, warum sie etwas verheimlichen sollte. Zumindest ist die Sache kurios. Das Mädchen war in einem total verwirrten Zustand. Aus dem Artikel war nur zu entnehmen, dass der Leiter einer renommierten Privatklinik zu einer kosten-

losen Behandlung bereit war.«

»... womit dieses Mädchen derzeit also aus der Öffentlichkeit verschwunden wäre«, ergänzte Tony nachdenklich.

»Richtig. Und hier ist ein leises Misstrauen angebracht. Leider weiß ich noch nicht, um welche Klinik es sich handelt. Aber das finde ich heraus. Übrigens sollten Sie jetzt endlich schlafen gehen. Morgen ...«, Dorkas schaute aus kleinen Augen zur Uhr, »heute stehen uns noch eine Menge Aufgaben ins Haus.«

Der folgende Morgen seines Lebens erfreute Tony Tanner mit dem Anblick eines auf dem Boden herumkriechenden Dorkas, der sein voluminöses Hinterteil wacker in die Luft streckte, ein Körperteil übrigens, dessen Anblick auch bei einem weniger zur Boshaftigkeit neigenden Menschen wie Tony Tanner sofortige Assoziationen an die hintere Hälfte eines belgischen Kaltblüters ausgelöst hätte.

»Sind Sie zwecks Ausübung Ihrer morgendlichen Parterregymnastik dem Teppich Ihrer Behausung so nahe gekommen?«, erkundigte sich Tony hinterhältig, denn wenn er auch den Sinn von Dorkas' Aktion nicht durchschaute, so verbot schon die Fassung des einzigen Mitwirkenden dieser Vorstellung jeden Gedanken an eine sportliche Veranstaltung.

Dorkas hatte einige Karten auf dem Teppich ausgebreitet und versuchte nun, durch Verschieben und Aneinanderlegen einen Zusammenhang herzustellen. Eine Weile war er damit beschäftigt, lange genug, um Tonys spöttisches Lächeln wieder verschwinden zu lassen.

Schnaufend richtete sich Dorkas auf. »Ich verstehe es nicht«, sagte er enttäuscht.

»Was verstehen Sie nicht?«

»Die Karte, die ich aus dem Zimmer jener Dame, der zu Ehren diese Zimmer jetzt nach schützendem Weihrauch duften, geholt und kopiert habe. Ich kann sie mit keiner realen Geografie in Verbindung bringen.«

»Vielleicht gibt es keine dazu passende wirkliche Landschaft.«

Dorkas schlurfte in die Küche und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Die Hoffnung darauf, einen Tee zu bekommen, trieb Tony in dieselbe Richtung.

»Es könnte doch gut sein«, führte er seinen Gedanken weiter aus, »dass diese Karte gar nichts mit Geografie zu tun hat, sondern viel mehr mit Romantik und Fantasie. So etwa wie diese *Landschaften der Liebe* aus dem 17. Jahrhundert.«

Eine Weile dachte Dorkas nach, den Kopf in die Hände gestützt, und schaute dabei aus dem Fenster auf den verlassen Hof. »Nein«, sagte er dann energisch, als hätte er sich zu einer abschließenden Beurteilung durchgerungen, »eine *paysage d'amour* passt nicht zu ihr. Person X tändelt nicht und grübelt nicht, Person X handelt. Davon bin ich fest überzeugt, auch wenn es mir absolut nicht weiterhilft.«

»Wer sagt Ihnen, dass diese Karte wirklich von – äh, dieser Person X stammte?«

Dorkas schaute Tony aufmerksam an. »Wie meinen Sie das?«

»Nun ja, wenn Ihnen jemand diese Karte klauen würde, dann würde er wahrscheinlich davon ausgehen, dass es Ihre Karte ist, weil sie in Ihrer Wohnung war. Aber tatsächlich ist die Karte nicht ursprünglich aus Ihrem Besitz. Genauso könnte es im Fall der Person X gewesen sein.«

Die Beine von Dorkas wurden nach vorn ausgefahren, der Oberkörper fiel nach hinten, und dieses Mal fixierte Dorkas einen Punkt an der Decke, während seine Finger nervös auf der Tischplatte trommelten. »Stimmt«, stellte er fest. »Ich bin einem logischen Fehlschluss erlegen. Tatsächlich war der Zustand der Originalkarte so, dass es sich um eine Kopie gehandelt haben könnte. Leider habe ich nicht genau darauf geachtet. Tja, dann ist es natürlich möglich, dass auch Person X nicht wusste, welche Bedeutung die Karte hatte!«

»Wenn es denn überhaupt eine Bedeutung gibt«, tröstete Tony und nahm auch zur eigenen Beruhigung einen Schluck Tee.

»Es gab da einen etwas schwierig erklärbaren Vorfall, der mich von der Wichtigkeit dieser Karte überzeugt hat. Aber das alles bringt uns nicht weiter.« Dorkas setzte sich wieder zurecht und schaute Tony finster an. »Nehmen wir mal an, Sie würden auf der Straße einem Mann begegnen und hätten plötzlich das unüberwindliche Bedürfnis, Ihre Faust in seinem Gesicht zu versenken – was würden Sie dann denken?«

Tony zuckte nachlässig die Achseln. »Ich würde zunächst denken, dass ich meinem Kollegen Heathercroft begegnet bin. Und dann würde ich denken, dass ich dem Bedürfnis nicht unbedingt widerstehen sollte.«

»Ganz falsch. Sie sollten sich überlegen, ob dieser Gedanke wirklich von Ihnen stammt oder sozusagen implantiert worden ist – von außen!«

»Könnte es sein, dass Sie mein Leben wieder etwas komplizierter gestalten wollen, Dorkas? Soll ich demnächst meinen Schädel in Alufolie einwickeln, oder haben Sie vielleicht zufälligerweise einen Schutzhelm gegen Einflüsterungen aus der vierten Dimension in Ihrem Laden? Und nun fragen wir uns, bin ich aggressiv, weil Sie mir auf den Wecker gehen – oder lacht sich Freundin Sarah gerade jetzt eins ins Fäustchen? Es wird wohl Zeit, mir einen Kreidekreis um den Kopf zu malen. Oder noch besser: Wir machen die Reinigungsklänge in dem Moment, wo Sarah hier eintritt ...«

Dorkas zuckte bei der Nennung des Namens *Sarah* zusammen und wedelte mit der Hand, als wolle er einen üblen Rauch aus dem Zimmer vertreiben. »Grundsätzlich«, sagte er, und man konnte seiner Stimme anmerken, dass er sich bemühte, ganz ruhig zu bleiben, »grundsätzlich ist das Leben tatsächlich kompliziert. Oder auch nicht. Es kommt ganz auf die Sichtweise an. Ich will Sie lediglich darauf hinweisen, dass in der jetzigen Situation etwas Selbstkontrolle nötig ist. Es soll keine Drohung sein, keine düstere Prophezeiung, sondern lediglich eine Bitte um etwas Aufmerksamkeit. Keine Meditation – fangen Sie jetzt bloß nicht

mit so was an – keine geistige Aerobic. Einfach die Frage, *was tue ich jetzt, warum tue ich es?*. Ist das zu viel verlangt?«

»Wieso kommen Sie mir jetzt mit so was?« Jawohl, ich bin misstrauisch und ich weiß, warum, dachte Tony Tanner, als er diesen Satz aussprach.

Dorkas grinste: »Erstens überhaupt. Zweitens hatte ich Gelegenheit, während Sie es bevorzugten, sich in Morpheus Armen auszuruhen, einen kleinen Blick in einschlägige psychologisch-esoterische Werke zu werfen, und drittens, und das ist der Hauptgrund, habe ich gestern absoluten Mist gebaut.«

»Dorkas, woher kommt diese Selbstkritik, das war doch nicht etwa Sar ...«

»Nicht dieser Name«, zischte Dorkas dazwischen, und das bisschen Selbstgefälligkeit verflog vollständig. »Fakt ist, aber darauf bin ich leider zu spät gekommen, dass meine Aktion mit den Stäben ungefähr so hilfreich war, als würde ich ein Feuerzeug in einen Benzintank werfen.«

Mit schräg gelegtem Kopf wartete Dorkas darauf, dass Tony angesichts dieses farbigen Bildes Anzeichen von Erschütterung zeigte.

Aber Tony lächelte nur versonnen und dachte daran, dass es für Dorkas nichts Ungewöhnliches wäre, ein Streichholz in einen Benzintank zu werfen.

»Verstehen Sie«, fuhr Dorkas schließlich fort, »es war eine Art Feuerwerk, ein Fanal, ein Signal ...«

»Ich verstehe, Sie meinen, dass jetzt diese idyllische Straße von Wesen aus der anderen Dimension bevölkert wird.« Tony prustete vor Lachen. »Seit dreihundert Jahren kann man in diversen Schlössern des britischen Adels zum ersten Mal wieder richtig schlafen, weil die Weiße Frau unterwegs zum Feuerwerk ist. Verzeihung, die Vorstellung hat einen leicht komischen Aspekt, mein Lieber!«

»Es gibt Menschen«, schnaufte Dorkas, »die können alles ins Lächerliche ziehen. Aber selbst wenn diese Eigenschaft heutzuta-

ge mit Witz und Intelligenz verwechselt wird, ist sie selten hilfreich. Sie wissen genau, was ich meine. Es geht nicht um feinstoffliche Überbleibsel zart besaiteter adliger Fräuleins, sondern um einen Gegner, der angetreten ist, weil er siegen will. Und sollte er siegen, dann gnade uns Gott. Und jetzt ist Schluss mit diesen Kindereien. Wir haben etwas zu besprechen. Aber vorher muss ich ins Bad.«

Dorkas rauschte ab, und Tony hatte eine Minute, in der er sich in aller Ruhe darüber klar werden konnte, dass er keine Lust auf Geschirrspülen hatte und dass dieser Lustmangel in einem Teil seines ureigensten, männlichen, haushaltsfeindlichen Wesens wurzelte, als das Telefon klingelte.

»Gehen Sie bitte dran«, schrie Dorkas durch die Badezimmer-tür.

Tony meldete sich mit »Hier bei Dorkas«. Einen Moment hatte er nur das Rauschen in der Leitung, und es schien fast so, als sei die Verbindung zusammengebrochen, aber dann bat ihn eine Stimme, Dorkas an den Apparat zu holen. Es war eine tiefe, klingende Stimme, die gewohnt zu sein schien, große Räume zu füllen, und sie hatte einen deutlichen italienischen Akzent. Pflichtgemäß streckte Tony das Spiralkabel des Telefonhörers und schob diesen durch den Spalt, um den Dorkas seine Badezimmer-tür öffnete. Da Dorkas den Wasserhahn laufen ließ und daher laut sprach, konnte Tony das Gespräch mit anhören.

Eigentlich war es kein richtiges Gespräch, denn Dorkas begnügte sich mit Stichworten wie *Sofort?*, *Nizza?* und *pelidianisches Fragment*. Einige *Wirklich!* und *Ist das so, ist es nicht?* waren auch noch zu vernehmen, vermochten für Tony aber nicht zu größerer Sinnfindung beizutragen.

Dann allerdings geschah etwas gänzlich Unerwartetes: Dorkas stürmte, ein Handtuch um die nasse Hüfte, aus dem Bad, warf Tony den Hörer zwecks Auflegen zu, und begann, Reisevorbereitungen zu treffen. Tony war dermaßen verblüfft, dass ihm jed-

wede Bemerkung im Halse stecken blieb. Allerdings schwante ihm auch, dass er seinerseits gefordert sein würde.

Unauffällig beugte er die Dinge, die Dorkas in einen offensichtlich neuen Koffer quetschte. Aus der Auswahl der Kleidungsstücke war nur zu schließen, dass Dorkas entweder zu einer Swinger-Party auf die Bermudas oder zum Extrem-Trekking in die höheren Lagen des Himalaja aufbrach, aber beide Varianten konnten Tonys Neugier nicht stillen. In seiner Verzweiflung begann er, mit Dorkas' heiligen Töpfen Tee zu kochen, aber schließlich fragte er doch – und holte sich eine glatte Abfuhr.

»Ich bin gleich fertig!«, sagte Dorkas nur. Nach einer Weile schleifte er den Koffer in den Flur und musste sich der Tatsache stellen, dass Gepäckstücke nicht nur Volumen, sondern auch Gewicht haben. Immerhin war Dorkas jetzt auch völlig bekleidet, allerdings in einer Weise, dass seine Ehefrau, wenn er eine gehabt hätte, die Worte *Total farbenblind!* hervorgebracht hätte, ehe sie vor Scham im Erdboden versunken wäre.

Inzwischen hatte Tony den Tee zubereitet und sich ebenfalls um seine Kleidung gekümmert. Dabei hatte er den Zettel gefunden, der ihn in Kairo zu der sufitischen Vereinigung geführt hatte. Er legte den Zettel achtlos auf den Küchentisch und ging wieder nach nebenan.

Ohne große Begeisterung sortierte er Hemden und Unterwäsche, als aus dem Nebenraum ein Schrei ertönte. Tony fuhr auf, sprang durch die Tür und prallte mit Dorkas zusammen, der in Gegenrichtung unterwegs war.

»Woher haben Sie das?«, fragte Dorkas und hielt den Zettel wie eine Reliquie vorsichtig zwischen den Fingerspitzen. Ganz ohne Zweifel hatte Dorkas den Zusammenprall besser überstanden als Tony Tanner, der nach Luft schnappend auf den Boden gesackt war.

Nachdem er wieder zu Atem gekommen war, erklärte er die Herkunft dieseszettels.

»Ich glaube, diese Schrift zu kennen«, sagte Dorkas und lieferte

damit zugleich eine Begründung für sein Erstaunen. »Ich glaube, nein, ich bin sicher, dass es die Handschrift von Fritz Weiss ist.«

Er ließ sich auf den Stuhl plumpsen und verbrachte die nächste halbe Stunde damit, Tony einem inquisitorischen Verhör über alle Vorgänge rund um die Sufi-Schule zu unterziehen.

Bisher hatte Tony weder Zeit noch Lust gehabt, alle Ereignisse zu berichten, nun aber quälte er sich, unterbrochen von Fragen, Nachfragen und Nachfragen zu Nachfragen durch seine Erinnerungen. Gut, dass jetzt duftender Tee auf dem Tisch stand.

»Können Sie sich an die Schnitzerei an der Tür erinnern, auf die der Mann deutete?«

»Nein, ich ...«

»Wie sah der Mann genau aus?«

»Also, ja, er hatte ... eine Nase eben ...« Am Schluss jammerte Tony nach neuem Tee, und Dorkas zeigte wieder Anflüge von ehrlicher Fürsorge für seinen Gast.

»Welche Bedeutung hatte dieser Mann?«, fragte Tony schließlich, mehr als Ablenkung, denn aus Interesse.

»Keine Ahnung«, antwortete Dorkas. »Aber wenn er eine Bedeutung hat, dann wird er zu uns finden. Die Dinge entwickeln sich. Ich gehe auf eine Reise. Und für Sie habe ich auch eine Aufgabe. Es gibt das sogenannte peladianische Fragment, benannt nach dem ersten Besitzer, dem Achille Peladiano. Ein venezianischer Kaufmann des 14. Jahrhundert übrigens, aber das tut nichts zur Sache. Dieses Fragment ist Teil einer altpersischen Städtepalette, einer Art Landkarte. Das Fragment ist der wichtigste Teil für uns. Beschaffen Sie dieses Fragment oder machen Sie wenigstens eine Fotografie davon. Seit 1755 ist der Verbleib unklar. Aber seit eben wissen wir, dass es sich in einer Privatsammlung befindet. Und darum«, Dorkas lehnte sich genüsslich zurück, »werden Sie jetzt schnellstens nach Nizza aufbrechen.«

»Was war das für ein Anrufer?«, machte Tony noch einen letzten neugierigen Anlauf.

»Ich denke, Sie haben gelauscht, ist es nicht so?« sagte Dorkas

und zupfte sich zweideutig am Ohr. »Aber wie dem auch sei – Destination ist Nizza. Welchen Koffer soll ich diesmal für Sie holen?«

»Ich nach Nizza?«, sagte Tony Tanner. »Nach Nizza? Den Teufel werde ich tun!« Und nach einer Weile ergänzte er mit erschöpftem Schnaufen: »Holen Sie den Karierten mit dem Lederhenkel!«

Nizza empfing Tony Tanner mit einer Sinfonie von Blau und Grün. Als er am Morgen auf den Balkon seines Hotelzimmers trat, wölbte sich ein tiefblauer Himmel über der Bucht, das Meer schimmerte verführerisch, Wellenkämme schäumten marmorweiß auf und verschwanden sanft wieder im trägen Dunkelblau, als würde sich eine Schar von neckischen Wasserwesen mit einem Versteckspiel vergnügen. Tanzende Blütenblätter auf der Straße markierten den Weg des erfrischenden Windes, der den würzigen Duft von Salzwasser, Waldboden und Gewürzen mit sich trug.

Tony lehnte sich an das Geländer und genoss mit geschlossenen Augen die sanfte Wärme der Sonne, die ihn einhüllte wie ein kostbares, safrangelbes Gewand. Es war einer dieser Momente, die ewig dauern sollten, in denen das Leben plötzlich die Form annimmt, die es immer haben sollte und selten wirklich hat. Nach einer Weile verabschiedete sich Tony Tanner seufzend aus diesem zeitlos paradiesischen Zustand und ging zurück in sein Zimmer. Er war nicht zum Vergnügen hier – Dinge mussten getan werden, die vielleicht das Schicksal dieser Erde mitbestimmen. Außerdem hatte er Hunger.

Derart motiviert verlegte Tony Tanner das Feld seiner Aktivitäten in den Frühstücksraum und schaffte es in der nächsten anderthalben Stunde, dem Ruf der Engländer als trunksüchtige

und krakeeleifrige Fußballfans denjenigen der grausamen Plünderer von Frühstücksbuffets hinzuzufügen – zumindest in den Augen des moderat entsetzten Personals.

Während Tony munter kaute, dachte er daran, dass es sehr angenehm wäre, diesen Genuss mit einer gut ausgeschlafenen und hübsch proportionierten Person weiblichen Geschlechts zu teilen. Mit Francine zum Beispiel. Oder mit ... na ja, dachte er dann, belassen wir es bei Francine. Vorerst.

Aber als er zum wiederholten Male einen vollen bis übervollen Teller an seinen Tisch zurückbrachte, fiel ihm ein, dass Francine ihn schon längst mit ihren weiblich unfairen Hinweisen auf Cholesteringehalte, Übersäuerung des Blutes und – ihr boshaftester Trick – mit scherzhaften Hinweisen auf anwachsende Taillenmasse gebremst haben würde.

Manchmal, so stellte Tony Tanner fest, war ein Mann sich selbst genug. *Nur ich und meine Gabel.*

»Monsieur Tanner? Hier ist ein Telefax für Sie.« Der Kellner hielt Tony das Papier boshaft hin, und Tony war gezwungen, das Blatt mit melonensaftgetränkten Fingern anzufassen.

Heathercroft schien wirklich eine Menge Leichen im Keller zu haben, so wie der sich ins Zeug gelegt hatte. Das Fax enthielt eine Reihe von Adressen bekannter Kunstsammler in Nizza. Darunter stand die Frage: »Was ist der Posten *Pyrotechnik, diverse* in deiner letzten Spesenabrechnung? Die Numero Uno würde das gern wissen, hat aber schon abgezeichnet. PS. Ich muss dich unbedingt mal sprechen.«

Tony lächelte befriedigt. *Pyrotechnik, diverse* klang irgendwie wesentlich seriöser als *Raketengeschoss, panzerbrechend, russisch* und *Munition, Pistole*. Aber irgendwann musste er sich wohl doch etwas einfallen lassen, um seinem Vorgesetzten eine befriedigende Erklärung zu liefern. Irgendetwas mit den Jungs vom Sicherheitsdienst, denen er im Ausland aushelfen musste ...

Das Hotel, in dem er logierte, lag etwas außerhalb von Nizza

an einem Hang oberhalb der Straße, die an der Küste entlang nach Villefranche führte. Es war ein exklusives Haus in schönster Umgebung, und jedem, der das Gebäude erblickte, war klar, dass ungeheure Mengen an Schmiergeld geflossen sein mussten, um die Baugenehmigung für das *Fleur de Nice* zu erhalten. Entsprechend astronomisch waren die Preise, aber das hätte Tony Tanner nur dann gestört, wenn er selbst bezahlt hätte. Das war nicht der Fall, denn er befand sich wieder auf einer offiziellen Mission, deren Spuren, so war zumindest zu hoffen, sich in dem Dickicht der Amtsbürokratie zwischen Tea-Time und vorzeitigem Arbeitsschluss am Freitagnachmittag verlaufen würden.

Eine Kunstaussstellung, zu deren Schirmherren auch ein Mitglied der *Royals* gehörte, sollte in den nächsten Monaten konzipiert und zusammengestellt werden, und er, Tony Tanner, wollte vorfühlen, ob die Herren Sammler bereit wären, einen Teil ihrer Schätze als Leihgaben für das *Victoria and Albert* zur Verfügung zu stellen. Das Ganze war plausibel und dabei derart schwammig und nebulös, dass es nie Nachfragen geben würde.

Tony war nicht wenig stolz auf seinen Geniestreich, musste sich aber bald darauf in der Kunst der Frustrationsbewältigung üben. Als er dem Portier seine Liste zeigte und von seiner Absicht berichtete, bekam er als Antwort ein Grinsen, das von Ohr zu Ohr reichte.

»Der da«, der Portier tippte auf die letzte Adresse, »den können Sie vergessen, sobald es um antike Kunst geht. Der ist bekannt dafür, dass er nur den modernsten Kram sammelt. Er hat den ganzen Park voller Skulpturen – es sieht dort meistens aus, als wäre ein ganzer Jumbojet voller Gerümpel abgestürzt, wenn Sie mich fragen, aber heutzutage ist ein Haufen Schrott eben moderne Kunst.«

Der Finger des Portiers fuhr die Liste herauf. Ein Kichern sorgte dafür, dass der gesamte Leib des korpulenten Mannes in Vibration geriet.

»Den können Sie auch streichen. Der sitzt nämlich in Haft, ir-

gendwo in Thailand. Er war ein bekannter Sammler erotischer Kunst, aber leider hatte er auch eine Vorliebe für kleine Mädchen. Ich müsste lügen, wenn ich ihn bedauern würde, das couchon, je'ais on vie de vomir ...!«

Es war Abend, als Tony Tanner auf der Promenade des Anglais auf einer Bank saß.

Hinter ihm rauschte der Verkehr, vor ihm öffnete sich die Bucht. Er hatte eine Unzahl an Telefonaten geführt, hatte mit schnippischen Sekretärinnen, schnöseligen Butlern und verständnislosem Dienstpersonal und in einigen Fällen sogar mit dem Besitzer der Kunstsammlung selbst gesprochen. Das Ergebnis war, abgesehen von einer Steigerung an Menschenkenntnis, gleich null. Alles hätte so wunderbar einfach sein können, und nun stellte sich diese Reise als weitere Abfolge von Hindernissen und Hürden dar.

Warum wollte Dorkas keine japanischen Erotika, keine rumänische Zigeunerkunst oder keine äthiopischen Ikonen? Das alles war hier leicht zu bekommen. Warum musste es dieses *peladianische Fragment* sein, von dem die wenigsten Menschen überhaupt je gehört haben.

Außerdem war Tony inzwischen klar geworden, dass es zwei Sorten von Sammlern gab, nämlich diejenigen, die sich mit ihrer Sammlung brüsten wollten, und diejenigen, die eine Privatsammlung als unantastbaren Teil ihres Intimlebens betrachteten.

Letztere Sorte, das war klar, hatte kein Interesse an Öffentlichkeit, sondern wollte Kunstwerke in einer Mischung aus fast krimineller Besitzgier und religiöser Ergriffenheit ganz für sich allein haben. Selbst wenn einer dieser Kunstanbeter das *peladianische Fragment* besitzen sollte, so würde er dies nie zugeben – schon allein deshalb, weil Skrupellosigkeit in der Beschaffung der gewünschten Werke, im Klartext Kunstraub, zu den Eigenheiten dieser kleinen, aber finanzkräftigen Sammlerszene gehörte.

Es war gut möglich, dass irgendein Millionär, ein gesellschaftlicher Aufsteiger, der in dieser Stadt als Muster eines Kulturbauens galt, irgendwo in seiner geschmacklos-protzigen Villa eine Geheimtür hatte und dahinter eine kleine Kammer, in der Gemälde oder Skulpturen untergebracht waren, die den größten Museen der Welt zur Ehre gereicht hätten und die seit Jahren auf der Liste verschollener Weltkulturgüter standen.

Eine letzte Adresse stand noch auf seiner Liste, und bisher hatte er telefonisch nur einen Anrufbeantworter erreicht und vor einem verschlossenen Tor gestanden. Hier lag noch eine theoretische Chance, aber was war, wenn morgen oder übermorgen immer noch kein Kontakt zustande kam? Dann musste er sich unverrichteter Dinge zurück nach London aufmachen und sich vermutlich eine Strafpredigt seitens Dorkas anhören.

Überhaupt Dorkas! Plötzlich stieg blanke Wut in Tony auf. Was hatte er eigentlich mit diesem Menschen zu schaffen, was hatte dieser Dorkas für ihn getan, außer dafür zu sorgen, dass er in ebenso regelmäßigen wie kurzen Abständen deftige Prügel bezog und in Lebensgefahr geriet. *Fahren Sie nach Nizza und holen Sie dieses Fragment oder fotografieren Sie es wenigstens, es ist wichtig.*

Tonys Wut kollerte wie eine Steinlawine durch seine Gedanken. Wie kam dieser lächerliche Mensch Dorkas dazu, ihn in diese Situation zu bringen? In dieses französische Kaff, dieses steinerne Geschwür in einer überflüssigen Weltgegend.

Seine Hände zerfetzten die Adressliste und verteilten die Schnipsel im Umkreis.

Hatte ihn dieser Passant etwa schief angeschaut? Hatte dieser stinkige Franzmann etwa die Frechheit gehabt, ihn schief anzuschauen? Willst du Ärger haben, du Sack? Kannst du kriegen, ich bin gerade in Stimmung. Tony fuhr in die Höhe und ballte die Fäuste. Dorkas würde vielleicht Augen machen, wenn er statt geheimnisvoller Artefakte einen Bericht über eine Prügelei zurückbringen würde.

Aber der Name Dorkas wirkte wie eine Nabe, um die sich das

Rad seiner Emotionen drehte.

Plötzlich war er wieder völlig ernüchtert und fand sich selbst, aus blutunterlaufenen Augen stierend und wie ein Betrunkener torkelnd, auf einer Promenade wieder. Er legte die Hände auf seine verschwitzte Stirn. Was hatte Dorkas noch gesagt? *Achten Sie darauf, ob Ihre Gedanken wirklich von Ihnen stammen* oder so ähnlich. War er, Tony Tanner, auf diese Welt gekommen, um Raufereien mit französischen Pensionären anzuzetteln? Wenn nicht, dann blieb nur eine Schlussfolgerung!

Er versuchte, den entsetzten und empörten Blicken der Umstehenden zu entgehen und floh, mehr als dass er ging, in Richtung des nächsten Taxistands.

Während der Fahrt zum Hotel versuchte er sich noch einmal daran zu erinnern, was ihm Dorkas eindringlich mit auf den Weg gegeben hatte.

»Wissen Sie, was ein Tsunami ist«, hatte Dorkas gefragt, kurz bevor Tony den Flieger bestieg, der ihn nach Nizza bringen sollte.

»Nein, aber ich werde das Zeug nicht essen.«

»Tsunami heißt auf Japanisch so viel wie *große Welle im Hafen*. Die Auswirkung eines Seebebens.«

»So was wird mich in Nizza kaum belästigen!«

»Halten Sie sich bitte einmal mit Ihren unqualifizierten Zwischenbemerkungen zurück. Was ich sagen will, ist Folgendes: Eine Riesenwelle entsteht, wenn irgendwo ein Energieausbruch ist – ein Vulkan oder ein Seebeben. Eine solche Welle kann über Tausende von Seemeilen unterwegs sein kann, ohne dass überhaupt etwas von ihr bemerkt wird. Kommt sie aber in die Nähe von Land, wird ihre Fortbewegung gestört und sie bäumt sich zu einer zerstörerischen Naturgewalt auf. Ist Ihnen das klar? Mit sieben- oder achthundert Stundenkilometern rast ein unbemerkter Wasserwall um die Welt – um in Sekunden irgendwo eine Katastrophe auszulösen!«

»Klar. Ich darf also nicht am Strand mit Förmchen spielen?«

»Ich versuchte, Herr Tanner, Ihnen mithilfe eines physikalischen Modells klarzumachen, dass Sie Ihre Sinne beieinander halten sollen. Denn wir wissen, dass Person X eine Energiequelle ersten Ranges darstellt, und wir wissen auch, dass Sie und in geringerem Maße meine Wenigkeit so etwas wie Inseln oder Untiefen in diesem – nennen wir es Energiefeld – darstellen. Was bedeutet, dass Person X also ihre Störwellen loslassen kann, die sich vermutlich mit Lichtgeschwindigkeit und global verbreiten. 99, 99 Prozent aller Erdbewohner werden davon nichts bemerken. Vielleicht könnte man eine statistisch relevante Erhöhung von Gewaltverbrechen oder Einweisungen in geschlossenen Anstalten registrieren. Aber wer macht sich schon diese Mühe? Fazit: Passen Sie auf sich auf. Das ist ernst gemeint.«

Natürlich hatte Dorkas es ernst gemeint. Aber Tony hatte ihn nicht ernst genommen; nicht wirklich jedenfalls. Jetzt hatte er dazu gelernt, und es behagte ihm wenig.

Im Hotel saß immer noch, oder schon wieder, derselbe Portier am Empfang. Tony ließ sich den Zimmerschlüssel aushändigen.

»Ich hoffe, dass Sie heute Erfolg hatten?«, bemerkte der Portier freundlich und sah ganz so aus, als habe er genau bemerkt, dass Tony heute rein gar nichts gelungen war.

Wenn es etwas gab, wonach Tony im Augenblick nicht der Sinn stand, dann war es eine Diskussion über sein Tagewerk mit einem Hotelangestellten. Er wollte mit einem minimalhöflichen *Es geht so* abdrehen, aber dann stellte er sich das leere Zimmer vor, das ihn erwartete, und dieser Ausblick war noch weniger erfreulich.

»Sagen wir mal, ich bin viel herumgekommen«, antwortete er daher. »Sie scheinen ja kein Interesse mehr an Nizza zu haben, sonst würden Sie nicht ständig hier an der Rezeption arbeiten.«

Der Portier zuckte die schwabbeligen Schultern. »Was soll ich sonst tun? Meine Familie ist in Paris, meine Bekannten haben

selbst Familie und wollen nicht ständig einen Besucher haben – da schiebe ich lieber eine Schicht mehr.«

»Vielleicht sollten Sie besser in Paris arbeiten, um wieder bei Ihrer Familie zu sein?«, schlug Tony vorsichtig vor.

Der Mann schaute Tony ein wenig traurig an, sortierte beiläufig ein paar Bestellungen, die vor ihm auf dem Tresen lagen, und schüttelte langsam den Kopf. »Soll ich Ihnen den Stapel an Bewerbungen zeigen, die ich abgeschickt habe? Glauben Sie bloß nicht, es wäre einfach, in Paris in einem guten Hotel eine Anstellung zu bekommen. Und in einer Klitsche will ich auch nicht arbeiten. So ab und zu sollte auch mal ein bisschen Prominenz vorbeikommen. Dann macht die Arbeit Spaß, und ich halte mich, bei aller Bescheidenheit, für einen ganz passablen Mitarbeiter. Ich hätte damals nicht im *Ritz* aufhören sollen – das war ein Fehler. Aber meine Kleine war so krank, und der Sommer in Paris hat ihr furchtbar zu schaffen gemacht. Wir sind nach Genf gezogen, da habe ich Arbeit im *Grosvenor* bekommen, war nicht schlecht. Aber meine Familie war dort auch nicht glücklicher.«

»Das verstehe ich nicht. Ein guter Bekannter in Paris von mir jammert ständig über die Schwierigkeiten, gutes Personal zu bekommen – nicht genügend qualifiziert, keine Lust auf die Arbeit, keine Fremdsprachen, schlampig – da kommen mir jedes Mal fast die Tränen!«

Tony Tanner lehnte die Unterarme auf den Tresen.

Während er noch sprach und an den Manager des *Ville d'Or*, einen Ernest Delaney, dachte, der ein wirklich guter Bekannter war, auch wenn ihn Tony im Verdacht hatte, für den MI 5 oder MI 6 oder MI-was-weiß-ich zu arbeiten, kam Tony eine Idee.

Er verließ den Portier mit der Bemerkung »will mal was versuchen ...« und verzog sich in sein Zimmer, griff zum Telefon und verlangte eine Verbindung zum *Ville d'Or*. Erwartungsgemäß versuchte die Telefonistin in dem Pariser Hotel, ihn abzuwimmeln, aber es gab in solchen Fällen immer einige Passwörter, und in diesem Fall lautete es *Monsieur Dupont ruft wegen der Roll-*

treppe an.

Nach einigen Sekunden meldete sich tatsächlich Delaney.
»Hallo Ernie, hier spricht Tony Tanner ...«

Sie hatten sich seit gut einem Jahr nicht mehr gesehen und brauchten daher eine horrende Telefongebühren fressende halbe Stunde, um Informationen über den Stand der Dinge auszutauschen: über die Arbeit, die Familie, die Gesundheit, um dann langsam zu den wirklich wichtigen Themen des Lebens wie Fußballvereine, Boxer und neue Witze zu kommen.

Schließlich rückte Tony, nachdem sie eine weitere Weile ausführlich geblödeln hatten, mit seinem Anliegen heraus.

»Ich glaube, du brauchst einen wirklich guten Portier.«

»He, machst du jetzt auf Arbeitsamt?«

»Sagen wir mal, ich tu dir einen Gefallen, damit du mir einen Gefallen tust, damit er mir einen Gefallen tut.«

»Ich habe das sofort verstanden, je ne suis pas stupide, Tony. Ist der Mann denn wirklich brauchbar? Man tut keinem einen Gefallen, wenn man ihn nach der Probezeit wieder auf die Straße setzen muss, weil er nichts bringt.«

»Er sieht aus wie ein Walross, aber er hat einen Blick für die Menschen. Er ist nett – auf die richtige Art, so in etwa der Typ, auf den man sofort zusteuert, wenn man ein Problem hat, genauso wie du sofort nach dem Feuerlöscher grapschen würdest, wenn du Rauch riechst. Und er ist gut informiert. Alles, was er mir gesagt hat, war – leider – wirklich richtig! Hat was Väterliches, das brauchen die Leute!«

»Klingt gut. Man sollte ihm so einen der fixen geschniegelten Jungs zur Seite geben, dann ist der Empfang ideal besetzt. Du verbürgst dich für ihn?«

»Absolut. Der ist kein Griff ins Klo!«

»Nun, da du bei deinem nächsten Parisaufenthalt nicht unter der Brücke pennen willst, nehme ich an, dass du es dir gut überlegt hast. Wie schnell brauchst du deinen Gefallen?«

»Sehr schnell.«

»Gut, dann gib mich mal weiter zur Rezeption.« Tony Tanner verband seinen Freund zurück zur Rezeption.

»Also, reden wir Klartext«, sagte Tony Tanner eine halbe Stunde später zu dem Portier, der sich vor Aufregung ständig mit dem Taschentuch durch das Gesicht fuhr.

»Habe ich Ihnen helfen können?«

»Das haben Sie, Monsieur, das haben Sie wirklich, mon dieu. Ich werde Sie und auch Monsieur Delaney nicht enttäuschen und ...«

Tony bremste die Dankesrede mit einer Handbewegung. »Sehen Sie, ich wünschte, ich wäre in der Situation, meinen Mitmenschen uneigennützig Dienste leisten zu können. Leider stehen dem ein paar Umstände entgegen. Vielleicht auch mein Charakter. Im Klartext – ich muss Sie auch um einen Gefallen bitten.«

Der Portier nickte begeistert und signalisierte erhöhte Aufmerksamkeit.

Tony schaute sich um. In der Empfangshalle standen einige Gäste und unterhielten sich, andere saßen in den bequemen Sesseln und lasen in den neuesten internationalen Zeitungen.

Tony dämpfte die Stimme. »Sie kennen sich doch in Nizza aus?«

»Es ist nicht meine Heimatstadt, aber ich kenne mich gut aus, wenn ich das sagen darf.«

»Dann kennen Sie doch auch viele Leute?«

»Das bringt mein Beruf mit sich.«

»Gut, dann können Sie mir sicherlich etwas vermitteln.«

Der Portier beugte sich vertraulich zu Tony vor, soweit es seine Körperfülle zuließ. »Wollen Sie Mädchen?«, flüsterte er verschwörerisch.

»Aber nein doch!«, protestierte Tony empört.

Das Gesicht des Portiers verfinsterte sich merklich. »Wenn es sein muss, kenne ich jemanden, der Ihnen Kontakt zu einigen – hübschen Jünglingen vermittelt. Diskretion ist zugesichert, aber es kostet eine Kleinigkeit!«

Tony schüttelte sich. »Nein, nein, wir verstehen uns völlig falsch. Ich brauche etwas anderes. Informationen.«

Die Miene des Portiers hellte sich schlagartig wieder auf, um dann alle Zeichen angestrengten Grübelns aufzuweisen.

»Dann verzeihen Sie. Ich bin doch noch ganz verwirrt – Paris! Es geht Ihnen um Kunst, Sie deuteten das ja bereits an?«

»Exakt, ich brauche jemanden, der sich in der Stadt und ihrer Kunstszene auskennt und mir meine Fragen beantworten kann.«

»Das ist schwieriger, als Jungs oder Mädchen zu organisieren. Gefällt mir aber sehr, sehr viel besser, wenn ich ehrlich bin – ich werde Ihnen morgen früh eine Adresse geben, das verspreche ich. Aber im Augenblick bin ich mir selbst noch nicht sicher – aber lassen Sie mich mal machen. Einem Pariser Portier fällt immer was ein!«

Die nächsten Stunden lag Tony Tanner auf dem Bett und starrte gegen die Zimmerdecke. Er war todmüde und hatte dennoch Angst vor dem Einschlafen, nicht weniger Angst, als sie ein Kind haben würde, das sich vor Albträumen fürchtet. Wie konnte er schlafen, wenn das Gehäuse seines Schädels, dieser intimste Ort der unerlaubten Gedanken, der schamlosen Fantasien und der schändlichen Träumereien plötzlich zu einem offenen Schlachtfeld für fremde, unbekannte, ungeahnte Kräfte wurde?

Was konnte mit ihm geschehen, wenn er nicht ständig diesen Grenzpfahl des *Ich bin ich* einhämmerte, sich nicht mehr zu jeder Sekunde, wie ein Blinder, der sich durch ein Menschengewimmel vortastet, seiner selbst vergewisserte, seiner Absichten, seiner Vergangenheit? Was wäre, wenn er morgen einem Fremden im Spiegel begegnen würde? Was unterschied ihn jetzt noch von einem Lustmörder, der sich durch ein Parfum, eine Geste, einen sekundenkurzen Anblick zu Monstrositäten hinreißen ließ, nur um irgendwann als kläglich heulende Gestalt auf der Anklagebank zu versichern, dass er es eigentlich gar nicht tun wollte?

Es – was konnte das für ihn bedeuten? Jetzt wäre es gut gewe-

sen, mit Dorkas in der Küche zu sitzen und Tee zu trinken. Die Vorstellung hatte etwas Wärmendes, wie ein Leuchtfeuer in der Ferne. Tony schlief ein, und er schlief gut und ohne Vorkommnisse, wenn man von den Beschwerden seiner Nachbarn auf beiden Seiten wegen unziemlicher Schnarchgeräusche einmal abieht.

Anscheinend gehörte der Portier zu den Menschen, die niemals Schlaf brauchen, denn als Tony am nächsten Morgen leidlich ausgeruht zur erneuten Plünderung des Frühstücksbuffets strebte, saß der Dicke schon wieder auf seinem Platz. Er winkte Tony mit einem Zettel.

»Das hier ist die Adresse von Iwan Legrange. Er hat hier jahrzehntelang als Klatschreporter gearbeitet. Ein ziemlich wenig sympathischer Mensch. Egal – er stand immer im Verdacht, seine Kenntnisse auch jenseits der Journalisterei nutzbringend einzusetzen. Sie verstehen, was ich meine?«

Tony schüttelte den Kopf. Irgendwie war es trotz kalter Dusche noch nicht so ganz sein Tag.

»Ich meine Erpressung. Kleine Schmuddelgeschichten der Notablen mit Mädels, die ihre Töchter sein konnten. So etwas in dieser Preislage meine ich. Irgendwann vor ein paar Jahren hat er sich daran überhoben und ist in der Versenkung verschwunden. Der wird Ihnen jeden Kontakt vermitteln. Es wird nicht billig, aber er ist die sicherste Adresse.«

Tony bedankte sich und wollte nun endlich zum Frühstück eilen, als ihn der Portier noch einmal zurückwinkte.

»Die Adresse liegt in der Altstadt. Gehen Sie besser am helllichten Tag hin, wenn richtig was los ist.«

Jetzt verstand Tony, was der Portier meinte. Als er einige Zeit später vor dem betreffenden Haus stand, verstand er die Warnung noch besser. *Schäbig* war noch das Freundlichste, was man über diesen Teil der Straße sagen konnte, und selbst dann hätte man übertrieben, wie ein Makler, der sein Objekt unbedingt los-

schlagen will. Zweifelnd schaute Tony Tanner an der verwitterten Fassade hoch.

Einige Fenster waren zerborsten und mit Zeitungsseiten verklebt worden. An den Mauern tobte ein lautloser Krieg der Parolenschmierer, die entweder die Fremden oder die Faschisten dahin treiben wollte, wo die jeweils andere Seite die Fremden oder die Faschisten hinwünschte. Laute Musik klang aus den Fenstern, Hundegebell, Säuglingsgeschrei und das Keifen streitender Erwachsener hallte durch die Gasse.

Noch einmal verglich Tony die Hausnummer mit derjenigen auf seinem Zettel. Dann drückte er zögernd gegen die Haustür.

Sie schwang quietschend auf. Tony Tanner trat ein und hatte wie so oft in der letzten Zeit das peinigende Gefühl, dass er das, was er gerade tat, besser nicht machen sollte. Eine Holztreppe führte ihn nach oben. Es gab keine Namensschilder, aber auf seinem Zettel stand *Vierter Stock*.

Unter seinen Schritten knarrten die ausgetreten Stufen. Mehr als einmal spürte er, wie sich Blicke aus heimlich spaltbreit geöffneten Türen an seinen Rücken hefteten. Auf den Treppenabsätzen standen die Türen zu den Toiletten offen. Es stank widerlich, und als er einmal einen Blick in den kleinen Verschlag mit dem Abort warf, wurde Tony fast schlecht, als er die braunen Schmutzkrusten sah, auf denen sich Scharen von Fliegen niedergelassen hatten.

Im vierten Stock gab es nur eine Tür. Tony atmete tief durch und klopfte. Es rührte sich nichts. Er klopfte fester und lauschte. Nichts. Erst als er mit der Faust hämmerte, eher aus Enttäuschung denn aus Überzeugung, dass es noch einen Sinn hatte, hörte er ein Geräusch hinter der Tür.

»Monsieur Legrange? Ich möchte Sie kurz sprechen!«

Es kam keine Antwort. Hatte er sich getäuscht? Tony legte das Ohr an die Tür. Nein dahinter schlurfte jemand. Leise, aber deutlich. Vielleicht war es ja bloß ein Haustier? Noch einmal hämmerte Tony gegen die Tür. Von unten schrie jemand mit trunke-

nem Lallen *Ruhe, verdammt noch mal.*

»Monsieur Legrange, ich habe Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen.«

»Was denn für ein Geschäft?«, kam es plötzlich von der anderen Türseite.

»Es wäre einfacher zu erklären, wenn Sie die Tür öffneten, Monsieur Legrange.«

»Ich will nicht. Degage!«

»Dann gibt es auch kein Geschäft.« Mit lauten Schritten, die ihn aber kaum vorwärts brachten, ging Tony zur Treppe. Hinter ihm knarrte die Tür.

»Sie sind Engländer, was?«

»Ja, warum?«

»Weil ich keinem Italiener die Tür aufgemacht hätte. Aus Sicherheitsgründen.«

Der Mann, der im Türrahmen lehnte, war mittelgroß und ausgemergelt. Ein speckiges Unterhemd und eine geflickte Hose, die mittels eines Stricks auf die Bundweite ihres Trägers eingestellt worden war, kleideten ihn. Kahl rasierter Kopf, abstehende Ohren, Bartstoppeln, wässrige Augen unter buschigen Brauen, ein riesiger Mund mit schmalen Lippen, dazu dieser Blick mit seiner Mischung aus Furcht und hinterhältiger Frechheit – Tony brauchte nur Millisekunden, um sich seiner tiefsten Abneigung gegen diesen Mitbewohner des Planeten Erde sicher zu sein. Der erste Eindruck, so ging es ihm durch den Kopf, ist hier der schlechteste.

»Was wollen Sie?« Der riesige Mund des Mannes beherbergte nur noch einige braune Zahnstummel. Legrange zischte beim Sprechen und verteilte Speicheltröpfchen in der Umgebung.

»Egal was ich will. Ich will es nicht auf diesem Flur.«

Legrange überlegte eine Weile und peilte unter seinen Brauen zu Tony herüber. »Geschäfte, hä?«, sagte er dann und ging in sein Zimmer.

Eine ruckartige Kopfbewegung forderte Tony auf, ihm zu fol-

gen.

Hinter der Tür lag ein Dachraum mit zwei schrägen Wänden. Ein zerwühltes Bett, ein Tisch, ein Stuhl und ein Schrank bildeten die Einrichtung.

In einer Ecke stand eine Elektrokochplatte auf dem Boden. Legrange warf sich stöhnend auf sein knarrendes Bett. Er forderte Tony nicht zum Platznehmen auf, wahrscheinlich aus blanker Unhöflichkeit, vielleicht auch deswegen, weil kein Sitzplatz mehr da war. Auf dem Stuhl lag eine alte Zeitung, der man ansah und anroch, dass sie zum Einwickeln eines Fisches gedient hatte.

Legrange hustete und würgte. Nachdem er wieder keuchend zu Atem gekommen war, griff er nach einer Packung *Gauloises* und porkelte darin herum. Mit einem *Merde alors* schmiss er die leere Packung durch das Dachfenster hinaus.

»Sie haben keine Zigarette dabei, was?«

»Ich bin Nichtraucher.«

»Natürlich sind Sie Nichtraucher. Typen wie Sie sind immer Nichtraucher. Typen wie Sie fressen Vollkornmüsli zum Frühstück, gehen in Fitnessstudios, rennen täglich eine Stunde durch den Wald und achten auf ihren Cholesterinspiegel. Ich finde Typen wie Sie zum Kotzen!«

»Nachdem wir jetzt die Grußadressen ausgetauscht haben – könnten wir dann zum geschäftlichen Teil kommen?« Tony lehnte sich gegen die Wand.

Legrange lachte, dann ging seine hässliche Lache in ein krampfes Husten über, das den gesamten dünnen Körper schüttelte.

Du könntest jedem Gesundheitsminister als Paradebeispiel für die Gefahren des Rauchens dienen, dachte Tony Tanner.

Legrange wankte hustend zum Schrank, die Anfälle ließen die wenigen Schritte zur langen Strecke werden, denn immer wieder blieb er stehen und hustete, zusammengekrümmt und die Arme in die Seiten gestemmt. Schließlich erreichte er den Schrank, stieß die Türen auf und angelte sich einen Lappen, den er vor

den Mund hielt. Dann machte er sich auf den Rückweg.

»Dieser verdammte Husten kommt nur dann, wenn ich nichts zu rauchen habe«, erklärte Legrange. Auf der Innenseite des Schrankes waren Fotos geklebt wie die Pin-up-Bilder im Schrank eines Rekruten. Sie zeigten Frauen aus der Gynäkologenperspektive und junge, muskulöse Männer in Lacklederkleidung, die einige entscheidende Stellen frei ließ.

Tony fragte sich, aus welchem Magazin solche Bilder stammen mochten. Es war jedenfalls die Art von Magazin, die nicht mal unter dem Ladentisch verkauft wird. Aber irgendwie, das stellte Tony fest, passte diese Dekoration zu dem Bewohner dieses Raumes.

Der von tabakbraunem Schleim triefende Lappen flog in eine Ecke. Legrange zog die Nase hoch und hatte jetzt eine wesentlich klarere Stimme als vorhin.

»Gut, kommen wir zum Geschäft. Egal, was es ist, es wird Sie was kosten.«

Es kostet mich vor allem Überwindung, dachte Tony Tanner und beobachtete das muntere Treiben einiger Nizza-Kakerlaken an der gegenüberliegenden Wand. Laut sagte er: »Sie wurden mir empfohlen. Es heißt, dass Sie Kontakte herstellen können.«

»Empfohlen? Ich? Von wem?«

»Nebensache. Können Sie, ja oder nein?«

»Kommt drauf an, um was es geht. Was wollen Sie – Stoff, Menschenfleisch, Blüten?«

Das Wort *Menschenfleisch* in Verbindung mit den Bildern im Schrank ließ Tony schaudern. Für einen Moment flutete in ihm ein Gefühl heran, als sei dies hier nicht die Realität, sondern nur ein seltsam klarer Traum. Er wischte sich mit der Hand über die Augen, aber auch das ließ ihn nicht aus dem Traum erwachen. »Ich suche Informationen. Über ein Kunstwerk.«

»Was für eines?«

»Antik, altpersisch. Muss sich in Nizza befinden.«

»Für wen?« Legranges Blick bekam etwas Lauerndes.

»Nebensache! Ich sagte: Ich suche Informationen. Ich gebe sie nicht.« Tony bemerkte plötzlich, dass er ziemlich cool war, wie in einer Filmrolle. Er schaute sich um – ein Filmheld, der alles im Blick hat. Für diesen Moment gefiel ihm sein Part.

Einen Einrichtungsgegenstand hatte Tony bei seinem Eintreten übersehen. Es war eine kleine Trittleiter unterhalb des Dachfensters in der Schräge. Da Legrange seinen Gesprächspartner nicht anschaute, sondern auf einen Punkt an der Wand gegenüber stierte, konnte sich Tony auf die Zehenspitzen stellen und einen Blick aus dem Fenster werfen.

Zwei Bretter, die an Kamine gelegt waren, führten über die Dachschräge zu einer Feuerleiter.

Legrange hatte also vermutlich beste Beziehungen und diese auch zu jenen Leuten, deren Besuch man zwecks Schonung der Sterbestatistik tunlichst aus dem Weg geht. Nun denn, für Tony konnte das sogar ein Vorteil sein.

Mit einem schnarchenden Geräusch reinigte Lagrange seine Nase. »Dreißigtausend sofort.« Legrange trat in das Pokerspiel der Filmheldencoolness ein.

Tony konterte, eine in hundert Detektivfilmen erlernte Technik. Also schwieg er und blickte aus dem Fenster.

»Na gut, die Hälfte jetzt, der Rest später.« *Aha*, dachte Tony, *das funktioniert ja auch im richtigen Leben. Jetzt wird der Kerl langsam weich.*

»Hören Sie zu!«, ärgerte sich Legrange, »wenn Sie kein Geld haben, dann machen Sie die Fliege. Hören Sie mir überhaupt zu?«

»Dreitausend«, sagte Tony ruhig. »Und wenn nichts läuft, gibt es rien – nichts!« Er schnippte mit dem Finger in die Luft.

»Läppische dreitausend Mäuse! Und dafür bringe ich Sie mit jemandem in Kontakt, der Ihnen Ihre Informationen besorgen kann, die viel mehr wert sind. Monsieur, haben Sie denn gar kein Herz? Geben Sie mir aber wenigstens tausend jetzt schon.«

»Zweihundert!«

»Ich werde Auslagen haben«, jammerte Legrange, der jetzt in einer alten Jacke nach irgendwelchen möglicherweise vergessenen Zigaretten zu wühlen begann.

»Ihr Problem. Ich brauche den Kontakt bis spätestens acht, nein, sagen wir neun Uhr abends.«

Neun Uhr gab Legrange genügend Zeit für seine Arbeit, und Tony hatte die Gewissheit, noch eine Weile Tageslicht zu haben, falls ein schneller Rückzug erforderlich wäre. Legrange wollte Tony am Abend auf der Promenade des Anglais treffen. Bevor er ging, zog Tony noch den Schein aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch.

»Davon habe ich noch viel mehr! Also, finden Sie den richtigen Mann für mich!«

Lagrange grapschte mit unerwarteter Geschwindigkeit nach dem Schein und ließ ihn in seiner schwitzigen Hand verschwinden und hüstelte einen unverständlichen Dank. Es konnte aber auch ein Fluch sein.

Zum Glück hatte Tony Tanner sich die letzte Adresse, die er noch nicht erreicht hatte, eingeprägt. So konnte er sich trotz zerfetztem Heathercroft-Telefax wieder an seine Arbeit machen. Er bekam keine Telefonverbindung, und als er sich mit dem Taxi zu der Adresse fahren ließ, stand er vor einem verschlossenen Eisentor, das in eine Mauer aus gewaltigen Felssteinen eingefügt war. Ein Blick auf das Gelände war unmöglich, aber zumindest roch man das Parfum von sehr viel Geld. Er ließ sich aus dem Außenbezirk wieder zurück in die Stadt fahren und hatte nun Zeit für einen Bummel.

Leider konnte er seine Freizeit nicht genießen. Hatte es ihm früher besonderen Spaß bereitet, in seinen Arbeitspausen fremde Städte zu erkunden, besonders in Francines Begleitung, so fühlte er jetzt nichts als Unrast und Nervosität. Er schien wie ein Getriebener, der jede Verzögerung als fast körperlichen Schmerz empfand. Dazu kam das von Zeit zu Zeit aufschießende Gefühl

einer Gefährdung. So musste er sich geradezu zwingen, um wenigstens halbwegs den müßigen Touristen darzustellen. Er besuchte einige Buchläden und Antiquariate, kaufte auch einiges, war in einigen Cafés und einem Restaurant und schaffte es schließlich, die Zeit bis neun Uhr totzuschlagen.

Legrange erschien mit erstaunlicher Pünktlichkeit. Er trug einen Anzug, der hochmodisch war – wenigstens vor dreißig Jahren, als er entstand. Heute wirkten das Streifenmuster und die gewaltig breiten Hosenaufschläge eher lächerlich, auch wenn Tony sich erinnerte, in Soho so etwas als Kennzeichen neuester Mode schon wieder gesehen zu haben. Jedenfalls erlaubte es ihm einen Blick auf den Iwan Legrange, den es zu dessen besten Zeiten einmal gegeben haben musste.

»Ich führe sie zu einem Mann, Francois Meunier. Er wird *La Gueule* genannt. Sprechen Sie mit ihm.«

Tony übersah geflissentlich die ausgestreckte Hand des anderen und deutete nur mit einer Bewegung die Frage nach der Wegrichtung an. Sie gingen durch die Altstadt bis zu einer Kneipe, die von der Art war, dass sie von alternativen Gymnasiallehrern mit dem Gütesiegel *typisch französisches Ambiente* bedacht worden wäre. Ohne nach links und rechts zu blicken, durchquerte Legrange den Gasträum und ging in Richtung der Toiletten. Während der ganzen Zeit hatte er stets eine Zigarette zwischen den Lippen gehabt.

Sie gelangten auf einen dunklen Flur. Rechts gingen die Türen zu den Toiletten ab, aber Legrange steuerte auf eine Tür am Ende des Ganges zu. Er klopfte mit seinem knochigen Finger einen bestimmten Rhythmus auf dem Holz. Nach einigen Wiederholungen erkannte Tony instinktiv, was sich hinter diesem Rhythmus verbarg: *Al-ge-rie fran-çaise*.

Bevor er noch weitere Überlegungen zu diesem Thema anstellen konnte, wurde ein Schlüssel umgedreht und die Tür geöffnet.

Der Raum, den Tony nun betrat, war wie aus den Kulissen eines hochgradig fantasielosen Gangsterfilms entnommen. Alles

passte – der runde Tisch mit den Spielkarten, die tief hängende Lampe, die schwarzhhaarigen Männer in den allzu eleganten Kleidern, die im Schatten der Lampe auf ihn schauten.

»Das ist *La Gueule*«, sagte Legrange. »Das Geld!«

Tony hatte erwartet, dass sich Legrange sofort nach Erhalt des Geldes verziehen würde, aber das Gegenteil war der Fall. Er suchte sich einen freien Stuhl und setzte sich. Dagegen zog es Tony vor, an der Tür stehen zu bleiben.

Der Mann, der *La Gueule* genannt wurde, wartete, ob sich Tony nicht doch noch setzen würde, und zog sich dann seinerseits einen Stuhl heran.

»Sie sind vorsichtig«, sagte er.

»Berufskrankheit.«

»Welcher Beruf?«

»Einer, über den man nicht spricht.«

La Gueule quittierte die Antwort mit einem schiefen Lächeln. Er trug seinen Spitznamen zu Recht, denn seine Lippen hätten in jedes Gesicht eines karibischen Stammeshäuptlings gepasst und wirkten, so voll und breit, wie sie waren, fast wie das Ergebnis einer gescheiterten Schönheitsoperation. Der Mann hatte Araberblut in den Adern, vermutete Tony.

Zumindest die gebogene Nase, die schwarzen Augen und eine etwas dunklere Hautfarbe deuteten darauf hin. Die Gesichtsform und seine hochgewachsene, athletische Gestalt zeugten dagegen von einer anderen Linie. Elsässer oder Flamen, vermutlich. Aber egal, welche Vorfahren sich in diesem Mann vereint hatten, jetzt saß *La Gueule* vor ihm, zwischen fünfzig und sechzig Jahren alt, breit und stämmig, und schaute ihn unter schlaffen Lidern an.

Die Sprechweise des Mannes war langsam und schleppend, alles an ihm wirkte träge und schläfrig, aber Tony ließ sich dadurch nicht täuschen. Es war die Schläfrigkeit des Krokodils, das im Wasser auf Beute lauert. Einige Narben im Gesicht von *La Gueule* stammten gewiss von Messerstichen. Tony registrierte das nebenbei und fragte sich, was wohl aus den Männern gewor-

den war, die ihm diese Narben beigebracht hatten. Tony hätte wenig darauf gewettet, dass sie sich noch unter dieser Sonne befanden.

»Sie suchen Informationen über ein Kunstwerk?«, fragte *La Gueule* plötzlich.

Tony nickte. Jetzt musste er mit der Wahrheit herausrücken. »Ich suche das *peladianische Fragment*. Altpersisch. Es muss in Nizza sein.«

»Ich habe noch nie davon gehört. Und Kunst gehört zu meinen Liebhabereien.«

»Ihr Problem. Mein Angebot ist, dass Sie davon hören und mir sagen, wo es ist.«

»Und dann?«

»Mein Problem.«

Erneut zeigte sich ein schiefes Lächeln auf dem Gesicht von *La Gueule*, nicht ganz ohne einen Anflug von Anerkennung.

»Gibt es keine Fotografien von diesem – wie sagten Sie – *peladianischen Fragment*?«

»Keine. Lediglich eine Handzeichnung des Umrisses und eine vage Beschreibung.«

»Und Sie sind sicher, dass es dieses Fragment wirklich gibt?«

»Es gibt eindeutige Belege, welche die Existenz dieses Fragmentes jenseits allen berechtigten Zweifels belegen.«

Mein Gott, ich klinge schon wie Dorkas, dachte Tony. Hoffentlich ist das hier jetzt kein erneuter Anfall von heranrasender Besessenheit.

»Wenn es dieses Fragment gibt, erfahre ich davon. In den nächsten vierundzwanzig Stunden. Aber es wird teuer.« *La Gueule* rieb seine Finger gegen den Daumen der rechten Hand.

»Es gibt Wichtigeres als Geld.« Für diese Bemerkung erhielt Tony einen verächtlichen Blick von Legrange. *La Gueule* fing diesen Blick auf und dachte sich seinen Teil.

»Kunst zum Beispiel. Hier ist meine Nummer. Rufen Sie mich bitte an. Morgen, am Nachmittag. Bis dann, Monsieur.«

Tony steckte die Karte mit der Telefonnummer ein, nickte in die Runde und ging.

Vor der Nacht, vor dem angstvollen Hindämmern im Halbschlaf, hatte er wieder Angst.

Leider verbot sich die traditionelle und erprobte Methode, sich mit einigen Gläsern Wein den Anshub für die Nachtruhe zu besorgen. Nach zwei sich endlos in die Dunkelheit dehnenden Stunden, in der er gegen die Decke gestarrt hatte, kam Tony die rettende Idee. Kreide hatte er zwar nicht, aber im Notfall tat es sicherlich auch Zahnpasta. So begann er mit einer individuellen Umgestaltung des Hotelzimmers, die ihn etwas Schweiß kostete, aber dafür mit einem guten und sorglosen Schlaf belohnte.

Der dritte Tag in Nizza brachte immer noch keinen Kontakt zu der ominösen Adresse auf Heathercrofts Liste. In Tony keimte der Verdacht, dass hier schlicht ein Fehler vorlag.

Vielleicht war der Besitzer verstorben oder weggezogen oder saß wegen Steuerhinterziehung im Gefängnis. Immerhin gelang es ihm, einiges über *La Gueule* zu erfahren. Das meiste war schlichter Tratsch, der Rest bestand aus einigen Stichworten, die so etwas wie eine persönliche Tragödie andeuteten.

Geboren in Oran war *La Gueule* als halbes Kind in die Wirren des Unabhängigkeitskrieges geraten, der seine Familie das Leben gekostet hatte. Ein hoher Militär mit Verbindungen zur OAS hatte ihn unter seine Fittiche genommen, bis er Anfang der 60er Jahre bei einem Hubschrauberabsturz ums Leben kam. Es war ein offenes Geheimnis, dass der Geheimdienst hier nachgeholfen hatte. *La Gueule* kam nach Frankreich, trieb sich in OAS-Kreisen herum, machte einen gescheiterten Versuch, in die Armee aufgenommen zu werden und folgte schließlich der Entwicklung der OAS, die aus dem Graufeld von politischem Radikalismus und Terrorismus langsam entweder in Resignation, die Bedeutungslosigkeit nostalgischer Invalidenheimgrüppchen oder in organisiertes Verbrechen einmündete.

La Gueule war wie jeder glühende und dann enttäuschte Liebhaber vom Idealisten zum Zyniker geworden. Es war ein verdammt Fehler, so einem Mann über den Weg zu trauen.

Aber es blieb keine andere Wahl. So waren die Stunden bis zum Nachmittag wie Holzwolle, die man zur Seite reißt, um an den eigentlichen Inhalt eines Paketes zu kommen.

Gegen vier Uhr entschied Tony, dass er nun einen Versuch starten könnte. Als er durch die Empfangshalle ging, sprach ihn der Portier, inzwischen war es ein neuer, an.

»Monsieur Tanner, der Zimmerservice lässt fragen, ob das Bett in der Mitte Ihres Zimmers stehen bleiben soll?«

»Ich bitte darum.«

»Gut. Ich werde es weitergeben. O, pardon, noch eine Frage, Monsieur. Bestehen Sie darauf, dass dieser Kreis aus Zahnpasta um Ihr Bett bleibt – oder darf er eventuell entfernt werden? Immerhin, wir fürchten, es schadet dem Bodenbelag ...«

Auch hier bestand Tony darauf, dass der Kreis blieb.

Der Portier zuckte mit keiner Wimper, was auf die Exklusivität des *Fleur de Nice* hindeutete, in dem man es gewohnt war, reiche und entsprechend exzentrische Gäste zu beherbergen.

Tony wurde für den Abend an den Hafen bestellt. Er nahm eine leichte Mahlzeit zu sich, ließ sich nach Nizza fahren, schlenderte eine Weile ziellos durch die Altstadt und fragte sich wieder, wie viel Zeit der Mensch durch nervtötendes Warten verplempert.

Als langsam die Abendkühle aus dem Meer und von den Hängen stieg, begab er sich zum Treffpunkt. Schon von Weitem erkannte er den hochgewachsenen *La Gueule*, der von drei Männern flankiert wurde.

Als er auf die Gruppe zuschritt, fühlte er unendliche Erleichterung, dass nun endlich die Hoffnung bestand, bei seiner Suche weiterzukommen. *La Gueule* winkte ihm schon von Ferne lässig mit der Hand zu. Tonys Euphorie überdeckte ein gewisses mulmiges Gefühl, das ihm wie ein eiskalter Salamander das Rück-

grat hochkletterte. Der Platz, an dem sich befanden, war nur von See her einsehbar. Und warum waren vier Männer in dieser gigantischen Stretch-Limousine mit den undurchsichtigen schwarzen Scheiben gekommen?

Als Tony vor der Gruppe stand, wusste er es.

Sie waren Profis und behandelten ihn mit einer Rücksichtnahme und Vorsicht, die seinen Warenwert dokumentierten. Bevor er es richtig registrierte, trat einer der Männer hinter ihn und drückte ihm ein Taschentuch vor das Gesicht.

Der beißende Äthergeruch stieg in Tonys Nase, und bevor ihm die Sinne schwanden, dachte er nur noch *Diese Typen sind tatsächlich wie aus einem Schwarz-Weiß-Film der dreißiger Jahre. Sie benutzen noch ernsthaft Äther ...*

Unfähig zu irgendeiner Reaktion wurde Tony in die geräumige Limousine verfrachtet.

Sein Zeitgefühl schwand. Er empfand die Fahrt als ein stetes sanftes Schaukeln, ein angenehmes Gefühl, das in völligem Gegensatz zu seiner derzeitigen Situation stand. Niemand sprach, nur leise Fahrgeräusche drangen in das plüschige Innere des Straßenkreuzers.

Der Wagen fuhr in nördlicher Richtung, die Höhen hinauf und dann eine Weile durch das Hinterland, über das sich schon die Dunkelheit gelegt hatte. Wie im Traum bemerkte Tony das Anhalten des Wagens. Die beiden Männer, die ihm gegenübergesessen hatten, schoben ihre Arme unter seine Achseln und hoben ihn aus dem Wagen. Er wusste nicht, wo er war, aber die Luft roch nach Wald. Etwas abseits stand eine Gruppe Männer, sie unterhielten sich gedämpft. Dann traten die beiden, die Tony gehalten hatten, zurück. Er stürzte auf den Boden und lag dort eine Weile unbeachtet. In seinem Hirn bildete sich schwammig der Befehl *Krieche weg*, und Tony versuchte, dem Impuls zu gehorchen. Mit unendlicher Mühe bewegte er sich vorwärts, aber was er für Bewegung hielt, wäre für einen Beobachter nichts als ein Zucken der Glieder gewesen.

Schritte näherten sich. Ein Wagen fuhr fort. Vielleicht lassen sie mich hier liegen, konnte Tony denken, und dieses wäre noch die beste aller Möglichkeiten gewesen. Aber dann riss ihm jemand die Arme nach hinten, ein anderer fasste seine Beine, man trug ihn ein Stück weit, schaukelte ihn einige Male hin und her, um Schwung zu gewinnen und warf ihn dann wie eine Schweinehälfte auf die Ladefläche eines Lastwagens. Mit Wucht schlug er auf, sein Arm, immer noch lädiert von dem Kairoer Abenteuer, schien vor Schmerz zu explodieren. Er schrie auf, zugleich wurde er aus seiner Betäubung gerissen. Die Wachheit, in der er mit aufgerissenen Augen um sich starrte, dauert nur Sekunden, dann hechtete jemand auf die Ladefläche und schmetterte ihm einen Knüppel in den Nacken.

Vor seinen Augen funkelte ein kurzes Feuerwerk, dann versank Tony Tanner in eine grenzenlose Schwärze. Gleich danach oder Tage später, er wusste es nicht, drückte man ihm eine Flasche in den Mund und zwang ihn zu trinken. Die Flüssigkeit schmeckte bitter wie Salzwasser und schien ihm die Kehle zu verätzen. Er versuchte sich zu wehren und wurde mit einem routinierten Schlag erneut außer Gefecht gesetzt.

Er erwachte und glaubte nicht, dass er wach war. Aus Angst, seine Bewacher zu erneutem Zuschlagen zu provozieren, wagte er nicht, sich zu rühren. Viel später erst bemerkte er, dass er allein war. Völlige Dunkelheit hüllte ihn ein. Er streckte sich mit schmerzenden Muskeln und änderte seine Haltung, in der Hoffnung, dadurch einen Lichtschimmer entdecken zu können.

Aber die Dunkelheit blieb unverrückt und massiv wie ein Felsblock, der ihn bedeckte.

Dann überfiel ein anderer Gedanke und trieb ihm in Sekunden den Schweiß auf die Stirn. Er war blind! Der Schlag in den Nacken mochte es gewesen sein oder dieses Zeug, das er trinken musste. Ein Gefühl grenzenloser Hilflosigkeit übermannte ihn. Vielleicht befand er sich in einem Glaskäfig, angestarrt von tau-

send Augen und wurde sich dieser Situation nicht einmal bewusst. Vielleicht wurde er von gleißenden Scheinwerfern angeleuchtet und bemerkte nicht ein Fünkchen ihres Lichtes.

Aber nein, solche Lampen strahlten Wärme aus, und es war sogar ziemlich kühl. Aber es könnten Neonröhren sein. Aber Neonröhren müsste man hören. Er lauschte angestrengt. Kein Laut war zu vernehmen. Vielleicht waren die Neonröhren hinter Glas?

Tony verstrickte sich mehr und mehr in seine Konstruktionen, baute sich unwiderlegbare Gedankengebäude und verwarf seine Überzeugungen in der nächsten Sekunde. Er konnte sich nur auf das verlassen, was er hörte und fühlte. Aber es war völlig still, und so begann er, langsam vorwärtszukriechen, mit einem Arm in der Schwärze tastend, bis er auf eine Wand stieß. Seine Finger berührten eine raue Oberfläche, von der Partikel auf seiner Haut verblieben. Er rieb sich die Fingerspitzen, schnupperte und erkannte den Geruch.

Es war Rost. Eine rostige Wand aus Eisen. Deutlich konnte er jetzt die Schweißnähte zwischen den einzelnen Platten erfühlen. Er suchte weiter, bis zu einer Stelle, an der zwei Wände aufeinandertrafen.

Ein Winkel von neunzig Grad. Weiter und weiter, Millimeter für Millimeter ertastete sich Tony Tanner sein Gefängnis.

Es war ein großer viereckiger Raum ohne Fenster und Türen, mit Wänden aus Eisen und einem Boden, der mit einer Art Gummischicht überzogen war. Wo war er? Er konnte im Hinterhof eines gut besuchten Kaufhauses sein, in einem Bergwerk oder in einem versenkten Unterseeboot, mit dreihundert Metern kaltem Atlantikwasser über dem Kopf. Überhaupt, was war mit seiner Atemluft? Würde er irgendwann, wenn die Luft in diesem Raum verbraucht war, ersticken? Und wie viel Atemluft hatte er?

Tony hämmerte an eine Wand und versuchte zu schreien, aber aus seiner wunden Kehle kam nur ein krächzendes Flüstern. Kein Echo verriet ihm, wie hoch sich der Raum erstreckte. Er

fuchtelte mit den Armen in der Höhe umher, hüpfte und sprang, ohne dabei etwas anderes zu verspüren als den Luftzug seiner eigenen hektischen Bewegungen.

Schweiß brach ihm aus allen Poren und legte sich als kühle Schicht um seinen Körper. Er schwitzte und fröstelte zugleich wie ein Fiebernder. Durst brannte in seiner Kehle, seine Zunge lag wie ein fremdes Stück Fleisch in seinem Mund. Er taumelte, wirbelte mit den Armen, um Halt zu finden, und stürzte in die Dunkelheit. Dann lag er auf dem Boden und versuchte sich klar zu werden, was er falsch gemacht hatte. Das quälende Ergebnis war, dass er alles richtig gemacht hatte, dass er gehandelt hatte, wie es seine Aufgabe erforderte. Und dennoch war er in diesem Verlies gelandet.

Was blieb war Warten. Aber worauf? Auf das Öffnen einer Tür, auf das Röcheln seines letzten Atemzuges, auf das Delirium des Verdurstens? Tony Tanner wälzte sich auf den Rücken, nur um festzustellen, dass sein Nacken dick geschwollen war. Er versuchte, alle seine Gedanken zu löschen, sich nicht seiner Situation bewusst zu werden, seine Ängste und Schmerzen nicht wachsen zu lassen. Das schien ihm die einzige Möglichkeit, sich vor dem Wahnsinn zu retten. Aber vielleicht war es ja schon zu spät. Vielleicht war das alles ja schon ein Reflex seines Wahnsinns.

Eisenbahnfahren, fand Dorkas, war eine durchaus angenehme Sache.

Man flegelte sich in einem leidlich bequemen Sessel und rührte keinen Finger, während die Landschaft an einem vorbeigetragen wurde. Das gleichförmige Geräusch der Räder, der Rhythmus der Telegrafentangen neben dem Gleis und das immer neue, sanfte Auf- und Abschwingen der Leitungen versetzten Dorkas in einen angenehmen Zustand der Gelassenheit.

Er hing seinen Gedanken nach, während er durch Frankreich

und die Schweiz reiste, und jeder Gedanke war so schön und zugleich so unwichtig wie das Bild vor dem Abteifenster, dem im nächsten Moment ein anderes Bild folgen würde.

Manchmal hängte sich seine Aufmerksamkeit an eine Einzelheit in der Welt da draußen, und er registrierte Angler an einem Flussufer oder einen qualmenden Traktor, der auf einem Acker Furchen zog.

Mit Ehrfurcht betrachtet Dorkas die ersten Ausläufer der Alpen und fühlte Anflüge von Heroismus, wenn er an Hannibals Alpenüberquerung dachte. Leider beschränkte sich das europäische Zentralgebirge nicht auf ein Dasein in Schönheit, sondern brachte durch eine Schlammlawine den Fahrplan diverser Bahngesellschaften durcheinander.

Auf seine besorgten Nachfragen erhielt Dorkas die routinierten Beruhigungen der Schaffner, und so nahm er wieder Platz und ließ die Dinge geschehen. Mit mehrstündiger

Verspätung traf der Zug auf italienischem Gebiet ein, aber Dorkas hatte inzwischen den Speisewagen entdeckt und war guter Dinge. Der Zustand hielt solange an, bis er auf einem Bahnsteig vor einem Fahrplan und der Notwendigkeit stand, einem ungewohnten Haufen von Zahlen Informationen über seinen weiteren Reiseweg zu entnehmen.

Ein freundlicher Bahnangestellter half ihm weiter und setzte Dorkas in den letzten Regionalzug, der kurz nach Mitternacht einen Sackbahnhof erreichen sollte. Von dort waren es noch einige Kilometer bis zu seinem Ziel, die er mittels Taxi zu überbrücken hoffte.

Die Hoffnung schwand, als er merkte, wie sich der Waggon bei jedem Aufenthalt leerte, bis Dorkas schließlich mit seinem Koffer und einem höchst unbehaglichen Gefühl gänzlich allein im Wagen saß. Regen prasselte gegen die Scheiben, in denen sich ein besorgter Dorkas und viele ungenutzte Sitzbänke spiegelten.

Dorkas drückte die Nase an die Scheibe, nutzte die Hände als Lichtschutz und spähte hinaus. Nichts war zu erkennen, ledig-

lich manchmal vorbeihuschende Signale zeigten an, dass der Zug sich überhaupt noch bewegte.

Ein Auto stieß seinen Lichtkegel durch die Regenschleier, in der Ferne schimmerten einsame Lichter, und dann waren auch sie von der Nacht verschluckt. Dorkas machte sich auf die Suche nach dem Schaffner. Er ging durch die ruckelnden Wagen und fand nur gähmend leere Abteile. Außer ihm schien keine Menschenseele mehr im ganzen Zug zu sein.

Dorkas fuhr sich mit dem Finger in das Hemd und lockerte den Kragen. Ihm war unbehaglich. Nun gut, beruhigte er sich selbst, der Schaffner hatte es vorgezogen, früher Arbeitsschluss zu machen, weil seit Generationen um diese Uhrzeit auf dieser Strecke niemand mehr zustieg, dessen Fahrkarte zu kontrollieren war. Alles hatte seine natürliche Erklärung.

Mit einiger Mühe fand Dorkas sein Abteil und seinen Koffer wieder und hockte sich auf die Bank.

Die Lok stieß einen schrillen Pfiff aus, der ihn zusammenzucken ließ. Tunnelwände warfen die Zuggeräusche zurück, es gab ein lautes Zischen und Rauschen, dann erreichte der Zug das Ende des Tunnels und der Lärm versiegte. Die Strecke war jetzt merklich kurviger. Immer wieder kreischten die Räder, wenn die Radkränze in den engen Biegungen an die Schienen gedrückt wurden.

Der Blick auf die Uhr half Dorkas auch nicht. Es war weit nach Mitternacht, der Zug hatte Verspätung.

Bremsenquietschen schreckte Dorkas auf. Der Zug lief in einen Bahnhof und Dorkas begann, seinen Koffer zur Tür zu schleifen, als er die Tafel mit dem Stationsnamen sah. Er musste im Zug bleiben, hier war noch nicht die Endstation. Er ließ den Koffer mitten im Gang stehen und schaute aus dem Fenster.

Der Bahnhof war verwaist, nirgendwo bewegte sich etwas.

Dorkas hoffte, wenigstens im Schalterraum eine Bewegung zu entdecken, aber an der Glastür hing ein Schild und dahinter wurde der Raum lediglich durch eine flackernde Neonröhre er-

hellt. Vorne am Zug dröhnte die Diesellok im Leerlauf, und der schwere Regen trommelte auf das Plexiglasdach des Bahnsteigs. Die Luft war kühl, sein Atem kondensierte zu kleinen Wolken.

Irgendwo muss eine Wetterscheide sein, dachte Dorkas, den ganzen Tag blauer Himmel und nun dieses Wetter.

Der Wind frischte auf und trieb ihm Staub in die Augen. Dorkas zuckte zurück, als wäre das ein persönlicher Angriff gewesen, schob das Fenster zu und setzte sich wieder. Von draußen hörte er, wie der Motor der Lok lauter wurde, dann ruckte der Zug an.

Die Bahnhofslichter glitten vorbei und verschwanden.

Dorkas schob sich eines dieser unvergleichlichen, harten Pfefferminzkügelchen in den Mund, aber auch das konnte ihn überhaupt nicht beruhigen. Dann fiel Dorkas ein, dass nicht jeder Mitreisende auch ein freundlicher Mitreisender war, und so war er hin- und hergerissen von seinem Wunsch, irgendwo Spuren menschlicher Anwesenheit zu erblicken und der Angst, Opfer eines Überfalls mit fürchterlichen Metzelleien zu werden. Langsam verdrängte eine dumpfe Schläfrigkeit die hellwache Aufregung, in die ihn seine Reise versetzt hatte.

Dorkas fielen die Augen zu. Er bemerkte, wie sein Körper widerstandslos dem Rütteln und Schaukeln des Zuges folgte. Sein Kopf sank zur Seite, einmal noch weckte ihn sein eigenes Schnarchen wieder auf. Dann döste Dorkas ein, und wie Nebel aus einem schwarzen Moor stiegen Bilder auf und Gestalten huschten vor seinen Augen daher. Er spürte die Angst seiner Kinderzeit, die Angst jedes Kindes, die Angst vor dem Alleinsein, vor dem Verlassenwerden, vor dem Zerbersten der so sorgsam gehüteten Welt, hinter deren täglichen kleinen Gewohnheiten er die Mächte des Chaos ahnte, die ihn in fiebrigen Alpträumen bedrängten.

Dieses Schreckliche, dieses Unfassbare kam so nah, dass es ihm den Atem nahm und ihm das Blut in den Adern gefror, er konnte es körperlich empfinden, wie es gegen die hauchdünne Haut

drängte, welche die letzte Grenze zu Dorkas'Welt bildete. Er konnte die monströsen Gestalten sehen, wie sich ihre Hässlichkeit unter der Folie abzeichnete – das Gesicht seiner Mutter, wenn sie wütend auf ihn war und ihm klar machte, wie wenig Mühe es ihr bedeutete, alle Schleusen kindlicher Ängste zu öffnen, auf sanfte Art die Katastrophe herbeizuführen; die Augen seines Vaters, die ihn unbeteiligt anschauten, völlig ungeragt und kalt, was ihn in seine Einsamkeit zurückstieß. Und nun hatten sie ihn in diesen Zug gesetzt, ganz alleine, er raste durch die Nacht, und die Landschaft wurde von Ungeheuern bewohnt, die jeden Menschen zu blutigen Fetzen zerrissen und mit ihren rot schimmernden Augen nur auf ihn warteten.

Er konnte hören, wie sie mit ihren Krallen über das Blech des Wagens kratzten, wie sie näher kamen, immer näher, mit ihren stinkenden, geifrigen Mäulern, und wie sie voller Triumph schrien. Schweißnass fuhr Dorkas hoch. Er hatte deutlich einen Schrei vernommen.

Dann warf etwas seinen Körper nach hinten. Dorkas prallte gegen die Bank und rutschte nach unten. Der Zug bremste. Er hatte die Bremsen gehört. Da schimmerte auch schon Licht, Gleise und Weichen glänzten mit nassem Stahl. Das Fenster, eben noch ein Spiegel des Wageninneren und wie zugeschüttet von Dunkelheit, öffnete sich auf den kleinen Bahnhof.

Noch halb verschlafen in seinem wirren Traum befangen, an den er sich fast schon nicht mehr erinnern konnte, schleifte Dorkas seinen Koffer zum Ausgang, blieb in der Tür stecken und riss und zerrte, bis das voluminöse Ding loskam und ihn unter seinem Gewicht fast erschlagen hätte.

Pressluft zischte, dann schlug die Tür automatisch zu. Aus einem Lautsprecher erklang ein abgerissener, unverständlicher Name, aber Dorkas' Herz jubelte. Hier war gewiss ein Bahnangestellter, den er um Rat fragen konnte. Er schaute sich um. Irgendwo wurde klappernd ein Rollladen heruntergelassen. Bevor Dorkas auch nur einige Meter mit seinem Koffer zurückgelegt hatte,

hörte er das Anspringen eines Zweitakters, und dann schnurrte eine Vespa los und verschwand zwischen hallenden Häuserwänden.

Im Zug gingen inzwischen die Lichter aus, die Lok dröhnte und legte einen Schleier von Abgasen über den Bahnsteig, dann fuhr der Zug rückwärts aus dem Bahnhof hinaus und verschwand bald hinter einer Kurve.

Dorkas schaute den Lichtern nach und empfand deren Verschwinden mit der gleichen Ohnmacht, mit der ein Schiffbrüchiger die Vorbeifahrt eines fernen Schiffes sehen mochte. Mit seinem Koffer, den er ohne die geringste Rücksicht auf sein Gewicht und im blinden Vertrauen auf die europaweite Existenz von Dienstmännern gepackt hatte, kämpfte er sich eine Treppe hinunter, durch einen düsteren Tunnel, und stand alsdann auf dem Bahnhofsvorplatz.

Welcher Idiot hatte jemals etwas vom Charme des Südens gefaselt? Dorkas wünschte derartigen Schönrednern und Reisebeilagen-Schreiberlingen, dass sie auch dereinst einmal nach Mitternacht auf just diesem Platz stehen mussten, auf dem er sich jetzt befand.

Nasse, dunkle Fassaden mit verschlossenen Fensterläden umrahmten den ausgestorbenen Platz. Einige schmale Gassen zweigten ab und verliefen sich in der Dunkelheit, während der Platz von einigen trüben Laternen erhellt wurde. Der Wind peitschte den Regen quer über den Platz, in der Ferne kollerte Gewitterdonner und wurde von Berghängen vielfach knurrend zurückgeworfen.

Erschöpft zerrte Dorkas seinen Koffer aus der Pfütze, in die er ihn platziert hatte, und machte sich Gedanken über die Wasserdichtigkeit des guten Stücks. Wahrscheinlich wanderte der italienische Regen via italienischer Pfütze schon in seine guten britischen Wollsocken.

Dorkas schaute sich nach einem trockenen Platz um, aber der Wind schien den Regen selbst unter den Bogengang des gegen-

überliegenden Hauses zu treiben. So blieb Dorkas stehen, ließ sich den Regen in das Gesicht schlagen und registrierte, wie seine Kleidung mit jeder Minute schwerer und nasser wurde. Es war eine unangenehme halbe Stunde, in der er fröstelnd, die Arme verbittert gekreuzt auf einem Fleck stand und manchmal mit den Füßen aufstampfte, um die eiskalten Zehen wieder zu beleben, in ständiger Hoffnung auf ein von irgendwo herankommendes Taxi.

Mein Gott, was für ein Land - Vulkanausbrüche, Erdbeben, Erdbeben, Überschwemmungen, Dauerregen, die Mafia, Streiks, dachte Dorkas. Wie hatten die Italiener sich bloß dieses sonnige Illustrierten-Image zulegen können? Da war es sicherlich viel angenehmer, sich im schottischen Hochland aufzuhalten.

Durch das Heulen des Windes, das Regenprasseln und das Donnern, das immer näher kam, drängte sich ein anderes Geräusch. Dorkas horchte auf. Tatsächlich, es war ein Motor.

Ein Auto. Der Klang, der schon jeden Ökostudenten im ersten Semester zum sofortigen Großdemoaufruf gegen Lärmsmog veranlasst hätte, erschien Dorkas jetzt süßer als Nachtigallengesang. Und er hatte Glück. Über die breite Hauptstraße rollte ein schwerer Wagen, hielt am Rand des Platzes und fuhr dann bis zu Dorkas.

Der Fahrer stieg aus und öffnete den Kofferraum, während Dorkas mit größter Selbstverständlichkeit seinen wasserdurchtränkten Koffer hineinwuchtete und auf der Rückbank Platz nahm. Man holte ihn ab, er hatte es fast nicht mehr erhofft. Im Inneren des Wagens war es angenehm warm.

Dorkas kuschelte sich in eine Ecke der Lederbank und streckte die Beine aus. Ein Hoch auf dieses Produkt der dekadenten westlichen Technik.

Der Fahrer stieg ein, wendete den Wagen und nahm dann die Straße im flotten Tempo unter die Räder.

Das monotone Motorengeräusch und das Klacken der Scheibenwischer wiegten Dorkas sofort in den Schlaf. Er hatte keine Lust auf eine Unterhaltung, und der Fahrer musste sich auf die Straße konzentrieren. Was also lag näher, als sich etwas Ruhe zu gönnen. Und schon war Dorkas wieder sanft eingeschlummert.

Ein kräftiges Rütteln an seiner Schulter weckte ihn.

»Sind wir da?«, fragte Dorkas schlaftrunken.

»Wir sind am Ende des Weges, Signor«, sagte der Fahrer.

Dorkas blickte sich um. Im Scheinwerferlicht konnte er nur Baumstämme und das schmale Band eines Wirtschaftsweges erkennen. So hatte er sich sein Ziel nicht vorgestellt. »Muss ich jetzt noch weit gehen«, erkundigte er sich kleinlaut.

»Sie müssen überhaupt nicht mehr gehen«, antwortete der Fahrer, und sein drohender Unterton wirkte auf Dorkas wie eine Aufputschpille. Er rutschte aus seiner halb liegenden Haltung in eine aufrechte Position und beugte sich dem Fahrer zu. Das silberweiße Haar des Mannes weckte in ihm eine Erinnerung, aber das war nur ein kurzer Moment, denn der Blick aus eisblauen Augen schien Dorkas aufzuspießen wie einen Käfer für die Insektensammlung.

Der Mann hatte die Innenbeleuchtung angeschaltet und betrachtete bewegungslos den nervös herumrutschenden Dorkas, der sich inzwischen eindeutig über die Rollenverteilung von Opfer und Täter klar geworden war.

»Was wollen Sie?«

Eine ausgemacht blöde Frage, sagte Dorkas zu sich selbst, nachdem er sie ausgesprochen hatte. Aber was sollte er sonst äußern? Er musste dieses Schweigen durchbrechen, diese bedrohliche Stille, in der er die Aggressivität und Wut seines Gegenübers förmlich knistern hörte.

Der Fahrer setzte zu einer Antwort an, überlegte dann doch eine Weile schweigend und holte dann einen Zettel aus der Tasche.

»Dieser Wisch hier hat mich eine Menge Geld gekostet. Als ich

ihn zum ersten Mal in der Hand hielt, hielt ich es nicht für notwendig, ihn mitzunehmen. Und als ich ihn wiederhaben wollte, war der Preis gestiegen.«

»Ist das hier jetzt eine Sammlung für Not leidende Zettelsammler?« Dorkas konnte sich Frechheiten erlauben. Jetzt wo er den Mann sprechen hörte, mit einer kühlen Beiläufigkeit, die nichts mit der Welt zu tun hatte, in der Dorkas noch lebte, kannte er sein Schicksal. Seine Müdigkeit erlaubte es ihm, sein Todesurteil als Ende irdischer Belästigungen zu akzeptieren. Seine einzige Hoffnung war, dass es schnell ging und ohne überflüssige Schmerzen.

»Sie haben die falschen Freunde!«, sagte der Mann.

»Ich habe die falschen Chauffeure«, bemerkte Dorkas.

Der Mann zuckte mit keiner Wimper. Er war keiner, den man provozieren konnte. Mit einer schnellen Handbewegung entfaltet er den Zettel und hielt ihn Dorkas vor das Gesicht. Es war eine Passagierliste, wie Dorkas trotz seiner müden Augen sofort erkannte. »Sagt Ihnen dieser Name etwas?«

Dorkas war derart überrascht, dass er nach Worten suchen musste und wie ein Kind stammelte. Tränen stiegen ihm in die Augen. Er sprach gegen einen großen Kloß in seinem Hals an.

»Ich wusste nicht, dass er in der Maschine war.«

»Die Maschine stürzte ab. Keiner überlebte.«

»Mein Gott, wir waren so lange zusammen. Wir haben fast täglich zusammengearbeitet. Und dann verschwand er plötzlich – spurlos.«

»Unfug!« Die Stimme des Mannes zischte vor Ungeduld. Blitzartig schnellte er vor, packte Dorkas' Genick und drückte dessen Nase bis an den Zettel.

Dorkas japste und begann zu strampeln wie ein Kaninchen, das man vor dem finalen Genickschlag an den Ohren hochzieht. Das Wasser in seinen Schuhen spritzte an den Seiten hoch.

»Veralbern Sie mich nicht. Sie haben ihn gestern noch zum Flughafen gebracht. Ich habe Sie beide beobachtet.«

Der Mann schüttelte Dorkas, stieß ihn dann zornig zurück und nahm seine Hand fort.

Dorkas richtete sich stöhnend und mit schmerzdem Nacken wieder auf. Er hatte den Namen Tony Tanner gelesen. Es war unglaublich. Es war einfach unglaublich.

»Wissen Sie eigentlich, mit wem Sie da zusammen sind?«

Nein, in diesem Moment wusste es Dorkas nicht mehr. Er überlegte, und ganz plötzlich, als wäre ein Nebel weggeweht und ließe nun einen breiten Weg sehen, erkannte er die Wahrheit. Was war er doch für ein Idiot. Er hatte sich ködern lassen. Er hatte eine unendlich wichtige Sache gefährdet, weil ein junger Schnösel im richtigen Moment mit dem richtigen Objekt in seinem Laden aufgetaucht war. Und er, Dorkas, der Obertrötel, taperte wie ein hungriger Honigbär in diese Falle hinein und vertraute diesem Fremden, ja empfand sogar so etwas wie Sympathie und Freundschaft für ihn.

Ha, es passte alles so gut zusammen. Man verschwindet für eine Weile, kommt dann mit zwei blauen Flecken und einer winzigen Information zurück. Jammert über all die Gefahren, die man überstanden hat, nistet sich bei dem gutmütigen alten Dorkas ein – wie hatte er nur auf diese hirnrissige Geschichte mit der Vergewaltigung reinfallen können und dafür dann noch einen Anwalt bezahlt! – und sammelt dann bei Dorkas genüsslich eine wichtige Grundsatzinformation nach der anderen. Tony Tanner, du Schwein. Du mieser Spion. Du Judas.

Dorkas wurde blass bei dem Gedanken, welchen Schaden er mit seiner Treuherzigkeit angerichtet hatte. Es war kaum wiedergutzumachen. Aber immerhin, das war tröstlich, wusste Tanner das Wichtigste noch nicht, ahnte mit Sicherheit noch nicht einmal etwas davon.

Dumm gelaufen, Tanner, aber zum Glück habe ich dir den entscheidenden Knopf noch nicht gezeigt.

»Nein«, antwortete Dorkas auf die Frage. Er wusste nicht, wie viel Zeit inzwischen vergangen war, aber der Mann hatte wieder

in schweigender Ruhe gewartet.

»Etwas dürftig für jemanden, den man in seiner Wohnung beherbergt.«

»Er hat mich getäuscht. Völlig. Ich wusste nicht, dass er auf diesem Flug war. Und dass er nicht an Bord war ...«

»Nun wissen Sie es.«

»Nun weiß ich es. Und ich sehe einige Dinge nun völlig anders.«

Der Mann beugte sich vor. »Das sollten Sie! Dieser Tony Tanner hat eine Tendenz, in seiner Umgebung verfrühte Todesfälle zu bewirken. Und jetzt sagen Sie mir, was Sie über ihn wissen – auch wenn Sie es inzwischen anders sehen.«

Stammelnd gab Dorkas eine Einzelheit nach der anderen preis. Er hörte die eigene Stimme und wusste, dass er sich mit seinem Geschwafel eine kleine Gnadenfrist erarbeitete.

Seine Worte erklangen und verhallten und rieselten davon wie Sandkörner durch den Trichter einer Eieruhr. Schließlich verstummte Dorkas.

Der Mann stieg aus, ging um den Wagen und riss die Tür an Dorkas' Seite auf. »Raus.«

Dorkas kletterte aus dem Wagen, kam ins Stolpern und fiel vornüber. Auf Händen und Knien gestützt, mit gesenktem Kopf, wartete er auf sein Ende.

Der Mann zog mit einem Griff das schwere Gepäckstück aus dem Kofferraum.

Dorkas wartete, und in jeder Sekunde hörte er schon den peitschenden Knall des Schusses, spürte den Einschlag der Kugel in seinen Körper und spürte, wie sich die Kugel ihren Weg durch Knochen und Gewebe bahnte.

Dorkas starb tausend Tode, seine Unterlippe begann unkontrolliert zu zittern. Aber er bettelte nicht um sein Leben und er war noch klar genug im Kopf, um stolz darauf zu sein, dass er dieses Fetzen Würde wie eine zerschlissene Regimentsfahne über seinem Ende wehen lassen konnte.

Dorkas hörte den Wagen wegfahren, aber er brauchte eine Weile, um zu realisieren, dass der Mann ihn nicht erschossen, erschlagen, erhängt oder ertränkt hatte. Nachdem er sich aufgerichtet und etwas Atem geschöpft hatte, stellte er fest, dass es kaum einen Unterschied machte, ob der Mann ihn hier in der Wildnis zurückließ oder ihn gleich umbrachte.

Der Regen war noch heftiger geworden, das Gewitter zog näher und erhellte manchmal mit grellen Blitzen die Landschaft.

Dorkas stand auf einer schmalen Asphaltstraße, die sich auf- und absteigend, aber ohne größere Biegungen durch einen Wald hinzog. In seiner Erschöpfung konnte Dorkas nicht anders, als sich auf den Koffer fallen zu lassen und im Regen sitzen zu bleiben. Er bemühte sich, das Geschehene einzuordnen. Die Gedanken rotierten in seinem Kopf.

Tony Tanner war auf dieser abgestürzten Maschine gebucht gewesen, aber er war nicht mitgeflogen. Ihm war klar, welchen Verdacht der Mann gegen Tanner hegte. Und Tanner war vermutlich jeder Perfidie fähig. Noch gestern hatte er ihm, als wäre es purer Zufall, einen Zettel mit der Schrift von Fritz Weiss auf den Tisch gelegt! Dorkas verbarg das Gesicht in den Händen und weinte, bis sein gesamter Körper von Krämpfen geschüttelt wurde. Fritz Weiss war in derselben Maschine geflogen wie Tony Tanner. Aber Tanner lebte noch und Fritz Weiss war tot. Immer und immer wieder hatte Dorkas diese bittere Einsicht vor sich hergeschoben. Er hatte ganze Romane erfunden, Schicksale, die jedem Frauenroman zur Ehre gereicht hätten, um das plötzliche Verschwinden seines Freundes zu erklären.

Und nun war die Gewissheit da, hatte ihn eingeholt und übermannte ihn. Dorkas wischte sich mit einem nassen Taschentuch die Tränen aus dem Gesicht und erstarrte gleich darauf zur Salzsäule. Aus dem Dickicht, ganz in seiner Nähe tönte ein lang gezogenes schrilles Heulen.

Dorkas zog den Nacken ein, als wollte er sich in ein Schneckenhaus verkriechen, und in diesem Moment hätte er alles für solch

eine Unterkunft gegeben. Das Heulen ertönte wieder, wurde von zwei, drei Stellen beantwortet. Jetzt knackte Unterholz. Waren es Wölfe? Es gab Wölfe in Italien, das wusste Dorkas. Aber Wölfe sollten viel harmloser sein, als ihr Ruf besagt. Das beruhigte ihn, bis zu dem Augenblick, in dem ihm einfiel, dass es in Italien Mischlinge aus Wölfen und verwilderten Haushunden gab, die wesentlich angriffslustiger auf Menschen reagierten als ihre Erzeuger. Während dies noch in seinem Kopf nachklang, vernahm Dorkas schon ein vielstimmiges, röchelndes Knurren. Es war ein Laut, der instinktiv jedes menschliche Wesen in Panik versetzen musste und unweigerlich Bilder von scharfen Reißzähnen und rötlich funkelnden Augenpaaren hervorrief.

Dorkas tat das, was ihm in dieser Situation als einziger Ausweg erschien. Er stellte sich auf seinen Koffer. Die Beine aneinandergepresst, die Arme fest an den Körper gezogen, hätte er auf jeden Beobachter wie ein armer Irrer gewirkt, der sich in der geschlossenen Abteilung mit Flugversuchen beschäftigt.

In der Ferne blitzte etwas auf. Ein Licht, dann noch eines, dann weitere. Die Lichter kamen ziemlich schnell näher, sprangen über die Kuppen der Straße und verschwanden für Sekunden in den Senken. Aus dem Dickicht vernahm Dorkas die Geräusche einer panische Flucht. Es war das Letzte, was er hören konnte, denn nun brandete Motorenlärm auf und überdeckte selbst den heftigen Donner des Gewitters, das genau über dem Wald stand. Das konnten keine Autos sein, dafür standen die Lichter viel zu hoch über der Straße.

Dorkas verharrte in seiner verängstigten Position und starrte den Lichtern entgegen. Es konnten nur fliegende Untertassen sein oder Kampfhubschrauber beim Tiefflugtraining, eine andere rationale Erklärung konnte Dorkas nicht finden. Die Lichter erfassten ihn, Dorkas schloss die Augen, geblendet und in Erwartung des Aufpralls. Kreischend schleifte Metall über Metall, als gewaltige Trommelbremsen zufassten. Vorsichtig öffnete Dorkas die Augen.

Einen Meter vor ihm baute sich die Kühlerfront eines Traktors auf. Es war ein riesiger *Fiatagri* mit Vorderrädern in Manneshöhe.

In dieser Lage hielt es Dorkas für angemessen, mit einem möglichst sportiven Satz seinen Koffer zu verlassen und die Front des Traktors gemessen zu umschreiten. Hinter dem riesigen Vorderreifen war ein Motorraum, in dem zahlreiche Zylinder im Leerlauf pockerten, und diesem schloss sich ein Hinterreifen an, der bis zur Höhe einer zweiten Hausetage reichte. Zwei weitere Zugmaschine desselben Kalibers standen eng dahinter.

Dorkas allerdings wendete seine geballte Aufmerksamkeit den drei Jünglingen zu, die augenscheinlich diese bäuerlichen Monstermaschinen gelenkt hatten. Die Bürschlein waren sicherlich nicht älter als sechzehn oder siebzehn, mitten im schönsten Pickelalter. Aneinandergedrängt, mit hängenden Armen standen sie vor Dorkas und wagten nicht, die Köpfe zu heben.

Dorkas räusperte sich. Das Zucken, das durch die drei lief, machte ihm sofort klar, dass er es hier mit einem der seltenen Fälle von akutem Schuldbewusstsein zu tun hatte und sofort stellte er sein Verhalten darauf ein.

»So, so«, sagte er auf Italienisch, das er fast akzentfrei beherrschte, »wie oft findet denn so ein Rennen statt?«

Die Burschen sagten keinen Mucks, stießen sich gegenseitig an und schielten von einem zum anderen, in der Hoffnung, dass der andere den Mut zur Antwort finden würde.

»Ein oder zwei Mal in der Woche ... nur ...«, druckste schließlich der Junge in der Mitte los. Er hatte einen kurz geschorenen Schädel und Ohren, die ihn vermutlich bei jedem Gegenwind zur Rückwärtsbewegung verdammten.

»So, so«, kommentierte Dorkas, der inzwischen die Arme in die Hüfte gestemmt hatte und einen Offizier imitierte, den er mal beim Zusammenfallen einiger Rekruten beobachtet hatte.

»Manchmal auch drei Mal.«

»So, so.«

»Sie verraten uns doch nicht, Signore? Wenn unsere Eltern das erfahren, kriegen wir gigantischen Ärger.«

Dorkas nannte den Namen seines Zieles. »Wenn ihr mich dort hin bringt, will ich die Sache vergessen.«

Die Gesichter der Burschen hellten sich auf. »Das ist nur eine Viertelstunde von hier. Kein Problem.«

»Viertelstunde? Ich gebe euch fünf Minuten für die Strecke. Und vergesst meinen Koffer nicht!«, verkündete Dorkas majestätisch. Danach kletterte er in das Fahrerhaus und machte es sich auf dem Beifahrersitz bequem. Mit Traktoren kannte er sich ja inzwischen bestens aus.

Die Zeit zerfloss für Tony Tanner wie ein Eisblock in der Wüstensonne und dehnte sich zu einer Folge von Ewigkeiten, die wie zähe Lava durch sein Bewusstsein strömten. Er versuchte, anhand seines Herzschlages einen Begriff für die Zeit zu gewinnen. Aber das Herz schien entweder zu rasen, immer hektischer zu pumpen, bis es ihn schüttelte, oder aber er wartete atemlos auf den nächsten Schlag, der nicht kommen wollte, und stürzte voller Angst in diese Pause, in dieses Schweigen in seinem Inneren, hinein. Manchmal zweifelte er, dass er überhaupt noch am Leben war. Er war schon gestorben, der elende Rest scheinbarer Lebendigkeit war nichts als ein Reflex alter Gewohnheit, und er war dazu verdammt, bis in alle Ewigkeit in dieser nachtdunklen Vorhölle gefangen zu sein. Dann galoppierten wieder Gedanken und Bilder durch seinen Kopf, er verlor sich im Labyrinth der Erinnerungen und vergaß seine Lage für kurze glückliche Momente, nur um kurz darauf die würgende Aussichtslosigkeit umso stärker zu empfinden. Er hatte alles richtig gemacht, er hatte mit kühler Professionalität gehandelt und war doch in diese Katastrophe geschliddert. Wenn er nach einer Erklärung suchte, blitzte nur ein Name auf – Dorkas. – Zu viel der Zufälle, mein Herr,

zu viele Ausflüchte und esoterisches Schwadronieren, Sir Dorkas, Sie sind durchschaut.

Die Wut auf diesen Menschen Dorkas war die einzige Kraftquelle, die er noch hatte, und die Anfälle, in denen er heiser schreiend auf den Boden einhieb und sich wünschte, es wäre das fette Gesicht von Dorkas, trieben ihn weiter und weiter durch seine Maulwurfsexistenz. Inzwischen war er zu wenig mehr in der Lage, als auf dem Rücken zu liegen und die faulige Luft röchelnd in seine Lungen zu saugen. Seine Kehle brannte, Krämpfe zogen seine Muskeln zusammen und machten seinen Körper zu einem fremden Gegenstand, der nur durch Schmerzen mit ihm verbunden war. Es wäre gut, der Sache ein Ende machen zu können, indem man sich den Schädel an der Wand einrammt, aber dazu, auch wenn der Gedanke immer wieder aufkam, fehlte ihm jede Kraft. Zuletzt begann er zu delirieren, verlor die Herrschaft über seine Gedanken und musste den inneren Bildern hilflos zusehen, wie sie von ihm Besitz ergriffen wie ekliges Gewürm, das ein Aas befällt.

Verloren trieb er dahin durch einen Ozean von Dunkelheit. Besonders schmerzhaft war, dass sein gemartertes Gehirn ihm immer wieder denselben albernen Satz vorsagte: »Durst ist schlimmer als Heimweh – Durst ist schlimmer ...«

Vielleicht hatte der Wind die Seite verschlagen oder vielleicht war sie selbst es gewesen, mit einer fahrigen Handbewegung, die ihrer derzeitigen Stimmungslage entsprach. Nun las sie dieselben Sätze noch einmal ohne sich dessen bewusst zu werden und klappte das Buch schließlich mit einem ärgerlichen Knall zu. Es mochte Tage und Gelegenheiten geben, an denen sie einen Roman von Sarraute ertragen konnte, aber der heutige gehörte jedenfalls nicht dazu.

Irgendein seichter kitschiger Liebesroman, in dem die Heldin

auf der letzten Seite endlich mit einem gehauchten »Ich liebe dich so sehr« und einem beseelten Blick aus ihren veilchenblauen Augen in die starken Arme dieses enorm gut aussehenden jungen Menschen sinken kann – das wäre es jetzt! Aber allein die Vorstellung, derartige Literatur in der Bibliothek eines Montalban zu finden, hatte etwas Ketzerisches an sich.

Lucille Chaudieu lehnte sich zurück und stellte sich vor, sie selbst wäre in diesem Moment die Protagonistin einer solchen Geschichte: »Die junge Schöne ruhte zerstreut auf ihrem Lager aus seidigen Kissen, welches ihr der livrierte Diener auf einer schön geschwungenen Récamiere bereitet hatte. Ein großer Sonnenschirm schützte die alabasterweiße Haut der Dame vor den erbarmungslosen Strahlen der Sonne. Dennoch leuchtete ihr Kleid in strahlender Helle und vereinte sich mit dem Glanz der roten Kissen und dem fröhlichen Grün des gepflegten Rasens zu einer exquisiten Harmonie der Farben.«

Vielleicht war »junge Schöne« doch etwas zu dick aufgetragen? Lucille betrachtete kritisch ihre nackten Füße mit den sorgfältig lackierten Nägeln. Nein, »Schöne« war korrekt, nur das »jung« erschien ein wenig übertrieben. Aber was machte das? Sie war perfekt, ein Männertraum auf zwei wohlgeformten Beinen. Und da die Einsicht der Männer nicht tiefer unter die Oberfläche drang als der Stachel einer Mücke, war das völlig ausreichend.

Lucille Chaudieu nippte an ihrem Glas. Es war diese innere Unruhe, die sie quälte, diese Mischung aus Langeweile und gespannter, aber zielloser Aufmerksamkeit. Montalban war am Vortag abgereist. Er hatte, mit einem spöttischen Lächeln im Gesicht, um ihre Begleitung gebeten, sehr wohl wissend, dass Lucille nach dem Ausflug in die Wüste dazu keinerlei Lust und Kraft mehr hatte. Ihre Absage hatte Montalban mit dem größtem und einem höchst verlogenen Bedauern zur Kenntnis genommen und war alsdann aufgebrochen. In gewisser Weise fehlte er ihr. Seit er weg war, schien es so, als starre sie durch ein Zielfernrohr auf einen grauen Himmel, ohne das Ziel entdecken zu können, des-

sen Jagd ihr Leben in der letzten Zeit geprägt hatte.

Hier lag wohl nicht zuletzt die Ursache ihrer Unruhe – sie wusste nicht, was er tat und warum er es tat.

Jenseits der Rasenfläche, auf der Vortreppe des Schlosses, erschien Etienne. Wenn Etienne erschien, dann bedeutete das, dass es 15 Uhr und fünf Minuten war. Andernfalls hätte man auf einen problematischen Fehler im Gefüge des Kosmos schließen müssen.

Lucille beobachtete den Diener, der jetzt in seiner altmodischen, aber edlen Livree die Treppe herunterstieg.

Zuerst der linke Fuß, auf der Mitte der Treppe verharren und Wendung nach links zwecks kritischem Blick auf die Schlossfassade, dann die Treppe herunter bis zum Kiesweg, dort Wendung nach links, drei Schritte bis zum Rosenstrauch und dort Begutachtung der Blüten mit anschließendem fingerspitzigem Abzupfen der vertrockneten Blätter.

Lucille war sich sicher, dass Etienne auch nicht einmal die Schönheit der Rosenblüten bemerkt oder sich an ihrem Duft erfreut hatte. Sie hatten für ihn denselben Wert wie ein Parkettboden, für dessen Sauberkeit er sich verantwortlich fühlte.

In Lucilles Augen stieg ein boshaftes Glitzern. Sie griff nach dem Glas und hielt es hoch. Sie hasste diesen Mann mit den weichen, fast weibischen Gesichtszügen, die ihm zusammen mit seinem vollen, weißen Haar etwas Eunuchenhaftes verliehen. Und sie wusste, dass er diese Gefühle, auf sie bezogen, teilte. Vielleicht war er einer der wenigen Männer, wenn man dieses krei-dehäutige Wesen so bezeichnen wollte, die sie durchschauten oder zumindest soviel von ihrer Seele ahnten, dass sie Lucille mit Argwohn betrachteten.

Etienne hatte noch dem alten Montalban gedient und begleitete den jungen Herrn auf seine diskrete und stumpfe Art seit dessen Geburt. In Etiennes Gedächtnis waren alle Liebschaften Montalbans abgespeichert, alle Gesichter junger Dienstmädchen, die er

irgendwann mit einem Briefumschlag voller Geldscheine und einer Adresse einer diskreten Klinik auf den Bahnhof hatte absetzen müssen, all die verheulten Frätzchen der jugendlichen Schönheiten aus der besseren Gesellschaft mit ihrem »Aber du sagtest doch, dass du mich liebst«-Ausdruck, der durch die schwarz verlaufenen Make-up-Spuren auf den Wangen so herzerreißend lächerlich wirkte, all die wütenden Telefonate gehörnter Ehemänner, weinender Mütter oder verhandlungsbereiter Väter, bei denen er seinen Herrn stets beharrlich verleugnet hatte.

Etienne hätte mit seinem Wissen Montalban durchaus in Schwierigkeiten bringen können, wäre da nicht eine Mischung aus Hochnäsigkeit, die sich aus dem Leben im Umkreis Montalbans herleitete, aus Dummheit und einer haustierhaften Treue gewesen. Für ihn war Lucille eine von vielen, aber zugleich witterte er mit seinem sicheren Wachhundinstinkt, dass Lucille sich von den anderen unterschied. Er konnte dieses Gefühl nicht in Worte fassen und vermutete bei ihr eine ansteckende körperliche oder geistige Krankheit, jedenfalls ließ er unter seiner Zuvorkommenheit stets seine tiefe Abneigung durchblitzen.

Lucille wiederum hielt Etienne für einen ziemlichen Idioten, dessen Leben sich einer endlosen Schleife von Wiederholungen abspielte.

Ein schriller Schrei ließ Etienne zusammenzucken und brachte ihn in eine hilflose, trippelnde Tanzbären-Wendung, während er versuchte, den Ursprung des Schreies zu erkennen. Lucille hatte den Inhalt ihres Glases genüsslich auf Kleid und Kissen verteilt und jammerte nun nach Etienne.

Der Diener setzte sich in Bewegung, hin- und hergerissen zwischen Pflichtgefühl und dem festen Bewusstsein, dass er eigentlich sieben Schritte weiter bis zum Efeu an der Mauer machen müsste, um dort die Blätter zu überprüfen. Er hatte etwas von einem missmutigen Pinguin, als er auf Lucille zuwackelte.

»Etienne, das schöne Kleid ist völlig verdorben. Sorgen Sie doch sofort für die Reinigung!«

Etienne legte seine teigige Stirn im tiefe Falten. »Mademoiselle, das wird schwierig, denn Floralind ist mit dem Wagen zur Stadt gefahren und kommt erst in einigen Stunden wieder, und das Dienstmädchen hat Ausgang – und der Chauffeur ist mit dem anderen Wagen zur Inspektion in der Werkstatt und wird ebenfalls einige Zeit fortbleiben ...«

»Soll das heißen, Etienne, dass ich dieses Kleid auf den Müll werfen darf, nur weil die hiesigen Herrschaften nicht in der Lage sind, es schnellstmöglich in die Reinigung zu bringen? Bin ich hier in einem Kafferndorf?«

Etienne zuckte schuldbewusst zusammen und schielte hasserfüllt unter den Brauen hervor. Kafferndorf war für einen Rassisten wie ihn ein Volltreffer mit Zusatzschaden.

»Wenn Mademoiselle sich des Kleides entledigen, werde ich telefonisch den Transport mit einem Taxi in die Reinigung organisieren. Inzwischen werde ich mich um diese wunderschönen, leider nun völlig verdorbenen Kissen kümmern können.«

Lucille schlüpfte in ihre Sandaletten und schritt zur Treppe. Während sie die leeren Flure zu ihrem Zimmer entlangging, wurde ihr plötzlich klar, dass sie in diesem riesigen Gebäude völlig allein war. Montalban hatte seinen Tross mitgenommen, die anderen Bediensteten waren unterwegs oder hatten frei und würden erst in geraumer Zeit zurückkehren. In fliegender Hast wechselte sie die Kleidung, lief aus dem Zimmer und zwang sich noch einmal zurück. Nein, sie durfte sich keine Blöße geben. Noch einmal wechselte sie ihre Kleidungsstücke, suchte nun sorgfältig die passenden Farben und Accessoires aus und bot, als sie Etienne das beschmutzte Kleid übergab, den üblichen perfekten Anblick.

»Etienne, dieser Vorfall hat mich enerviert. Ich möchte jetzt ruhen und ich will keine Störung. Sorgen Sie dafür, dass nur ja kein Wagen bis zum Schloss vorfährt. Ich hasse dieses Knirschen

der Kieselsteine. Ich bekomme davon Kopfschmerzen – vielleicht sogar Migräne!«

»Sehr wohl, Mademoiselle.«

Es sollte wohl heißen: Ich nehme das zur Kenntnis und wünsche Ihnen jede Form der Migräne an den Hals.

Lucille lauschte auf das Telefonat, das Etienne mit dem Taxiunternehmen führte. Nun war er gezwungen, sich bis zum Einfahrtstor vorzuarbeiten, denn nur von dort konnte man auf die Landstraße gelangen. Sie sah ihm nach, wie er, das Kleid über den Arm gelegt, losschlurfte. Mit dem weißen Kleid, auf dem rote Spuren verliefen, wirkte er wie ein Mörder, der sein erschlaftes Opfer fortschleppt.

Lucille ließ sich von ihrem Schauer keine Sekunde zurückhalten. Sie schlüpfte in die Wohnung Etiennes und fand sofort das Schlüsselbord. Ganz hinten hingen die Schlüssel zu Montalbans Privaträumen. Das war ein Vorteil, denn so konnte der Verlust der Schlüssel nicht sofort auffallen. Sie griff zu, versicherte sich noch einmal mit einem schnellen Rundblick, dass sie wirklich allein war, und stieg dann die Treppe in das Obergeschoss hoch.

Möglicherweise hatte Montalban irgendeine Sicherung eingebaut, die Unbefugten den Zutritt verwehrt oder ihm zumindest die Möglichkeit gab zu kontrollieren, ob jemand Zugang zu seinen Räumen gefunden hatte. Lucille zögerte, bevor sie den Schlüssel umdrehte.

Eine solche Möglichkeit existierte, aber sie erschien ihr unwahrscheinlich. Hier, in diesem Gemäuer fühlte sich Montalban auf eine fast arrogante und ungenierte Art sicher.

Die Tür sprang auf. Noch nie hatte Lucille die Räume des Mannes betreten, dessen Gefährtin in Tagen und Nächten sie geworden war. Sie hatte es immer für eine Selbstverständlichkeit gehalten, dass jedem Mann und jeder Frau das Recht auf ihre ureigensten und intimen Bereiche zustand. Aber hier war es anders. Sie drückte die Tür lautlos auf und erschrak vor dem Anblick ei-

nes übermannshohen afrikanischen Fetischs, der gegenüber der Tür postiert war. Als sie sich näherte, erkannte sie Stofffetzen, welche die Holzfigur wie ein Kleid bedeckten. Es waren die verschiedensten Muster, aber sie bemerkte mit einigem Erstaunen, dass auf vielen Stoffen militärische Tarnfarben erkennbar waren. Und dann entdeckte sie die Haarsträhnen, die zwischen den Stoff gewebt waren. Es waren lange, glatte Haare, manche braun, manche blond. Keines entsprach dem typischen Haarkleid eines Afrikaners.

Lucille schluckte einen dicken Kloß herunter. Es gab eine Menge Erklärungen, wie diese Haare an diesen Fetisch gekommen war – und vielleicht war es ja auch nur die Symbolfigur einer zentralafrikanischen Friseurinnung. Sie wollte nicht darüber nachdenken. Sie hatte anderes zu tun und betrat entschlossen das ganz private Reich des François de Montalban.

Der erste Raum, beherrscht oder bewacht von der afrikanischen Statue, hatte etwas von der Willkürlichkeit eines Möbellagers. Wertvolle alte Sessel standen neben Sitzmöbeln, die interessant und zugleich dermaßen unbequem aussahen, dass sie unschwer der allerneuesten Möbelmode zuzuordnen waren. Alles wirkte teuer und wertvoll und in seiner Zusammenstellung zugleich lieblos und ungeordnet. Außer den verschiedenen Sesseln gab es noch einen runden Tisch. Spielkarten lagen auf seiner spiegelblanken Platte, als ob sich die Spieler eben erst in plötzlicher Hektik erhoben hätten.

Lucille betrachtete den Aschenbecher voller Zigarettenstummeln und Zigarrenstumpen, die dem Raum einen grauen Geruch kalten Rauches mitgaben. Montalban rauchte selbst nicht, aber einige der Männer, die Lucille bei sich die »Leibgarde« nannte und von denen sie sich wohlweislich fernhielt. Dies war also der Vorraum zum Allerheiligsten, und hier saßen die »Hüter der Schwelle«. Montalban verabscheute Zigarettenqualm und hätte ihn in seinem eigentlichen Bereich nie geduldet. Außerdem war

klar, dass auch der Diener Etienne diese Räume nicht betrat, sonst hätte er sich vermutlich sofort um Sauberkeit, Ordnung und frische Luft bekümmert. Ihr Herz schlug schneller. Sie wusste, was sie tat, aber nun begann sie, es richtig zu verstehen. Und sie bekam Angst.

Eine Doppeltür führten in die nächsten Räume. Als Lucille Chaudieu sie aufstieß, sah sie sich im selben Moment einer Person gegenüber. Sie starrte die andere Frau an, doch schließlich wurde ihr klar, dass dieses grimassenhaft verzerrte Gesicht ihr eigenes war und dass sie in die Spiegelwand eines Badezimmers schaute. Die Anspannung löste sich in einem Schluchzen. Lucille Chaudieu lehnte mit dem Rücken an der Türeinfassung und sank langsam zu Boden, während Weinkrämpfe ihren Körper schüttelten. Lucille wurde bewusst, dass sie heulte, wie sie das als kleines Mädchen getan hatte. Das ärgerte sie, und so zwang sich, in kürzester Zeit wieder erwachsen zu werden.

Sie biss sich auf die Lippen, konzentrierte sich auf den Schmerz wie auf ein Heilmittel und stand wieder auf. Das Badezimmer, in der Größe einer Drei-Personen-Sozialwohnung, enthielt die üblichen Einrichtungsgegenstände, natürlich in allerbesten Ausführung, und daneben eine Anzahl von Laufbändern und Trainingsgeräten, wie sie jedem Fitness-Center Ehre gemacht hätten. Lucille konnte es sich nicht verkneifen, an den Computern der Geräte herumzuspielen. Es waren jeweils nur die Daten einer Person eingespeichert. François de Montalban war offenbar in körperlicher Bestform – aber diese Tatsache hatte Lucille ja schon am eigenen Leibe erfahren dürfen.

Der nächste Raum. Sie öffnete die Tür, betrat ihn und fragte sich, welche Beziehung dieses Zimmer zu dem Vorraum hatte, zu dem Schloss, überhaupt zu allem, was sie von Montalban wusste. Sie drückte leise die Tür zu, bis das Schloss mit lautem Klacken einrastete, und schaute sich, den Rücken an das mit

Schnitzereien verzierte Holz gedrückt, um. In der Mitte des Raumes, dem Fenster zugewandt, stand ein schlichter Schreibtisch. Eigentlich handelte es sich lediglich um eine alte abgeschabte, mit einem Eisenband eingefasste Platte, die auf zwei klappbaren Böcken aus Leichtmetall ruhte. Ein Notizblock, eine alte Schreibmaschine und einige Bleistifte bildeten die einzige Ausstattung. Im Nähertreten konnte Lucille auf der Platte Reste von Buchstaben erkennen. Es schien etwas *wie ... miere Divi ... mee* zu sein. Irgendjemand hatte dieses Möbel aus altem Material zusammengezimmert, und Montalban schien damit wohl eine sentimentale Erinnerung zu verbinden. An den Wänden standen einige Regale mit Büchern, alten Stahlhelmen und historischen Waffen. Bilder bedeckten das, was noch an freier Fläche übrig blieb.

Lucille kannte sich mit der Form von Stahlhelmen nicht aus, aber sie erkannte das gezackte Schutzstaffel-Zeichen an einem von ihnen und erschauerte, als sie das Einschussloch direkt oberhalb des Randes entdeckte. Auf einem Zettel konnte sie *Charlemagne, Berlin, 310445* entziffern. Eine Adresse, überlegte sie. Ein Hotel vielleicht und eine Schließfachnummer?

Sie schaute die Fotos an. Es waren ausnahmslos Schwarz-Weiß-Aufnahmen; die Rahmen waren von der billigsten Art. Lucille schaute auf die Gesichter junger Soldaten – Männer in Uniformen vor Lastwagen, auf einem Kampffahrzeug, vor einer Bar, am Rande einer Arena sitzend, mit Jagdgewehren vor Urwaldkulisse, in eleganter Kleidung in einem Theaterfoyer. Die wenigen Frauen, die auf den Bildern erschienen, wirkten wie billige Flittchen oder wie distanzierte Puppen, die man als Ergänzung der Szenerie vor die Kamera geschoben hatte.

Lucille suchte ohne Erfolg nach Montalbans Gesicht. Dennoch schienen diese jungen Männer ihm alle irgendwie zu ähneln, als entstammten sie einem einzigen Elternpaar – oder als wären sie das Ergebnis einer heimlichen Zuchtauswahl. In ihren Mienen stand die Arroganz der Jugend, waren Mut, Tatendurst, Kampfeslust zu erkennen, aber auch, wenn man genauer hinschaute,

und dies tat Lucille Chaudieu, rücksichtslose Härte und Verachtung für alle, die nicht wie sie waren. Es waren allesamt hübsche Gesichter, und diese Männer oder Jungen hatten gewiss nie Probleme, eine Gefährtin für eine Nacht oder für länger zu finden. Aber unter der Fassade war nichts, keine Tiefe, keine Seele, keine Spur von Gefühl. Es waren Gesichter von Kinohelden, und wenn dann der Film zu Ende war und man den Menschen hinter dem Gesicht suchte, war nur Leinwand und Leere zu finden.

Der Gedanke schüttelte Lucille. Als wenn man einen Stein aufheben und das Ungeziefer darunter finden würde ...

Lucille wusste, dass sie nicht alle Zeit der Welt hatte. Sie betrat also den nächsten Raum, nun ohne Zögern, als hätte sie hier einen festen Termin. Der Anblick war fast derselbe – ein Feldbett, Regale, Bilder, Waffen als Dekoration, in einer Ecke ein Büroschrank aus Stahl. Ein ausgestopfter Stierkopf mit riesigen Hörnern bildete einen Blickfang, und die Fotografien waren neueren Datums und farbig. Der Schrank war verschlossen. Sie hätte eines der Schwerter von der Wand nehmen können, um ihn aufzubrechen, aber sie scheute sich davor, Spuren zu hinterlassen.

Einen Moment lang überkam sie etwas wie Überdruß, wie bei einer Frau, die zum Einkaufen ausgegangen ist und mit einem Mal nicht mehr weiß, was sie sich eigentlich leisten wollte. Sie riskierte viel, indem sie diese Gemächer betrat, und musste sich nun damit abfinden, dass sie sich Fotografien und Titel militärgeschichtlicher Bücher anschaute.

Über Montalbans Wesen erfuhr sie auf diese Weise vielleicht etwas, aber sie wollte kein Seelenbild ihres Liebhabers malen, sie wollte etwas anderes. Sie ging an den Porträts vorbei. Unten an den Rahmen war pedantisch die Namen der Abgebildeten notiert: Salan, Jouhaud, Challe, Zeller, Milan, Osama ...

Einige Namen kamen Lucille bekannt vor, aber sie konnte dieses vage Gefühl an keiner Tatsache festmachen. Aber da war ein Foto von Montalban. Er saß in einem Straßencafé, offensichtlich irgendwo im Süden, und lächelte ironisch dem Betrachter entgegen.

gen. Neben ihm saß ein Mann mit Adlernase und einem ausgesprochen riesigen Mund. Und dann ein Bild mit Montalban in Uniform. Im Hintergrund war deutlich die silbrige Nase einer »Mirage« erkennbar.

Lucille spürte ihren Puls hochschnellen. Hektisch suchte sie – und tatsächlich, da war wieder Montalban, wie er breitbeinig und mit verschränkten Armen neben seinen Leuten stand, und hinter ihnen war wieder eine Mirage, und Lucille konnte das Staffelabzeichen, das auch in ihrem Gedächtnis für immer eingebrannt war, unter der Kanzel deutlich erkennen.

Obwohl sie es nicht wollte, drängte es sie nahe an das Foto, und sie studierte die Gesichter der Piloten, die dort auf dem Boden hockten oder dahinter in der zweiten Reihe standen. Kein Zweifel, das war er, dessen Bild sie im Herzen trug, ihr toter Freund. Das schwarze Haar mit wilder Locke in die Stirn gekämmt, die betonten Augenbrauen über den ernsten Augen und dieses unverschämt charmante, unvergessliche Lausbubenlächeln.

Lucille stützte sich ab und wischte sich über die Stirn. Sie kam sich unendlich alt, ausgebrannt und verbraucht vor, leer, und sie fragte sich, warum ihr diesmal keine Tränen in die Augen schießen wollten vor lauter Schmerz und dem Gefühl, das Liebste verloren zu haben.

Lucille hatte ihre Seele verloren. Und hier, auf diesem Bild, in diesem Lächeln, lag ein Rest von dem Leben, das ihr bestimmt gewesen war, das sie so fest in den Händen gehalten und wie von Göttern beschlossen vor sich gesehen hatte – und das verändert wurde und umgeknickt war wie ein Hälmschen, das sich nun mühsam aufmachen musste, in eine andere Richtung weiterzuwachsen.

Ihre Fingernägel krallten sich in die Wand, sie stützte sich ab, verkrampft und zähneknirschend wie ein Dämon der Wut und der Verzweiflung. Ein Geräusch sank leise in den schwarzen Rauch ihres Gemütszustandes. Es kam leise und gleichmäßig, sie

wollte es ignorieren, aber ihr Instinkt fuhr seine Stachel aus und trieb sie zur Aufmerksamkeit.

Das Klingeln eines Telefons. Na und? Jetzt erkannte sie, dass ihre Räume zwei Stockwerke unter diesem Raum lagen und das Klingeln durch das geöffnete Fenster schallte. Wenn sie nicht gleich an den Apparat ging, würde Etienne misstrauisch werden, vielleicht würden sie sich auf der Treppe begegnen, vielleicht sogar an ihre Tür klopfen. Die Ausrede vom Tiefschlaf durch Tabletten würde er ihr nicht abnehmen. Sie musste hier raus!

So schnell es ging schlüpfte sie durch die Tür. Das Telefon klingelte erbarmungslos weiter. Es konnte nur eine Frau sein, die eine solche Penetranz aufbrachte, dachte Lucille wütend.

Sie war an der Tür zum Vorraum, blickte auf den Schreibtisch und sprang noch einmal darauf zu. Irgendetwas wollte sie mitnehmen, irgendeine Beute, auch wenn es lächerlich schien. Aber was? Das Farbband aus der Schreibmaschine, um festzustellen, was Montalban in den letzten Monaten geschrieben hatte? Unsinn, zu aufwendig, zu auffällig. Der Notizblock, das war es. Vielleicht hatte er ja irgendetwas notiert und sie ...

Sie riss den obersten Zettel ab, floh hinaus auf die Treppe und hastete hinunter in ihre Räume. Von unten hörte sie den schlurfenden Schritt Etiennes. Er hatte sich also schon auf den Weg gemacht. Liebes Telefon, hör' jetzt nicht auf zu klingeln, flehte sie und griff atemlos nach dem Hörer.

»Hallo Lucille-Mausi, ich dachte, jetzt, wo du doch in so einem Schnieki-Schuppen wohnst, wo man vom Schlafzimmer zum Bad immer etwas Lauf-Lauf-Lauf machen muss, sollte das Telefon ein bisschen länger klingeln ...«

Lucille brauchte einige Sekunden, bevor sie die fröhliche Frauenstimme einordnen konnte. Anette – die Nervensäge. Lucille lachte laut auf, als sie daran dachte, dass Anette auch in diesem Fall ihrem angeborenen Talent gefolgt war und im falschesten aller Momente angerufen hatte.

»Halloli«, konstatierte Anette, »dir scheint es ja gut zu gehen,

bei deinem hochadeligen Lover?«

»Oh Danke, ich kann nicht klagen. Ich hoffe, es geht dir auch gut?«

So, dachte sie, das war das Stichwort, jetzt legt sie los und ich kann entspannen, hoffte Lucille. Sie breitete den abgerissenen Zettel auf dem Telefentischchen aus. Glück gehabt, unter ihren Fingerkuppen waren deutlich die Vertiefungen einer durchgedrückten Schrift zu bemerken. Wie gut, dass man alte Krimis anguckte!

»Oh ja, mir geht es ja so supie-gut. Einfach suuu-pie! Und weißt du wieso? Du ahnst es ja nicht! Ich habe da einen Jungen kennengelernt. Quatsch Junge, er ist natürlich ein Mann, aber er ist so voll end-knuffi! Gestern sag ich, mein Lippenstift ist unters Sofa gerollt und er hat die ganze Zeit gesucht und ich habe mir seinen Knack-Popo angeschaut. Für so was wurde die Jeans erfunden, wirklich. Der Typ ist wirklich ein totaler Glücksgriff ...«

»Er ist also verheiratet«, stellte Lucille mit boshafem Grinsen fest und fischte nach einem Bleistift. Diese Gemeinheit brachte selbst Anette zum Schweigen. Kurzzeitig.

»Woher weißt du das?« Anette klang plötzlich misstrauisch. Eine Hyäne in Liebesdingen, die Fresskonkurrenz wittert.

»Hallo? Keine Panik! Ich weiß doch gar nicht, von wem du sprichst. Aber du kennst doch die traurige Wahrheit: Männer sind wie gute Jobs, entweder stressig oder schon vergeben. Und er gehört wohl eindeutig zur zweiten Kategorie.«

»Hab' ich das gesagt? – Na egal. Aber er lebt von seiner Frau getrennt und lässt sich natürlich scheiden.«

»Das habe ich doch irgendwo schon gehört ...«

»Du altes Lästerliebchen. Du kennst ihn eben nicht, er ist ganz anders als alle anderen Männer.«

»Hab' ich auch irgendwo schon gehört ...«

»Du hast heute Frechi-Tag! Stimmt ja auch – eigentlich. In gewisser Weise. Aber nicht bei ihm. Er ist so süß, so zärtlich, so – einfühlsam, so schmiegyig ...«

»Du sprichst nicht zufälligerweise von einem Delfin oder so was Ähnlichem?«

»Biesti-Lucilli! Delfin, phh! Ich habe diese Frau schon gesehen, die der hat. Wabbel-Schwabbel, sage ich dir, mit der kann's kein Mensch aushalten, und er ist ganz traurig. Ordinär ist die, oder heißt das orginär - nee, die passt überhaupt nicht zu ihm, hat sie nie, wird sie nie. Eine Schminke-Inke, sieht aus wie tausend Jahre, das kannst du mir aber glauben. Von der würde sich jeder scheiden lassen, klarer Fall. Stell dir vor, die hat ...«

Lucilles Bleistift fuhr vorsichtig schraffierend über das Blatt. Sie klemmte den Hörer, aus dem die Liebesdinge Anettes hervorquollen wie warmes Wasser aus einer Dusche, zwischen Schulter und Ohr und versuchte, aus den Linien und Bögen etwas Sinnvolles herauszulesen.

Es war die Schrift Montalbans, das zumindest sah sie schon. Eine Zahl war zu erkennen, vierstellig.

Sie überlegte, während sie mit verständnisvollen *Was du nicht sagst* und *Mmmms* Anette ihre Aufmerksamkeit signalisierte. Vierstellig. Ein Datum. Das Datum von vorgestern oder vorvorgestern, so genau wusste sie es nicht einmal. Noch eine Zahl. Das musste eine Telefonnummer sein. Aber dahinter stand ein Wort. Mühsam entzifferte Lucille ein *Fenocchio*. Von einem Fenocchio hatte sie noch nie etwas gehört.

»... er fasst die schon seit Jahren nicht mehr an. Wer packt schon gern an altes Frittenfett, meinst du nicht? Du, die Ehe ist nur noch pro forma. Ich könnte diese Vollschncke umbringen. So einen Mann vom freien Markt fernzuhalten. Gibt's dagegen kein Gesetz oder so was? Vielleicht hätte ich ihn nie kennengelernt und was dann? Du, was hältst du davon, wenn ich schwanger werde - ein Baby - und dann von ihm? So ein süßes Putzi-Mädchen. Wird ja eigentlich auch Zeit, findest du? Mal mit 'nem dicken Bauch über die Promenade - und ich habe da Kinderkleidchen gesehen! Meine Figur kriege ich nach der Geburt schon wieder hin. Hat Pamela Anderson auch geschafft ... sag

mal – hörst du mir eigentlich überhaupt zu?«

»Aber sicherlich, Anette-Liebes. Immer doch. Sag mal. Kannst du mit dem Namen ›Fenocchio‹ etwas anfangen?«

»Das war doch dieser Typ, der vom Lügen die lange Nase kriegte ... oder was meinst du, was da gewachsen ist? Hihi. Du, mal ehrlich, bei meinem Cutie kann ich mich da nicht beklagen, wenn der ...«

»Feeeee-nocchio, Anette-Blondchen. Was du meinst, ist Pi-nocchio.«

»Irgendwas mit Pi – meine ich doch! Aber warte mal. Ich hab doch was im Kopf. Fenocchio. Na klar, das ist der Speiseeis-Laden mit dem Frambi-Myrti in Nizza, den kennt doch jeder!«

»Sagtest du Frambi-Myrti ...?«

»Schwer von Kapee – oder du bist out, Lucilein! Framboise-Myrtilles – das Eis der Saison – suuu-pie, sage ich dir. Ganz Nizza rennt hin, da kriegste kaum einen Platz!«

»Was du nicht sagst!«

»Da war ich doch erst vorgestern mit meinem Cutie-Baby. Du, die haben bestimmt tausend Eissorten, wenn nicht noch mehr, aber Frambi ist der Knaller. Könnte ich mich reinlegen, voll endlecker, sage ich dir, todlecker, einfach göttlich, fast so gut wie mein Süßer. Und wenn ich Frambi lecke und er schaut mir zu ...«

»Anettelein, Anettelein! Sag mir vorher noch, wo das ist?«

»Place Rosetti, aber, sag mal, wie kommst du jetzt eigentlich darauf?«

»In Nizza, was?«

»Schätzchen, hör mir doch zu. Nizza, Place Rosetti, probier das Frambi, wenn du mal hinkommst.«

Wenn Anettes neuester und vermutlich endgültiger Schwarm ihr tatsächlich die Telefonrechnung bezahlte, wie sie behauptete, dann war er zugleich reich, blöd und großzügig.

Nach etwas mehr als einer Stunde beendete Anette das Gespräch, weil sie »mal für kleine Mädchen« musste. Lucille versprach, in den nächsten Tagen anzurufen und legte mit einem

Seufzer auf. Auf irgendeine Weise hatte diese wortreiche Schilderung von Liebeswahn und Liebeslust sie angerührt wie ein billiger Kitschfilm. Aber dafür blieb keine Zeit.

Also Nizza. Sie wählte die Vorwahl von Nizza und die Nummer, die auf dem Zettel stand.

Lange Zeit lauschte sie dem Freizeichen, dann klackte es in der Leitung und eine Männerstimme fragte: »Ja?«

Lucille beschloss, einen allseits kompatiblen Standardspruch loszulassen. »Wie läuft es«, fragte sie.

Der Mann stockte, als hätte ihn die Frauenstimme überrascht. Dann antwortete er doch.

»Er ist reif.«

»Wie reif?«

»Komplett reif. Wir können ihn sofort auf den Strand legen. Das Boot haben wir schon präpariert.«

»Nein, noch nicht. Ich brauche ihn noch.«

»Wozu?« Der Mann klang misstrauisch.

»Das ist mein Problem. Ich muss ihm noch einige Fragen stellen.«

»Mein Gott, dann müssen wir ihn wohl wieder aufpäppeln, ehe er die Fische sieht?«

»Wie schön, wenn ein Mann mal schnell kapiert!«

»Je ne suis pas stupide, Madame. Wann soll er Ihnen was husten?«

»Ich bin morgen um vier Uhr nachmittags im Fenocchio. Holen Sie mich ab.«

»Woran erkenne ich Sie?«

»Ich werde Sie erkennen!«

»A votre service. Bitte - es ist Ihr Mann, es ist Ihr Job und es ist Ihre Telefonnummer. Aber wenn ich mich an die Vorgaben gehalten hätte, dann wäre das Handy schon vor einer Stunde ins Hafengebäck geflogen.«

»Na so ein Zufall. Dann halten Sie sich jetzt bitte an die Vorgaben und schmeißen das Handy weg, Mann!«

»Gleich ist es weg. Also morgen vier null null. Blubb blubb.«
Damit ging er aus der Leitung.

Die Landschaft flog vorbei, vorangetrieben von dem hastigen Takt der Eisenreifen.

Zwischen den weiten Feldern direkt neben dem Bahndamm und den entfernteren Bergen, die sich schroff und wie aus purer Willkür aus der Ebene erhoben, schwebte das Gesicht eines Mannes. Das gerundete, wohlwollende Antlitz eines Mannes, der nicht mehr jung und noch nicht alt war, der weder besondere Härten zu ertragen gehabt hatte, die sich in seine Züge eingraben haben mochten. Man hätte auch nicht sagen können, dass sie von Inspirationen und Begeisterungen derart durchflutet worden wären, als dass sie den Glanz geistiger Erkenntnis zwischen Haaransatz und Kinn gelegt hätten.

Dorkas betrachtete das Gesicht wie ein mäßig interessantes Ausstellungsstück eines Provinzmuseums und musste sich förmlich zu der Erkenntnis zwingen, dass er selbst es war, der sich in der Fensterscheibe des Abteils spiegelte. Mürrisch sah er aus, müde und enttäuscht.

Vielleicht das Alter, fragte er sich. Vielleicht warteten die Jahre heimtückisch und verborgen wie Strauchdiebe hinter der faltenlosen Haut, um dann innerhalb weniger Tage zuzuschlagen und das Ihre in Besitz zu nehmen? Die letzten Tage waren anstrengend gewesen, aber sicherlich nicht anstrengender als es die vielen Tage und durchwachten Nächte an kleinen Schreibtischen verstaubter Bibliotheken gewesen waren, ummauert von Wänden aus abgegriffenen, ledergebundenen Schwarten, in denen möglicherweise die Erkenntnis, der entscheidende Ansatz verborgen lag – und nicht zermürend als die Stunden, in denen sich aus dem Gekritzel unzähliger Notizen, aus Fußnoten, Nebenbemerkungen, Querverweisen, Parallelen, Widersprüchen,

Fehlinterpretationen etwas in seinen Gedanken formierte, als wäre plötzlich in einer schon tausendmal betrachteten Wand ein winziger Riss sichtbar geworden.

Solchen Spuren folgte er, die so erregend und unfassbar waren wie das Parfum einer schönen Frau, die eben um die Ecke gebogen ist, ein Luftgebilde, nur von einer verfeinerten geistigen Witterung aufnehmbar. Dann folgten die farblosen Stunden und Tage, in denen er sich den seidendünnen Faden entlangastete, jeden Moment gewärtig, dass die Verbindung reißen und er ohne Anhaltspunkt, verloren und vergeblich, in diesem Labyrinth versinken würde. Er fühlte sich dann immer am Rande von etwas, das dem Wahnsinn gleichen musste, diesem endgültigen Abgleiten in eine verschlossene, nur dem darin Verfangenen verständliche Welt.

Und irgendwann kam schließlich der Moment, in dem die Idee Gestalt und Substanz gewann, sich verfestigte, mit Worten greifbar war.

Dann tauchte Dorkas schweißgebadet wie von einem Horrortrip wieder auf in der allgemein zugänglichen Realität, und seine Beute konnte er auf einem Zettel vorweisen, ein Satz manchmal nur oder ein Halbsatz; aber was war Schopenhauers zwölfbändige Gesamtausgabe mehr als die Ausführung eines Gedankens, der sich in einem Satz bannen ließ?

Nein, das war es also nicht, was seine Gesichtszüge mit dieser Müdigkeit und Verbitterung beschwerte. Dorkas mochte sich nicht der Tatsache stellen, aber sie ließ sich ebenso wenig ignorieren wie Zahnschmerzen. Er hatte einen – ja was? Dorkas zögerte, bevor er den Gedanken zu Ende führte – einen Freund verloren, und dieses durch die hässlichste aller Möglichkeiten, durch Betrug und Verrat.

Sicherlich, Tony Tanner war nie ein Freund gewesen, verlogen und hinterlistig, wie er sich in Dorkas' Leben geschmeichelt hatte. Aber für ihn, für Dorkas, war es Freundschaft, selbst wenn er diesen Begriff, als etwas zu Großes, fast Heiliges, selten benutzt

hätte. Er hatte Fritz Weiss verloren, und das war so gewesen, als hätte man ihm ein Organ bei lebendigem Leibe herausgerissen, und nun hatte er den anderen verloren und erkennen müssen, dass es einen Zusammenhang zwischen dem Verschwinden von Weiss und Tony Tanner gab.

Dorkas erinnerte sich an die erste Begegnung mit Tony Tanner und die plötzliche Intuition, die in ihm so großes Interesse geweckt hatte. Unterbewusst hatte er eine Verbindung Tony Tanners zu Fritz Weiss gespürt – ein Aufblitzen von Ähnlichkeit, von Zusammengehörigkeit – nun war diese Verbindung zu einer traurigen Gewissheit geworden. Schließlich gab es Leute, die diesen Tony Tanner für einen Mörder hielten.

In gewisser Weise verstand Dorkas nun, wie sich eine Frau fühlen musste, deren Gefährte und liebevoller Vater ihrer Kinder an einem sonnigen Sonntagvormittag verhaftet wird, weil er ein Dutzend widerlichster Sexualmorde begangen hat. Und wie diese Frau fragte sich auch Dorkas, ob auch er einmal Opfer geworden wäre und wenn ja, wann und warum. Es war schmerzhaft und es war nicht gerecht und die alte Marktweiber-Weisheit »So ist das Leben nun einmal« half ihm auch nicht weiter. Niemand kann enttäuschter sein, als wenn er von dem enttäuscht wird, von dem er eigentlich Zuneigung und Anerkennung erwartet.

Neben dieser Last der persönlichen Enttäuschung gab es die praktische Ebene, auf der sich die Frage stellte, was Tony Tanner wusste, welchen Schaden er angerichtet hatte, wie viel Lügen er verbreitet und wie viel taktische Wahrheit herausgelassen hatte. Der wichtigste Punkt von allen war, für wen er arbeitete. Die Antworten, die Dorkas für sich formulierte, während der Zug weitere hundert Kilometer auf sein Ziel zueilte, lauteten: Tanner wusste zu viel, weil Dorkas vertrauensselig war und zugleich – leider – in manchen Momenten der Schwäche zu eitler Selbstdarstellung neigte und darum mit seinen Erkenntnissen glänzen wollte.

Aber Tanner wusste beileibe nicht alles, oh nein, da hatte sich

Dorkas noch gut bedeckt gehalten (allerdings auch, wie er selbstkritisch anmerkte, aus der Tatsache heraus, dass selbst alles das, was Dorkas wusste, nichts war im Vergleich zu dem, was man eigentlich wissen müsste, um wirklich zu verstehen.)

Dennoch war der Schaden unermesslich, und an wen auch immer Tanner seine Seele verkauft hatte, dieser Gegner hatte nun einen entscheidenden Vorteil. Es war zum Verzweifeln.

Die Zeit rann Dorkas durch die Finger, er konnte schon förmlich hören, wie sich in die Sphärenklänge des Universums das Knistern eines Fehlers, einer Abweichung, eines Wirrwarrs mischte, und nun musste er sich mit den Folgen der menschlichen Niedrigkeit beschäftigen und sie, wenn irgend möglich neutralisieren.

Alle Informationen, die Tony Tanner herbeigeschafft hatte, konnten gefälscht sein oder in die falsche Richtung führen oder sich auf einen unwichtigen Aspekt beschränken und daher in die Irre führen - oder - oder - oder. Dorkas rieb sich die Schläfen. Gut, sagte er sich, vielleicht muss es ja so sein. Vielleicht hat irgendeine Institution dort oben beschlossen, dass Dorkas und Konsorten nichts anderes sind als Laborratten, die eifrig im Wasserbecken strampeln und glauben, sie hätten eine faire Chance. Dabei ist doch beschlossen, herauszufinden, wie lange eine Ratte zum Ersaufen braucht. Aber bis dahin würde Dorkas weiterstrampeln, weitersuchen, mit Tony Tanner und jetzt ohne Tony Tanner.

Gong zur nächsten Runde, dachte Dorkas voller Erbitterung, auf in den Kampf, wir erklären den Sieg zur spießbürgerlichen Nebensache, wirf dich hinter dein MG, du Fettsack und genieße dein persönliches Stalingrad!

Das Großabteil des Zuges hatte sich inzwischen gefüllt. Eine Gruppe junger Engländer besetzte die Plätze um Dorkas herum. Es waren braun gebrannte Burschen, von geradezu obszöner Ge-

sundheit und feistem Selbstbewusstsein, die sich in Italien eine halbe Standarddosis Kultur reingepfiffen hatten, nachdem sie vorher drei Wochen El Arenal überlebt und tagsüber kastenweise Bier gesoffen hatten. In dem lauten Gespräch, das sie führten, brüsteten sich nun voreinander mit ihrer Leistungskraft auf einem speziellen körperlichen Gebiet, als gebe es selbst im Zug noch Paarungsreviere abzustecken.

Die Jungs rochen nach Bier, Schweiß, zu viel Deo und Pickelcreme.

Dorkas blickte angestrengt aus dem Fenster. Hier hatte er das christliche Abendland in seinen schönsten Exemplaren – Sexualakrobatik statt Zärtlichkeit, ein Willi mit Zählwerk auf Rekordkurs, Erotik aus dem Schlachthof, wo austretende Körpersäfte und in Einzelteile zerlegte Leiber regierten (Die Alte hatte Möpse, sag ich dir, vier Kilo mindestens. War das die Blonde, die du hinter der Bierbude gestemmt hast? Äh – ich weiß gar nicht, welche Haarfarbe sie hatte. Aber du hast sie doch nach mir ...?)

Dorkas bereicherte zuhörend sein dürftiges Vokabular der Gossensprache um weitere Kostbarkeiten. Die Jugend, stellte Dorkas zynisch fest, war eine ziemlich widerwärtige Krankheit, die Gott sei Dank nicht chronisch verlief, und deren akutes Stadium durch die Medikation von einigen Zusatzjahren geheilt werden konnte. Im Grunde hatten diese Knaben schon verloren, sie wussten es nur noch nicht. Während sie sich noch die letzten blonden oder braunen Haare vom Kragen klaubten und sich dabei fragten, von welcher »Perle«, die an welchem Tag »fällig« gewesen war, die wohl stammen mochten, wuchs in ihnen schon unbemerkt das Monster heran, das unter dem Namen »braver Bürger und Steuerzahler« in millionenfacher Klonung dafür sorgte, dass Europa wirtschaftlich florierte und geistig zur Senkgrube verkam.

Gegen diese Blüte Britanniens, die sich vermutlich in nichts von anderen Nationalitäten unterschied, kam sich Dorkas vor wie ein verwegener Hippie auf Morgenlandreise, und dieser Ge-

danke hatte etwas ungemein Tröstliches. Er versöhnte Dorkas mit der Spiegelung seines Gesichtes im Fenster. Und dann bildeten sich zwei Falten auf seiner Stirn, denn Dorkas war der Mann eingefallen, der ihm die Passagierliste gezeigt hatte und er stellte sich die Frage, welche Rolle dieser Mann spielte und war sich sicher, dass er es bald, mehr oder weniger freiwillig, feststellen würde.

Die Grenze zwischen *hinreißend* und *billig* ist ein schmaler Grat, und es bedarf einer gehörigen Portion Erfahrung, Selbstkritik und Selbsterkenntnis, um stets auf der richtigen Seite zu bleiben. Lucille Chaudieu besaß diese Fähigkeiten neben einer ganzen Reihe weiterer solcher, und so trug sie ein dunkelrotes Seidenkleid, das die Schultern frei ließ und eine Handbreit über dem Knie endete, das einiges andeutete und versprach wie eine kultiviert flüsternde Kupplerin und nichts verriet.

Lucille war sich ihrer blutgefäßsprenghenden Aura durchaus bewusst und erlaubte sich, während sie bei Fenocchio einen Eisbecher genoss – der garantiert nichts von dem enthielt, was ihr Anette anempfohlen hatte – ihre Zunge in etwas übertrieben verspielter Manier über den Löffel gleiten zu lassen. Es gehörte zu ihrem Beruf als Stewardess, Menschen einzuschätzen. Daher brauchte sie nur Sekunden, um hinter der Lässigkeit des Mannes in dem hellen Leinenanzug, der jetzt durch die Tür trat, eine unterdrückte Unruhe zu erkennen.

Dieser Mann stand unter Spannung. Er war nicht so, wie er wirkte. Er war gut gekleidet, aber seine Eleganz wirkte oberflächlich und aufgesetzt. Wie hieß es so schön: Eleganz können nur Menschen besitzen, die etwas zu sagen haben.

Für Lucille gab es keinen Zweifel mehr. Dieser Blender, Befehlsempfänger ohne viel Eigenleben und voller verborgener Nervosität, war ihr Mann. Sie hatte die geheime Beziehung, die

zwischen ihnen bestand, zuerst erfasst und sie wollte diesen Vorteil nutzen.

Als seine Blicke, die er über die Gäste schweifen ließ, über sie hinweg glitten, winkte Lucille unmerklich mit ihrem silbernen Eislöffel. Der Mann schien für einen Moment wie steif vor Kälte zu werden und schlenderte dann zu Lucilles Tisch.

»Ist dieser Platz noch frei, Mademoiselle?«

Lucille antwortete lediglich mit einem kurzen Nicken und beachtete ihr neues Gegenüber nicht weiter. Der Mann gab seine Bestellung auf und ließ, so fand zumindest Lucille, allzu sehr den Kenner und Stammgast heraushängen. Sie wartete noch eine ganze Weile, bis sie ihren ersten Stich setzte.

»Wann kann ich ihn sehen?« Der Mann suchte mit der Löffelspitze die Schokoladenstückchen aus dem Stracciatella-Eis und knackte sie hörbar zwischen den keramikverblendeten Schneidezähnen.

»Wann Sie möchten. Er wird nicht mehr sehr lange durchhalten. Eine Viertelstunde maximal, und wenn er das Maul hält, sind wir hilflos, denn man kann ihn nicht hart anpacken. Sagen wir: nicht mehr. Er hat es hinter sich.«

»Bisher hat mir noch jeder gesagt, was ich wissen wollte!« Mit hochgezogenen Augenbrauen ließ Lucille die eindeutige Doppeldeutigkeit ihrer Aussage wirken und stellte fest, dass sie Punkte gesammelt hatte. Zwar wusste sie immer noch nicht genau, welche Rolle sie spielte und worum es eigentlich ging, aber abgesehen davon hatte sie ihren Spaß. Für den Fall, dass der Spaß enden sollte, hatte sie ebenfalls vorgesorgt.

In ihrer Krokoledertasche, die von der Stuhllehne baumelte, warteten zehn rot lackierte, künstliche Fingernägel auf ihren Einsatz, Schmuckstücke aus härtestem Stahl mit Schneiden, die an Schärfe nur noch mit einem der modernen Keramikskalpelle amerikanischer Chirurgen vergleichbar waren.

Diese einzigartigen Waffen waren ihr wertvollster Schatz. Nicht allein die Tatsache, dass es solche Kunstwerke der Messer-

technik in der nichtjapanischen Welt wohl kein zweites Mal gab, machte sie so wertvoll. Sie waren das Geschenk ihres abgestürzten Freundes, der unter dem Kommando von Montalban gestanden hatte. Er, dem es leicht fiel, in der ganzen Welt Freunde zu finden, hatte sie vom kaiserlichen Küchenmesserhersteller in Tokio erhalten – und Lucille hatte es ihm nicht geglaubt, weil sie sich nicht vorstellen konnte, dass es einen kaiserlichen Küchenmesserhersteller überhaupt gab. Später hatte sie gewusst, dass sie ihm Unrecht getan hatte – denn sie selbst war später Augenzeugin der jährlichen Todeszeremonie für ausgeschiedene japanische Küchenmesser geworden, was ihr einen Einblick in eine vom Westen völlig unverstandene Kultur gegeben hatte.

Getragen hatte sie ihre tödlichen Schmuckstücke schon oft, allein vor dem Spiegel, und sie hatte viele Stunden damit verbracht, sie aufzukleben und zu entfernen, sie zu tragen und sich mit ihnen zu bewegen, ohne sich selbst zu verletzen. Eine einzige unvorsichtige Bewegung hätte genügt, eine Pulsader zu öffnen, ein Kleid zu zerfetzen oder ein Auge auszustechen.

Lucille war sich inzwischen sicher, dass sie diese Waffe beherrschte – eine tödliche Waffe, die kein Gegner sieht, weil er sie nicht als Waffe vermutet.

»In einer Viertelstunde verlassen Sie diesen Raum, ich folge Ihnen später. Sie gehen einhundert Meter die Straße nach rechts entlang und warten dort auf mich. Verstanden?«

Der Mann nickte und schien die Skepsis Lucilles nicht zu teilen. Die hielt ihre Anweisung für billiges Theater, gerade schlecht genug für einen Agentenfilm der B-Kategorie, denn jeder Trottel konnte sie zusammen an diesem Tisch sehen und ihre Spuren folgen. Aber anscheinend bedurfte diese Welt gewisser Rituale, um sich ihrer Wichtigkeit zu versichern, und so war sie nur den Regeln der Höflichkeit gefolgt. Lucille gönnte sich einen weiteren Eisbecher und trat dann auf die Straße.

Der helle Anzug leuchtete aus dem Schatten einer Markise und

folgte ihr, als sie vorüberschlenderte.

Unter den zahlreichen Touristen, die sich um diese Zeit in Nizza tummelten, wirkten der Mann und die Frau wie zwei Fremde, die zufällig denselben Weg einschlugen.

Niemand bemerkte die kurzen Anweisungen, mit denen der Mann Lucille durch die Straßen lotste. Er führte sie zu einem Fiat der größeren Kategorie, in dem ein Mann wartete. Er startete den Motor, ohne ein Wort zu verlieren, nachdem Lucille und ihr Begleiter auf der Rückbank Platz genommen hatten.

Der Fahrer gefiel Lucille nicht. Sie sah nur seinen speckigen Nacken, der aus einem teuren Hemd quoll, Wurstfinger, die das Lenkrad und den Schalthebel mit lässiger Sicherheit bedienten, und ein paar dunkle Augen im Rückspiegel, über denen schwarze Brauen wie Gestrüpp wucherten. Das war eine andere Kategorie als der Typ neben ihr, keiner, der sich leicht bluffen ließ.

Der schnaufende Atem des Fahrers und die Fahrgeräusche begleiteten die Insassen, während der Wagen die Küstenstraße entlangfuhr. Es gelang Lucille, ihre kühle Arroganz zu bewahren, obwohl einige rasante Überholmanöver des Fahrers sie fast zum Schreien brachten.

Einmal begegneten sich ihre Augen im Rückspiegel, und sie war sicher, dass er damit ihre Reaktion testen wollte. Der Wagen bremste mit quietschenden Reifen und fuhr über eine kurze Zufahrt auf ein umzäuntes Areal zu. Ein verrostetes Schild verkündete von der Vergangenheit des Geländes: Joseph Maistre et Fils – Fischereibetrieb.

»Warum hier?« Der Mann neben Lucille zuckte bei der Frage zusammen, während der Fahrer vernehmlich grunzte.

»Es ist ein optimaler Platz. Kaum noch genutzt, nur noch Lager für einige Händler. Bassins, in denen früher Fische waren ...«

Zwei halb verfallene Schuppen standen auf dem Gelände. An der Seeseite ragte eine Mole in die Wellen, ein Krangerippe und ein halb versunkener Fischdampfer vervollständigten die Kulisse

von lang anhaltendem Verfall. Das Tor war mit mehreren Schlössern gesichert und wurde hinter dem Wagen sofort wieder geschlossen. Der Fahrer steckte die Schlüssel in seine Hosentasche und stieg wieder ein, um den Wagen direkt vor den hinteren Schuppen zu lenken.

Der Eingang lag zur Seeseite hin und war vom Ufer aus nicht zu sehen. Wieder klapperten Schlüssel. Obwohl die Tür verrostet erschien, hatte sie nagelneue Sicherheitsschlösser.

Der Mann schaltet das Licht ein. Drei Deckenlampen erhellen einen kahlen Raum. Der Fahrer schleifte scharrend einen Stuhl aus einer Ecke und stellte ihn unter eine Lampe. Er blieb neben dem Stuhl stehen und begann, Lucille mit unverhohlenem Interesse anzustarren. Er machte sich nicht einmal die Mühe zu verbergen, dass er sie jetzt in Gedanken nackt auszog.

Sie starrte zurück, aber er gewann das Duell der Blicke. Sie wandte den Kopf zur Seite und war sich bewusst, dass sie einen schweren Fehler begangen hatte.

Der andere Mann machte sich an einer Bodenplatte zu schaffen. Er hob sie ächzend hoch und ließ sie mit lautem Krachen auf den Boden schlagen. Dann tastete er mit dem Fuß in dem dunklen Viereck, fand die oberste Leitersprosse und begann hinabzusteigen.

»Wie soll ich diesen Sack Knochen bloß hochgetragen bekommen«, jammerte er.

»Du schaffst das schon«, sagte der Fahrer. Er grinste anzüglich und fixierte Lucille. »Bist ja ein starker Junge.«

Lucille öffnete ihre Tasche und suchte nach einem Taschentuch. Nachdem sie sich die Mundwinkel abgewischt und die Tasche wieder verschlossen hatte, glitzerte ein roter Fingernagel mit einer seidenfeinen Stahlschneide an ihrem linken Zeigefinger.

Der Fahrer bemerkte es nicht. Er begutachtete Lucilles Beine und näherte sich dabei, wie ein Hai Kreise ziehend, der Frau. Plötzlich stand er hinter ihr. Sie konnte seinen Atem im Nacken

spüren.

Ein Schauer lief über Lucilles Rücken und schüttelte sie durch, ohne dass sie sich dagegen wehren konnte. Der Mann hinter ihr gluckste spöttisch. Die Pfefferminzpastillen, die er krachend zerkaute, konnten seinem Atem nicht den ungepflegten Modergeschmack von Zigaretten und Absinth nehmen.

Lucille blieb wie erstarrt auf ihrem Platz. Jetzt nur nicht ausweichen, nicht fliehen, nicht noch ein Moment der Schwäche zeigen. Sie hob stolz den Kopf und beobachtete die Öffnung im Boden, aus der jetzt, wie aus größter Tiefe, Geräusche von klappernden Eisentüren und daneben, deutlich hörbar, menschlichem Stöhnen hervorklangen.

Schwere Schritte dröhnten über die Leitersprossen und wurden lauter und lauter. Schließlich tauchte eine dunkle Form auf, die Lucille auf den ersten Blick nicht einordnen konnte. Sie fuhr vor Schreck zusammen, als der Kopf des Mannes aus dem *Fenocchio* auftauchte und es aussah, als hätte er sich in den schwarzen Tiefen unter dem Gebäude in ein buckliges, schmutziges Monster verwandelt.

Der Fahrer hinter Lucille kommentierte ihre unwillkürliche Bewegung mit einem fetten Lippenschmatzen. Der Mann krabbelte mühsam aus dem Loch, schwankte zu dem Stuhl und ließ die Last, die er quer über die Schultern getragen hatte, auf die Sitzfläche fallen.

Zuerst schien es nichts zu sein als eine ausgestopfte Puppe, die in dem Moment, in dem sie keine Stütze mehr hatte, zur Seite kippte und mit einem hässlichen Knall mit dem Kopf zuerst auf den Boden schlug.

Der Mann fluchte lautstark und riss die Puppe an den Haaren wieder hoch und platzierte sie erneut auf den Stuhl, diesmal sorgfältig darauf bedacht, dass das Gleichgewicht bewahrt blieb. Es gab einen schier endlosen Moment der Stille, als wären die drei Personen und die Puppe in durchsichtiges Plastik eingegossen und erstarrt: der Mann neben dem Stuhl, der nervös und un-

sicher war und sich *cool* gab; der Fahrer, der in bibbernder Geilheit auf das Kleid der Frau starrte, unter dessen dünnem Stoff sich die Rundungen ihres Hinterteiles wie Pfirsiche abzeichneten, und der in diesem Moment entschlossen war, sie zu vergewaltigen und ihr dabei die Arme auf den Rücken zu drehen, was die Frau noch mehr schreien lassen und das Vergnügen erhöhen würde; die Frau, die auf die Puppe starrte und sich gegen das Erkennen wehrte, das wie der Mechanismus einer Hinrichtungsmaschine dennoch unabänderlich in ihr Bewusstsein drang, und die sich an einen glücklichen Moment ihrer Kindheit erinnerte und nicht wusste, welcher Zusammenhang zwischen diesem Kinderglück und dem Stück Leben, in dem sie nun gefangen war, bestehen könnte; die Puppe, die ihr Menschsein durch ein heiseres Stöhnen beweisen wollte und mit unendlicher Mühsal den Kopf hoch und aus zwei winzigen, matten Augen starrte, die so leer waren wie die von griechischen Statuen.

Bitte, lieber Gott, flehte Lucille innerlich, mach, dass es nicht wahr es ist. Lass mich bitte aufwachen und ich liege im Bett und Daniel kommt mit dem Frühstückstablett und – Warum nur? Aber es gab keine Hilfe, es gab kein Erwachen, keine Linderung, keine Tröstung, es gab nur das entsetzliche Abtasten der zerstörten Züge im Gesicht der Puppe.

Dann gab Lucille ihren Widerstand auf und legte die Folie der Erinnerung auf dieses Gesicht – Bombay – dieser Frechling mit seiner hinreißenden Mischung aus Charme und Tapsigkeit – Kairo – diese absurde Situation, in der sie ihm so nah war, dass sie die Trennung schmerzhaft spürte, als wäre schon ihrer beider Haut miteinander verwachsen.

Und was sie nun sah und erkennen musste, nachdem die schützende Decke des letzten Zweifels weggezogen war, war seine Leiche, seine lebendige Leiche, ein angefaulte, stinkender Körper ohne einen Funken Seele. Lucille räusperte sich. In der leeren Halle klang das raue Geräusch lange nach.

»Was soll das? Ich wollte nicht mit einem Zombie plaudern.«

»Desolè, aber mehr war nicht zu machen. Ohne Ihren Anruf hätte er schon gestern die Augen auf null gestellt.«

»Was soll ich mit einem Mann, der noch nicht einmal mehr die Zunge heben kann, verdammt noch mal?« In Lucilles laute Stimme mischten sich die ersten schrillen Töne von Panik und Hysterie. Sie hatte sich in eine Situation begeben, ohne zu wissen, was sie wollte. Sie war hinein ins Dunkle gesprungen und nun spürte sie den Aufschlag. Und dabei war alles so lächerlich. Kein bisschen heldenhaft, nicht romantisch oder abenteuerlich. Es war einfach auf eine blöde Art absurd.

»Los, mach die Türen zu«, unterbrach die Stimme des Fahrers das Echo von Lucilles letztem Satz, das noch in den Ecken der Wellblechbedachung vibrierte.

»Aber warum denn, nicht schon wieder runter, vielleicht kommt er ja noch hinein ...?«

»Schnauze, du Sackgesicht. Vorschrift ist Vorschrift und Vorschrift ist, mach die Klappen dicht. Und was dieses Stück Scheiße angeht, Mademoiselle will mit ihm plaudern und dann kommt er zu den Fischen und gibt einen richtig ekligen Kadaver ab. Du kernst doch den Plan ...«

Der Mann wollte noch etwas erwidern, aber ein Blick seines Kumpans ließ ihn zusammensacken und zu der Bodenöffnung gehen, wo er grummelnd verschwand.

»So ein Idiot«, sagte der Fahrer. »Er hat dir doch tatsächlich deine Geschichte abgenommen, Süße. Aber mich kannst du nicht vergackeiern, mich nicht!«

Bevor Lucille irgendeine Bewegung machen konnte, hatte der Mann ihre Arme gepackt und in einen Polizeigriff genommen, dessen Wirksamkeit er wohl oft bei sich selbst beobachtet hatte.

Sie schrie auf und knickte in den Knien ein, nur um mit einem schrilleren Schrei sofort wieder ihre ursprüngliche Position einzunehmen.

»So ist es gut, Schätzchen. Ich weiß nicht, wie du an die Telefonnummer und an den Treffpunkt gekommen bist, ist mir auch

scheißegal. Aber du bluffst, und das machst du nicht mal besonders gut. Dieser Typ war nicht zum Aushorchen gedacht, dieser Typ war zum Kaltmachen, verstehst du? Und jeder, der was anderes vorgibt, mischt sich in das Spiel ein. Was bist du? Deuxieme Bureau, Securité presidentielle oder wie ihr Schwachköpfe euch nennt? Und seit wann hat die Sureté solche Flittchen wie dich? Egal, du gehst mit deinem Liebling. Aber vorher brauche ich dich noch. Oder zumindest einen winzig kleinen Teil von dir!«

Er ramnte sein Knie zwischen Lucilles Beine und in dem Moment, in dem sie vor Schmerz und Schrecken schrie, fast umfiel und breitbeinig nach Halt suchte, wechselte er seinen Griff und umklammerte ihre Handgelenke nur noch mit einer seiner riesigen, verschwitzten Prätzen. Er drängte sich an sie, und sie spürte ganz hart und körperlich, was er mit *brauchen* meinte.

»So ist es schön«, keuchte der Mann, »Weiber sollten ihre Schenkel überhaupt nicht zusammenklappen dürfen. Nie im Leben.«

In einem Moment Grauen erregender Klarheit sah Lucille, als würde sie als Betrachterin über der Szene schweben, den Mann, der seinen Gürtel öffnete, und vor ihm die in Panik zu zerbrechlichem Glas erstarrte Frau, breitbeinig und in der Hüfte nach vorn geklappt. Bis zu ihrem schwebenden Standort konnte sie den säuerlichen Geruch der Angst registrieren, den die Frau ausdünstete und darüber, dicke Fettagungen auf einer Gerüchesuppe, das ordinär dick aufgetragene Duftwasser des Mannes und darunter seinen Schweiß, der jetzt den triumphierenden, mit dichtem, schwarzem Haar bepelzten Körper überfloss, in den speckigen Falten des Nackens glitzerte und unter dem nassen Hemdrücken zwischen seine zitternden Arschbacken rann.

Mit der freien Hand warf er Lucilles Rock hoch und riss ihr in der gleichen Bewegung den Slip herunter. Der Slip blieb über ihren Knien hängen und wirkte wie eine Fessel, als sich der Mann

gegen sie warf und sie zu einem lächerlichen Watschelgang zwang. Er schob sie vor sich her, lachte wie ein Verrückter über ihre Entwürdigung und trieb sie bis in eine Ecke der Halle. Lucille krachte mit dem Kopf gegen einen Eisenvorsprung und war hilflos festgeklammert zwischen Wand und dem vor Geilheit dampfenden Körper des Mannes, der sich jetzt seiner Unterwäsche entledigte.

Die Frau kreischte, schrill und ohne Unterbrechung. Ihr geöffneter Mund gehörte nicht mehr zu ihrem Gesicht. Er war zu einem eigenen Wesen geworden, das sich in gellenden Klagen austobte.

Ihr eigenes Schreien stand Lucille wie eisige Stille in den Ohren. Sie wurde von Ekel und Scham geschüttelt, es packte sie wie ein Beben, auf das sie keinen Einfluss mehr hatte. Sie schrie dem Rest von Würde und Stolz hinterher, den sie sich in ihrem Leben bewahrt hatte, und die sie nun in dieser Mischung aus Schrecken und Lächerlichkeit verlieren sollte.

Wut sprang in ihr auf. Ein winziges Fünkchen nur, aber es reichte, um sie aus der Erstarrung zu reißen und ihrem linken Zeigefinger eine kleine Wendung zu geben.

Mit einem Fluch zog der Mann seine Hand zurück und starrte einen Augenblick lang verwundert auf die klaffende Wunde, aus der Blut über Lucilles Rücken und ihre Beine entlang tropfte. Er hatte instinktiv reagiert und wollte nun seinen Fehler wieder gutmachen. Blitzschnell schnappte seine Hand zu, aber Lucille hatte sich schon abgedreht. Ihr Kopf schlug an der Wand an, ihre Stirn schrammte eine Schraube, und als sie sich umdrehte, hätte der Mann die klaffende Platzwunde bemerken können.

Aber er sah nur die Augen der Frau, und dieser Anblick lähmte ihn, ließ ihn erstarren, als hätte er das Antlitz der Medusa erblickt.

Lucille fauchte ihn mit gefletschten Zähnen an wie eine Raubkatze.

Jetzt bewegte sich der Mann. Er hob die eine Hand zur Ab-

wehr, nahm die andere Hand in die Höhe und war wieder so weit, dass er zum Angriff übergehen konnte. Es war alles zu spät.

Die linke Hand der Frau blitzte an seinem Hals vorbei. Ein kleiner Schnitt, harmlos wie ein Mückenstich. Der Mann lachte hart, griff mit einer Hand nach Lucille und klatschte sich mit der anderen gegen die Wunde. Dann spürte er den heißen, pumpenden Blutstrahl, schaute völlig erstaunt auf seine blutüberströmte Hand, bemerkte vielleicht sogar noch das Klatschen, mit dem der Blutstrom aus seiner Halsschlagader gegen die Wand prallte und Lucille mit einem roten Schauer überzog.

Dann verdrehte der Mann die Augen und kippte nach hinten weg, während sein Herz mit den letzten Schlägen eine schwächer werdende Blutfontäne über den Betonboden pumpte.

Ein kehliges Fauchen war alles, was Lucille Chaudieu noch an Sprache zur Verfügung stand. Sie machte einige Schritte, stolperte, weil sie ihre peinliche Fessel vergessen hatte, raffte sich wieder auf und glitt noch einmal auf der Blutlache aus und schlug sich das Knie wund.

Dernoch rettete der Sturz ihr das Leben, denn der Mann, der aus der Bodenluke aufgetaucht war, hatte genug Zeit gehabt und mit Sorgfalt gezielt.

Er hatte den Lärm gehört und war so schnell wie möglich die Leiter hinaufgestiegen. Dort stand er immer noch, sein Oberkörper ragte aus der Lukenöffnung. Er zielte erneut. Sein erster Schuss war an Lucilles Schläfe vorbeigepfiffen und schlug mit lautem Krachen ein Loch in die Wand.

Der Standort des Schützen war schlecht. Er musste sich auf einer schmalen Eisensprosse halten, unter sich eine Tiefe von mehr als zehn Metern, und dabei zielen, schießen und noch den Rückschlag der Waffe ausgleichen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

So schoss er ein zweites Mal daneben und sah zugleich, wie sich die Frau aufraffte. Nein, sie sprang in die Höhe wie eine ge-

spannte Feder, die unter Kraftaufwand zusammengedrückt worden war. Wie eine Furie rannte sie auf ihn zu, kreischend, mit wirrem Haar, verwundet, von Blut gänzlich übergossen.

In ihren Augen glitzerte etwas, das den Mann erschlaffen ließ. Es war die Begegnung mit einer Urangst aller Männer, die Verkörperung eines vagen Verdachtes, einer selten erwähnten Ahnung - dass sich in den Formen zarter Hände, in blütenweichen Schenkeln und herzerreißend geschwungenen Hüften eine Kraft verbergen könnte, die jeden Anflug von Männlichkeit wegfeigen kann wie ein Orkan eine Fliege von der Tischplatte bläst.

Dem Mann auf der Leiter wurde diese Gnade nicht zuteil. Er wartete auf das Urteil, das über ihn gesprochen werden sollte, und dann war Lucille bei ihm. Sie trat zu und sie rammte ihm den Absatz ihres rechten Pumps bis zum Anschlag in den Kopf.

Der Mann wirbelte mit den Armen, seine Finger zuckten und jagten die verbliebenen Kugeln aus seiner Pistole in die Decke. Er kippte nach hinten und riss Lucille fast mit, die mit einem weiteren Fauchen ihren Fuß aus dem Schuh befreite und zusah, wie seine Leiche in die Tiefe stürzte und in der

Schwärze verschwand bis zum dunkel vibrierenden Dröhnen des Aufschlags.

Lucille warf ihm den anderen Schuh hinterher.

Die menschliche Lumpenpuppe auf dem Stuhl hatte sich während der ganzen Zeit nicht bewegt. Lucille strich sich das Haar aus der Stirn, sie zuckte zusammen, als sie an die Platzwunde kam, in der sich Blut und Haarsträhnen verklebt hatten. Sie war wie in Trance, alles, was sie sah, hatte nichts mit ihr zu tun. Sie befand sich in einer Albtraumwelt. Dann hörte sie neben sich ein Stöhnen und wurde sich darüber klar, dass etwas geschehen musste.

Sie schaute sich um. Dann griff sie zur Lehne des Stuhles, kippte ihn nach hinten und schleifte ihn samt Puppe zur Tür. Mit letzter Kraft gelang es ihr, die Puppe auf die Rückbank des Au-

tos zu zerren. Der Zündschlüssel steckte. Als sie auf das Tor zu fuhr, fiel ihr ein, dass es verschlossen sein musste. Sie überlegte keine Sekunde, sondern drehte den Wagen und fuhr ein Stück vom Tor weg. Dann richtete sie sich den Rückspiegel ein, rangierte den Wagen in die richtige Position und gab Vollgas.

Ihr nackter Fuß presste das Gaspedal auf das Bodenblech und stützte sie gleichzeitig, als sie sich mit aller Kraft gegen die Sitzlehne drückte.

Der Motor heulte auf, der Drehzahlmesser sprang in den roten Bereich. Das Heck des FIAT krachte gegen das Tor. Der Aufprall war brutal, und Lucilles Nacken wurde von einem grellen Schmerz durchschnitten. Aber die beiden Metallflügel wirbelten zur Seite, Eisen kreischte über Lack, ein Sturm von Glassplittern fegte von der explodierenden Heckscheibe durch den Wagen.

Lucille wirbelte das Lenkrad herum und brachte den Wagen in einer quietschenden Kurve, die Front zur Straße, zum Stehen. Sie schaute in den Rückspiegel. Das Heck war zerstört, aus den Resten der Auspuffanlage brabbelte und wummerte der Motor, bei dessen Leerlaufgeräusch das Rasseln lose geschlagener Ventile nicht zu ignorieren war. Ein Geruch von verbranntem Gummi lag in der Luft, auf dem Zufahrtsweg dampften die verschnörkelten Spuren durchgedrehter Reifen.

Lucille warf noch einen kurzen Blick auf das, was ehemals ein Tor gewesen war, und fuhr dann auf die Straße. Sie wollte nur fahren, nur weg von diesem Ort. Sie war schon immer eine schändlich schlechte Autofahrerin gewesen, die übernervös und verkrampft hinter dem Lenkrad saß. Nun schmerzte ihr Knie und behinderte sie zusätzlich, sodass der Wagen bei jedem Gangwechsel hopste oder einige Meter an Gummispur auf der Straße hinterließ.

Sie erschrak, als sie sich selbst im Rückspiegel sah. War sie das wirklich? Es konnte nicht sein, dieses fremde, blutverschmierte Gesicht konnte ebenso wenig das ihre sein, wie dieses Leben, in dem sie im Augenblick verfangen war wie in einem Spinnen-

netz, das Ihrige sein konnte. Lucille fuhr, und während sie die Landschaft mit tieffliegerähnlichem Motorengedröhn überzog und dem Verlauf der Straße folgte, näherte sie sich langsam der Realität, als wäre diese das Ziel ihrer Fahrt.

Sie fand einen einsamen Strand, lenkte den Wagen zwischen Pinien und schleppte die Puppe hinaus. Dann entkleidete sie sich und stieg in das laue Wasser. Sie wusch sich den Schmutz und den Schweiß und das Blut von der Haut.

Das Salzwasser brannte in den Wunden. Sie schwamm hinaus, immer weiter, bis der Strand nur noch ein schmaler heller Streifen war, auf dem jemand eine reglose Puppe in Menschengestalt abgestellt hatte. Sie wünschte sich, immer weiter zu schwimmen, das Wasser an ihrem nackten Körper entlanggleiten zu spüren, die eigene Kraft zu genießen, die sie vorwärtstrieb.

Vorwärts, bis nur noch Wasser und Himmel bei ihr waren und sie sich sinken lassen konnte, dorthin, wo ihr keine Gewalt mehr folgen und keine Scham wie Nadelspitzen unter der Haut sitzen konnte. Aber etwas hielt sie zurück.

Da saß noch diese sprachlose Puppe, und dieser Gedanke war wie ein Gummizug, den sie trotz aller Kraft nicht zerreißen konnte und der sie zurückbrachte.

Mit kräftigen Zügen kehrte sie zum Strand zurück und stieg aus dem Wasser, als wäre sie trotz aller Wunden und schmerzenden Erinnerungen neu geboren worden. Sie wusch ihr Kleid aus, und dann fand sie zu ihrer Verwunderung ihre Tasche neben dem abgeworfenen Kleid.

Mit dieser Entdeckung gewann sie langsam ihre Fassung zurück. Ihre Instinkte waren wohl zuverlässig. Völlig unbewusst und automatisch hatte sie ihre Tasche mitgenommen, die vielleicht in den Momenten größter Not, die sie durchlebt hatte, so ungefähr das Unwichtigste von allem gewesen war. Erst als sie ihren Hals betastete und die aufgeschauerten Stellen, wo der Riemen entlang gelaufen war, bemerkte, wurde ihr klar, dass die Tasche während der ganzen Zeit an ihr gebaumelt haben musste

wie an einem hölzernen Garderobenständer.

Tony Tanner gab es heiseres Stöhnen von sich, einen nicht mehr menschlichen Laut.

Lucille spürte, dass sie nicht mehr viel Zeit hatte. Sie raste in den nächsten Ort, hielt mit wummerndem Motor vor dem einzigen Laden des Ortes, kaufte einige Liter Mineralwasser und war wieder fort, bevor die ersten Dörfler überhaupt auf die Straße rennen und nach der Panzerdivision schauen konnten, die eingedrückt zu sein schien.

Lucille musste Tonys Kopf halten, um die ersten Tropfen über die zersprungenen Lippen rieseln zu lassen. Da saß sie nun, auf einem Strand an der Côte d'Azur, eine stinkende Halbleiche im Schoß, als wäre sie die Travestie der Schmerzensmutter. Sie hielt zugleich den Kopf und die Flasche, deren Inhalt die vielleicht letzte Überlebenschance Tony Tanners war.

Nach einer Weile zuckte seine Hand und sie konnte ihn auf den Rücken betten, wo er wie ein Säugling, die Flasche an dem zerrissenen Mund, liegen blieb.

Aus Tonys Schulter stach der rückwärtige Teil von Lucilles Fingernagel hervor. Vorsichtig zog sie ihn heraus, aber es folgte kein Blut. Mechanisch pflückte Lucille die Glaskrümel der Heckscheibe von Tonys zeretzter Kleidung.

Lass ihn nicht sterben ..., dachte Lucille, und wandte sich damit an einen unbekanntem Gott, der vielleicht, wenn man ihn nett bat, ein Wunder vollbringen würde.

Lucille reinigte ihre kleine Waffe und steckte sie in das Etui mit den unbekanntem japanischen Schriftzeichen. In der Tasche fand sich ihr Handy. Die Ignoranz, mit der dieses Stück Technik dem Schicksal seiner Besitzerin gegenüberstand und immer noch klaglos funktionierte, als wäre sie nicht in der Zwischenzeit durch die Hölle gegangen, hatte für Lucille fast etwas Empörendes.

Sie tippte Anettes Nummer, und natürlich war die Nervensäge

nach zehn Sekunden am Apparat.

»Hallo, Süßi«, flötete Lucille und versuchte, den rauen Unterton ihrer strapazierten Stimmbänder mit gespielter Munterkeit zu überdecken.

»Luuuucille, Luci-Schnucki, ja, wenn das keine Überraschung ist. Geht es dir gut, Herzchen?«

»Es geht mir einfach blendend! Ich habe einen Typ kennen gelernt, dagegen ist dein Herzchen nur eine Kerze im Vergleich zum Eiffelturm. Suuupertyp, sage ich dir ...«

»Du, lass nichts auf meinen Cutie kommen, sonst werde ich böse!«

Anette klang wahrhaftig leicht pikiert. Die Unterstellung, dass sie nur mit dem zweitbesten Mann zusammen sein könnte, ging ihr an die weibliche Ehre und damit wohl entschieden zu weit.

»Überhaupt, Luci-Schatzi, was ist denn mit deiner Nobili-Adeilität? Oder fahren wir jetzt zweispurig ...?«

Tony Tanner hatte es irgendwie geschafft, die erste Flasche zu leeren.

Lucille, das Telefon am Ohr, klemmte sich die zweite Flasche zwischen die Schenkel und bemühte sich, mit einer Hand den Verschluss zu öffnen. Als sie es geschafft hatte, zog sie Tony hoch, lehnte ihn an einen Baumstamm und gab ihm die Flasche.

»Lucille, du stöhnst ja! Was ist denn los, kriegst du die Wehen?«

»Rate mal!«

»Du bist beim Hausputz, Schrubbi-schrubbi!«

Tony Tanner wurde von einem Krampf geschüttelt. Mit lautem Stöhnen sank er zur Seite, konnte sich aber mit einiger Anstrengung von selbst wieder hochdrücken.

»Luuucille-Baby! Das warst doch nicht du, die da stöhnt, oder?«

»Ohh Anette, du hast einfach keine Phantasie. Worüber reden wir gerade? Das ist doch der Typ, um den es geht.«

»Soll das heißen, du telefonierst und gleichzeitig – treibst du –

fummelst du – an ihm rum? Beim Telefonieren? Das ist ja der absolute Knaller!« Anette war merklich beeindruckt. Diese Variante des Liebeswahns hatte sie noch nie in Betracht gezogen. Obwohl es für jemanden, der wie sie gern telefonierte – von anderen Dingen abgesehen – nahe gelegen hätte.

»Tja, Anette-Kleinchen, so was musst du bringen. Aber deswegen rufe ich auch an. Wir haben in gewisser Weise ein Platzproblem. Und da dachte ich, dass du oder dein Schnucki, der doch sicherlich blendende Beziehungen hat, uns helfen könnten, ein kleines verschwiegenes Domizil in Nizza zu finden?«

»Nizza, wieso Nizza? Du warst doch gestern noch ganz woanders?«

»Gestern war gestern und heute ist heute.«

Lucille keuchte vor Anstrengung, als sie Tony hochwuchtete, damit er sich stehend gegen den Baumstamm lehnen konnte. Ihr Keuchen und sein Stöhnen verbanden sich zu einer Geräuschkulisse, die Anette Augen rollend und im Zustande einer gewissen Erregung am Telefon sitzenließ. Dort fand sie auch der Mann ihres Herzens, dem sie nun handgreiflichst klarmachte, dass er zwar immer ihr Herz füllte, dass bisweilen aber auch andere Tätigkeiten der Erfüllung gefragt waren.

Aber Anette war nicht nur eine leidenschaftliche Schönheit, sondern auch eine treue Freundin, und so versäumte sie nicht, bevor sie an ihm Markenkleidung im Wert von mehreren tausend Franc zerfetzte, die Bitte Lucilles an ihren Freund weiterzugeben.

Dieser wiederum, obwohl stark abgelenkt, fühlte sich, quasi aus Gründen inniger Dankbarkeit, zur Hilfe verpflichtet, und so konnte Lucille mit dem, was von Tony Tanner übrig geblieben war, in einem einsam gelegenen Ferienhaus in der Nähe Nizzas unterschlüpfen.

Im Grunde lief alles glatt, wenn auch das Abholen des Schlüssels mit dem ramponierten Wagen und in ihrem derangierten

Zustand etwas Nerven erforderte. Aber Lucille entledigte sich dieser Aufgaben mit der routinierten Herzlichkeit der ausgekochten Stewardess und hinterließ bei allen, denen sie begegnete die Frage, warum nicht alle Frauen solche Salzkrusten-Frisuren und -kleider hatten und laute Autos mit zertrümmerten Heckpartien fuhren.

Dann war alles erledigt. Sie hatte ihren Koffer aus dem Schließfach geholt, der Wagen lag als ausgeglühtes Wrack in einer tiefen Schlucht, Tony Tanner war versorgt, so gut es unter diesen Umständen ging. Eigentlich gehörte er auf eine Intensivstation, aber so wenig Lucille von den Umständen der ganzen Affäre verstand, dieses zumindest war ihr klar: Sowohl Tony Tanner als auch sie hatten das größte Interesse daran, niemanden zu sehen und von niemandem gesehen zu werden. Wann würde die Polizei auf die Leichen auf dem verlassenen Gelände stoßen? Wann würden die Kumpane der beiden unruhig werden? Die Fragen stellten sich, aber Lucille drängte sie beiseite. Es gab nur eines, was in diesem Moment zählte: Dieser wunderbare Mann, der dort drüben im Bett lag und sich, von Schmerzen und Albträumen bedrängt, mühselig hin- und herwälzte, musste überleben!

Nachdem Jeremy Steele den Mann einige Tage beobachtet hatte, war er sich seiner Sache sicher. Er hielt ihn für einen Homosexuellen, eventuell für einen Freizeit-Transvestiten, der seinen dicklichen Körper an jedem Wochenende mit High Heels, Strapsen und Seidenfummel aufdonnerte, um in den einschlägigen Lokalitäten auf Jagd zu gehen. Allerdings hielt Steele es für wahrscheinlicher, dass dieser Mann eine unselige Vorliebe für Kinder hatte, und zwar eher für Knaben als für Mädchen. In all seiner Biederkeit war dieser Mann verloren, ein Opfer seiner Triebe, die er entweder zeit seines Lebens unter Aufbietung enormer Energien bekämpfen musste oder denen er nachgab, was ihn mit einer geradezu zwangsläufigen Mechanik irgendwann in das Abseits juristischer Verfolgung treiben würde.

Bisher hatte Steele nichts an dem Mann beobachten können, was auf einen Ausflug in die Gefilde der Perversion hindeutete. Aber die Anzeichen mehrten sich, dass es bald soweit war – der Mann stand unter Druck, er zeigte Anflüge von Hektik, gefolgt von Phasen halbgelähmter Langsamkeit und Depression. Alles dies waren Anzeichen einer psychischen Stimmung weit jenseits einer auch nur halbwegs alltagstauglichen Ausgeglichenheit. Vielleicht hatte Steele selbst dazu beigetragen. Das war zwar seine Absicht gewesen, aber dennoch war er selbst von den Auswirkungen seiner Enthüllungen überrascht. Der Mann schien, oberflächlich betrachtet, ein in festen Geleisen dahinziehendes Leben zu haben. Er pendelte zwischen seiner Wohnung, seinem Laden, dem Lesesaal des Britischen Museums, einigen kleineren Bibliotheken und Buchhandlungen hin- und her.

Dann gab es wieder plötzliche Sprünge, die Steele nicht verstand. Treffen mit einem der berühmtesten Anwälte der City, Besuche bei Journalisten von großem Einblick in die verschwiegene Geschichte der Stadt und entsprechend schlechtem Ruf. Einmal verlor der Mann eine Geldbörse, nachdem er eine Weile mit einem anderen geplaudert hatte. Der andere, dieses herauszufinden kostete Steele Zeit und Mühe, war Polizist und er war sicherlich nicht bestechlich, aber er steckte die Geldbörse des Mannes ein, ohne mit der Wimper zu zucken.

Am meisten irritierte Steele, dass sich der Mann in einem Schnellimbiss in der Nähe des Piccadilly Circus mit einem pickelbedeckten Jüngling traf und eine augenscheinlich höchst angeregte Unterhaltung führte. In gewisser Hinsicht passte das Pickelgesicht in das Schema, das sich Steele von dem Mann gemacht hatte, und er war sicher, dass er es hier mit einem Zuträger oder Kuppler für Männer mit besonderen sexuellen Vorlieben zu tun hatte. Aber es entwickelte sich nichts aus diesem Gespräch.

Der pickelige Jungmann, an dessen Fersen sich Steele heftete, zog nach dem Treffen durch die Stadt, besuchte einige Kneipen

und betrank sich mit seinen Kumpels. Danach zog er volltrunken weiter, randalierte vor einigen Häusern und versuchte, die Bewohner aus dem Schlaf zu klingeln, was ihm selten gelang, denn meist handelte es sich um Gebäude von Institutionen, die zu später Stunde von einem Sicherheitsdienst kontrolliert wurden und ansonsten in völliger Ruhe und Dunkelheit dalagen. Das alles ergab keinen Sinn.

Steele überkamen Zweifel, ob er sich nicht der Sünde der Zeitverschwendung schuldig machte, wenn er den Mann weiter beschattete. Auf der anderen Seite hatte er keine Alternative und es lohnte sich, auf einen Fehltritt des Mannes zu warten, auf eines jener kleinen, schmutzigen Geheimnisse, die ihn erpressbar machten.

Aber dann war dieser andere Mann aufgetaucht, und Steeles schon fast eingeschlafener Jagdinstinkt erwachte sofort wieder zum Leben. Eigentlich waren es zwei Männer, aber den einen sortierte Steele sofort unter der Rubrik *harmloser Spinner* ein und vergaß ihn. Dafür erschien der andere umso interessanter – und gefährlicher. Ein weißhaariger, drahtiger Mann, dessen plötzliches Erscheinen und Verschwinden etwas von dem Flattern einer Fledermaus in einer lauen Sommernacht hatte. So war es weniger Steeles Aufmerksamkeit, die seine Blicke auf den Mann lenkten, als sein Instinkt. Und mit einem leisen Schaudern fragte er sich, ob nicht er seinerseits schon seit Tagen von dem Weißhaarigen beobachtet worden war, ohne auch nur einen Schimmer von Verdacht deswegen zu hegen.

Was wollte der andere? Den Mann, also das gleiche Opfer wie Steele? Oder Steele selbst?

Oder beide? Steele musste sich damit abfinden, dass wieder einmal eine kleine Gewissheit in seinem Leben zerbröckelt war. Er reagierte sofort, wechselte das Hotel, verbrachte einige Tage damit, Spuren zu verwischen, falsche Fährten zu legen und sich unsichtbar zu machen.

Dann saß er auf dem Laken eines Bettes eines Zimmers einer

Etage einer Pension eines Viertels von London und dampfte rote Wut aus, weil er so unvorsichtig gewesen war, so lächerlich selbstsicher und von sich eingenommen.

Und dennoch – das Spiel begann, an Fahrt zu gewinnen; Steele spürte das ganz genau.

Denn egal, wer der Weißhaarige war, er interessierte sich für *seinen* Mann, ob im Guten oder Schlechten, und damit war bewiesen, dass Steele an einer Stelle grub, an der etwas zu finden sein mochte. Er nahm die Beschattung des Mannes erneut auf.

Es gehörte zu den erprobten Überlebenstaktiken von Dorkas, auf seine Umwelt wie ein weltfremder Trottel zu wirken. Man müsste an dieser Stelle genauer formulieren: auf seine Umwelt wie ein wesentlich weltfremderer Trottel zu wirken, als er es tatsächlich war. So war ihm keineswegs entgangen, dass sich der Mann, den er unter eher bescheiden angenehmen Umständen kennen gelernt hatte, wie ein Schatten seinen Spuren folgte. Zuerst hatte ihn das sehr nervös, dann aber hatte er sich mit dem Gedanken beruhigt, dass ein toter Dorkas niemandem, zumindest nicht diesem Menschen nützen würde. Was er an Unruhe mit dieser tröstlichen Überlegung nicht überwinden konnte, verdrängte er mit einer Mischung aus Fatalismus und Arbeitswut.

Er hasste es immer noch, in seine Wohnung zurückzukehren. Die Einsamkeit in seinen Räumen sprang ihn förmlich an wie eine fette weiche Katze, die hinter der Tür lauerte. Er räumte alles, was ihn an seinen ehemaligen Gefährten erinnerte, in den Keller und kam sich dabei vor wie eine Ehefrau, die von ihrem Mann im gemeinsamen Ehebett betrogen worden ist.

Obwohl er mit dem Kapitel Tony Tanner abgeschlossen hatte, ließ er den Anwalt weiter an dem Fall arbeiten. Zugleich kümmerte er sich darum, den Schaden, den dieser Verräter angerichtet hatte, möglichst gering zu halten.

Er verbrachte Tage damit, nur um zu seinem Erstaunen festzustellen, dass Tanner entweder so raffiniert gewesen war, dass das Durchschauen seiner Tricks die Fähigkeiten von Dorkas überstieg oder ...

Das *Oder* bedeutete, dass Tanner kein Verräter war, keiner, der anständigerweise in dem Licht betrachtet werden durfte, in dem Dorkas ihn sah. Aber warum war er dann verschwunden? Warum meldete er sich nicht? Diese Überlegungen verwirrten Dorkas umso mehr. Als hätte er sich mit dem Ableben eines Menschen schon abgefunden und nun käme plötzlich und überraschend eine Postkarte, auf welcher der scheinbar Dahingeschiedene und schon Abgetrauerte von gutem Wetter und gutem Essen berichtet. Er konnte dergleichen Seelen-Wirrwarr nicht brauchen. Es kam darauf an, einen klaren Kopf zu behalten.

In manchen Augenblicken war Dorkas nahe daran, an sich selbst paranoide Wahnzustände zu diagnostizieren. Er hetzte wie ein Flüchtiger durch die Straßen, jeden Moment auf einen Schuss wartend oder einen Stich zwischen die Rippen, geriet immer wieder in Gefahr durch panische Unaufmerksamkeit ganz banal überfahren zu werden und versuchte dann wieder, sich zur Ruhe zu zwingen und sich zu fragen, ob seine Gedanken noch seine Gedanken waren oder ob sein Bewusstsein inzwischen schon zu einer Schale verkommen war, in die eine fremde Macht ihren schwärenden Eiter ergoss.

Es stand wahrlich nicht besonders gut um Dorkas. Er hätte Entspannung und Ablenkung gebraucht und führte sich dennoch auf wie der Manager eines angeschlagenen Konzerns, der sich gesundheitlich ruiniert, im Bestreben, doch noch die rettenden Kredite zusammenzuraffen.

Das Wissen, dass die Zeit verrann, zu schnell und unweigerlich und unwiederholbar, pochte in seinem Hinterkopf. Man müsste zu einem Schlag ausholen, den entscheidenden Sprung machen! Die Gewissheit war so nah, er konnte sie förmlich unter den Händen spüren, das entscheidende Wort lag auf seiner Zunge,

aber konnte es nicht, noch nicht formulieren.

Dann wieder erfreute sich Dorkas damit, mit seinem Verfolger Katz und Maus zu spielen.

Das machte kindischen Spaß – jemanden, der sich seiner Unsichtbarkeit und Unerkanntheit sicher war, an der Nase herumzuführen. Irgendwann wurde sich sein Verfolger dessen gewahr und verschwand. Dorkas bedauerte das fast.

Während in der City Aktiengeschäfte abgewickelt, um Kredite gefeilscht, fusioniert und ganze Firmenzweige verhökert wurden, während Männer jeden Tag reicher wurden, die in ganzen Leben nichts anderes gemacht hatten, als Zahlen auf flimmernenden Bildschirmen hin- und herzuschieben und sich andere Männer, in anderen Vierteln vor Hoffnungslosigkeit die Leber löchrig sofften, kreisten Steele und der Weißhaarige umeinander wie Haie, die sich die Beute streitig machen wollten.

Es gehörte zu den Regeln des Spieles, dem Gegner zu verstehen zu geben, dass man um seine Anwesenheit wusste, ohne dieses Wissen auch nur mit einem Wimpernzucken zu verraten.

Steele lernte, die Distanz, die zwischen ihm und dem Weißhaarigen war, zu schätzen. Er war realistisch genug, um anzuerkennen, dass der andere ihm überlegen war. Er wusste es spätestens, seit er dem Weißhaarigen in eine abseits gelegene Straße gefolgt war und dieser sich plötzlich in Luft auflöste. Jedenfalls wirkte es auf Steele so.

Tatsächlich war der andere, in der Deckung einer vorspringenden Hausecke, blitzschnell über die Mauer, welche die Straße begrenzte, gehechtet und war ebenso blitzartig an der Innenseite entlang gelaufen, war wieder über die Mauer gestiegen und stand nun einige Meter hinter Steele, bevor der die Situation überhaupt richtig einschätzen konnte. Als sie aneinander vorbeigingen, saß der Anzug des Weißhaarigen immer noch so perfekt

wie vorher. Es war ein harmloser Bubenstreich, ein Kräftemessen, vermischt mit einem guten Schuss Angeberei.

Aber Steele nahm sich nun mehr denn je in Acht. Irgendwann, bald schon, würde die Situation eskalieren und aus den Scheingefechten würde mehr werden. Dass es so schnell geschehen würde, hatte Steele nicht geahnt. Dorkas saß in einem Lokal. Er hatte sich gut sichtbar direkt an der Schaufensterscheibe platziert, die den Innenraum begrenzte.

Der Bürgersteig vor dem Lokal war aufgerissen, Absperrungsgitter standen um ein tiefes Loch, in dem Arbeiten an einer Telefonleitung vorgenommen wurden.

Ein Lastwagen der Baufirma hielt und mit einem Schlag wurde die Situation in der Straße unübersichtlich.

Von der einen Seite rollte ein schwerer Kranwagen heran, von der anderen versuchte sich ein Lieferwagen durch die Engstelle zu drängen. Beide Wagen blockierten sich, der nachfolgende Verkehr musste anhalten, ein Stau bildete sich. Dem ersten Fahrer gingen die Nerven durch, und er ließ seinen Ärger am Hupenkopf aus. Als Steele dann den Weißhaarigen neben einem Absperrgitter sah und die lässige Bewegung bemerkte, mit der er sein Jackett aufknöpfte, erkannte er, dass es jetzt soweit war.

Sein erster Impuls war, der Konfrontation aus dem Wege zu gehen. Es gab keinen Anlass für Mut oder ähnliche Empfindungen aus der Archäologie des männlichen Heldenlebens.

Trotzdem durchmaß Steele den Abstand zu dem Weißhaarigen mit einigen schnellen Schritten und stand ihm gegenüber.

Der Weißhaarige hatte eine Hand in das Jackett geschoben und blickte in Richtung auf das Schaufenster. Als er das Knirschen von Sand unter den Schritten von Steele hörte, wendete er den Kopf, ohne an seiner sonstigen Haltung etwas zu ändern. Er schätzte die Situation ein, und er tat das auf eine Art, die Steele wiederum Respekt abnötigte.

Keinem anderen wäre aufgefallen, dass Steeles Schuh halb unter einen schweren Schraubenschlüssel geschoben war, den ein

Arbeiter auf die Straße gelegt hatte. Kein anderer hätte die Spannung in Steeles Oberschenkel derart abgeschätzt und gewusst, dass das Werkzeug in dem Moment, in dem der Weißhaarige auch nur den Ansatz einer Handbewegung gemacht hätte, wie ein Geschoss in seine Richtung geflogen wäre.

Vielleicht hätte dieses improvisierte Geschoss nicht getroffen, aber alleine die Möglichkeit war schon zu viel, zumal ein unbewusster Reflex der Abwehr jedes genaue Zielen unmöglich machte.

Einige Herzschräge lang fühlte sich Steele auf die Probe gestellt, gewogen und abgetastet von der arroganten Gelassenheit des Weißhaarigen.

Dann wandte sich dieser zur Seite, gab zu erkennen, dass kein Anlass für einen Streit vorhanden war und verschwand zwischen den Autos, ohne seine Hand bewegt zu haben.

Steele atmete auf und zog den Fuß zurück.

Aus dem Schaufenster schaute ihn Dorkas grinsend an.

Steele stampfte von dannen und fragte sich, was geschehen war. Hatte er diesem Dorkas das Leben gerettet? Oder wollte ihn der andere nur aus der Deckung locken, um zu wissen, wie es um Steele und Dorkas stand? Eines war klar: Steele hatte nur scheinbar einen Punktsieg errungen. Tatsächlich war es ein technischer K. O. für den Weißhaarigen.

Dorkas mochte es nicht, wenn jemand an seiner Tür klingelte. Früher nicht und jetzt schon gar nicht. Dahinter standen immer fremde Menschen, und das bedeutete Anstrengung und Stress. So ignorierte er das Klingeln eine Weile und überlegte, ob er das Badewasser einlaufen lassen sollte, um sich derart ein nachträgliches Alibi zu verschaffen. Aber das Klingeln war derart penetrant, dass Dorkas begann, den Urheber dieses Störgeräusches schon zu hassen, bevor er ihm auch nur in die hässliche Visage

geschaut hatte.

Derart emotional befeuert, stürmte Dorkas schließlich zur Tür und riss sie auf, uneingedenk all der Fährnisse, die dahinter lauern mochten. Vor ihm stand in einer quälend demütigen Haltung ein Mann, den Dorkas in seinem geistigen Schubladensystem irgendwo zwischen »krank« und »Jammergestalt« einordnete.

»Entschuldigen Sie die Störung«, sagte der Mann und blickte scheu in Dorkas grimmiges Gesicht. »Mein Name ist John Little. Ich suche Herrn Tanner.«

Dorkas blies die Backen auf. Zugleich erweckte der Name »John Little« in ihm eine vage Erinnerung, die nichts mit Robin-Hood-Geschichten zu tun hatten.

»Er ist nicht hier«, gab Dorkas den Stand seiner Information bekannt. Little zuckte unruhig zusammen. Er suchte in seiner Tasche und holte einen Brief heraus.

»Er hat das verloren. In Kairo. Das war meine Möglichkeit, ihn zu finden, Sie verzeihen?«

»Kairo? Kairo! Es scheint mir, es ist an der Zeit, Sie hereinzubitten.« Dorkas machte dem schwächtigen Mann den Weg in seine Wohnung frei.

Lucille Chaudieu lehnte sich zurück. Wenn sie sich nicht bewegte und die Korbmöbel nicht knarrten, war sie von völliger Stille umgeben.

Selbst die Vögel waren noch nicht erwacht, obwohl im Osten der erste Streifen von Grau die Baumwipfel stärker hervortreten ließ. Sie war unausgeschlafen, und dennoch wirkte dieser frühe Morgen auf sie wie ein starkes Aufputzmittel und jeder Gedanke an Schlaf war lächerlich.

Ein Schrei ihres Pfleglings Tony Tanner hatte sie geweckt und an sein Bett getrieben. Als sie neben ihm stand, lag er schon wie-

der ruhig da, in der undurchdringlichen Ruhe, die ihn seit Tagen gefesselt hielt. Es schien, als würde sie eine leere Hülle pflegen. Und während sein Körper sich mit jedem Tag erholte, viel schneller als Lucille erwartet hatte, weigerte sich sein Bewusstsein oder die Seele oder was auch immer, zurückzukehren. Lucille schaute in Augen, die wirkten, als wären sie aus Glas. Manchmal schienen in seinem Inneren Geschehnisse abzulaufen, die sie nicht verstehen konnte, und die Krämpfe, die Zuckungen, die Schreie, die fast die einzigen Lebenszeichen des Tony Tanner waren, wirkten wie das Wetterleuchten eines entfernten Unwetters.

Lucille Chaudieu lauschte in die Stille und grübelte darüber, welche Kraft es wohl sein mochte, die Tony Tanners Seele in ihrem Bann hielt.

Anscheinend bestand sein gesamtes Leben nur noch aus einem zeitlicher Rahmen, in dem sich eine Kette von Absurditäten abspielten, dachte Dorkas. Er merkte, dass sich auf seinem Gesicht ein Lächeln bildete. Wie hieß es in einem Lied von John Lennon – Leben ist das, was dir zustößt, während du Pläne machst.

Dorkas hielt nicht übermäßig große Stücke auf John Lennon, aber dieser Satz hatte in all seiner Hippie-Banalität doch etwas an sich. Zumindest in diesem speziellen Moment in Dorkas Leben, während er sich in der Küche zu schaffen machte und mit routinierten Handgriffen, die etwas von der Eleganz und Knappheit guter Boxschläge hatten, einen Tee zuzubereiten.

Der Mann, der sich als John Little vorgestellt hatte, saß am Tisch und räusperte sich dünn. Er verbreitete die zugleich nervöse und unangenehm hilflose Atmosphäre eines Zahnarztwartezimmers.

»Sie trinken doch einen Tee mit«, fragte Dorkas und stellte fest, dass diese Frage blöde war und lediglich dazu diente, ein Loch in das nervöse Schweigen des Mannes zu bohren.

Dorkas, aus dir wird nie ein Society-Typ, beurteilte er sich

selbst, nur um dann aus gewachsener Lebenserfahrung hinzuzufügen, dass auf dieser Erde wesentlich mehr Dinge unmöglich erscheinen als sie es tatsächlich sind.

»Ich schätze, in England gehört das zum guten Ton«, antwortete Little etwas hilflos. Vor dem Satz räusperte er sich erneut und seine Stimme klang rau und belegt, als wäre er seit langer Zeit das Reden zu anderen Menschen nicht mehr gewohnt. Sein amerikanischer Akzent war so stark, dass Dorkas Mühe hatte, ihn sofort zu verstehen.

»In diesem Land gehört es auch zum guten Ton, halbbrohes Rindfleisch mit einer seltsamen Minzesoße zu verschlingen«, bemerkte Dorkas trocken. »Und trotz meiner lebenslangen Tendenz zu kleinbürgerlicher Anpassung habe ich mich dieser Sitte immer verweigert. Also, es steht Ihnen frei ...«

Little hob die Schultern, was Ausdruck einer gewissen Resignation zu sein schien, von Dorkas aber einfachheitshalber als Zustimmung gedeutet wurde und ihm willkommenen Anlass bot, eine Weile mit Tassen, Untertassen und Löffeln zu hantieren und langwierig nach Zucker und Sahne zu suchen. Schließlich ließen sich diese Tätigkeiten nicht mehr weiter ausdehnen, und Dorkas nahm seufzend Platz. Er betrachtete seinen Gast, der sich am Henkel der Teetasse festhielt wie eine Passagier eines Vorortzuges, wenn sein fahrender Untersatz über eine Weiche rumpelt. *Wir basteln uns einen John Little, dachte Dorkas und genoss seine Boshaftigkeit, und dazu nehmen wir einen feuchten Wischlappen und setzen ihn unter Starkstrom.* Das war der Eindruck, den Little auf ihn machte. Zugleich wachweich, geradezu schlaff und doch mit der Aura ständiger Anspannung und Nervosität. Little versuchte ruhig zu bleiben, äußerlich gelang es ihn sogar, und dennoch vibrierte etwas in ihm, als liefe da eine Maschine, für die der Körper Littles nur der Unterstellplatz wäre.

Dorkas holte Luft, um etwas zu sagen, aber dann fiel ihm nichts ein oder der Mut verließ ihn und er beließ es bei dem seufzenden Atemzug. Und dann war es zu spät, um etwas zu sagen,

und so saßen die beiden Männer schweigend wie Fremde, die auf die U-Bahn warten.

Durch das Fenster drangen die Geräusche des Hofes. Ein Wagen wurde angelassen, aus einem Nachbarhaus erklang plötzlich eine Frauenstimme in unangenehm schrillen Tönen, denen ein männlicher Bass antwortete. Die Lautstärke der beiden Stimme steigerte sich, die Sätze wurden schneller herausgeschleudert, und Dorkas versuchte, die Worte zu verstehen. Es war ein Ehestreit von durchschnittlich alltäglicher Peinlichkeit, er glaubte sogar, sich an einige derartiger Szenen erinnern zu können. Dann hörte er das Klappern der Tasse und schaute auf Little, der weiter in sich zusammengesunken war und den Kopf gesenkt hielt, als müsste er Prügel befürchten. Seine Hand, die noch die Tasse umklammerte, zitterte unkontrolliert und so stark, dass die von Dorkas kunstvoll bereitete Flüssigkeit auf den Tisch schwappte.

»Nehmen Sie das nicht tragisch«, versuchte Dorkas zu beruhigen. »Diese Szenen liefern meine Nachbarn mit einer gewissen Regelmäßigkeit ab. Es gehört sozusagen schon zur hiesigen Folklore. Aber Sie wissen ja: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich ...«

Little schüttelte den Kopf und versuchte, die Hand von der Tasse zu lösen, was ihm nur mit Mühe gelang. Der Tisch war auf seiner Seite mit Tee bespritzt, aber Little wischte mit seinem Ärmel durch die Lachen, ohne überhaupt zu registrieren, dass er sich beschmutzte.

Der Streit war inzwischen schon längst beendet, und das Auto hatte mit wütendem Motorgeheul den Hof verlassen. Langsam dämmerte Dorkas, was wirklich geschehen war. Dieser Vorfall war seinem Gegenüber nicht einfach peinlich gewesen, wie es bei den meisten Menschen mit einer einiger Kinderstube der Fall gewesen wäre. Nein, es war mehr, so als würde ein Fernsehempfang durch ein elektrisches Gerät gestört und sogar unterbrochen.

»Sie hassen sich derart ... ich frage mich, warum sie noch zu-

sammenleben«, flüsterte Little. Er fuhr sich über die Stirn und zuckte erschreckt zusammen, als er den nassen Ärmel bemerkte.

Dorkas holte ihm ein Handtuch.

Dorkas nahm Littles Äußerung dankbar zum Anlass, doch zu einem Gespräch zu kommen. »Ich sehe nur drei Möglichkeiten ... entweder sie haben noch tierisch guten Sex miteinander oder es ist das Geld oder ein bedauerlicher Mangel an kreativer Lebensgestaltung, der ihnen nicht erlaubt, sich ein Leben ohne den herzlichst gehassten Partner vorzustellen. Ich würde einiges auf die dritte Variante setzen. Mmh – aber ich denke, Sie haben mir einiges zu erzählen.«

Little nickte, müde und schicksalsergeben wie ein Verurteilter. »Es wird eine ganze Weile dauern.«

Dorkas prüfte skeptisch den Inhalt seiner Teekanne, stellte mit Befriedigung einen Stand fest, der auf gut zweieinhalb Liter schließen ließ, und lehnte sich zurück. Seine Arme schwebten durch die Luft, in der umfassenden Gebärde eines Bauern, der Ähren zusammenrafft, und so legte Dorkas förmlich die Zeit in einem reichen Bündel auf den Tisch.

»Wir haben alle Zeit der Welt«, verkündete er großmütig und dabei dachte er: *Wir haben gar keine Zeit. Aber irgendwie denn doch.* Für Little war es ein Moment, den er seit Jahren gefürchtet hatte. Er empfand Angst und Schmerz und zugleich Erleichterung, denn nun war es soweit, und nun musste er es hinter sich bringen. Und so ließ sich John Little durch die Jahre zurückfallen, durch all die Jahre, die er wie ein Schutzpolster um sich her aufgebaut hatte und er stürzte und fühlte, wie die Hornhaut der seither wie eine Pflichtübung abgelebten Zeit schwand und wie der sanfte Sommerwind jenes Junis 1993 wieder über seine Wangen strich.

Es war ein perfekter kalifornischer Morgen gewesen, kühl,

kraftvoll und schön wie die Rückenansicht eines Beach-Girls. Little hatte ausgeschlafen, sich einen ausführlichen Dauerlauf gegönnt und dann ebenso ausführlich gefrühstückt. Beim Kauen hatte er sich überlegt, ob er seinem Gefühl trauen konnte, und war zu dem Ergebnis gekommen, dass heute der Tag war oder dieser Tag nie kommen würde. Er hatte im Institut angerufen und seine Entscheidung bekannt gegeben.

»Gut, es ist deine Show«, war die Antwort gewesen. »Allerdings solltest du an den Probanden Nummer Sieben denken.«

»Nummer Sieben hat Drogen genommen, auch kurz vor dem Versuch. Das ist eindeutig erwiesen. Solche Pfeifen kommen irgendwann in die Klapsmühle, so oder so. Da gehören sie auch hin.«

»Alles klar, wir erwarten dich dann«, lautete die knappe Erwiderung. Die Erinnerung an den Probanden Nummer Sieben warf einen kleinen Schatten auf Littles Stimmung, aber das hielt nicht lange an. Niemand hatte Schuld an dem misslungenen Versuch außer dem Probanden selbst, und irgendwie war es unvermeidbar, dass sich einer dieser bescheuerten Drogenfreaks auf der Suche nach weiterer »Bewusstseinsweiterung« (sprich einer neuen Dröhnung, die sein inzwischen abgestumpftes Hirn kitzeln würde) in dem Institut einnistete.

Sei's drum.

Als Little den Motor seines 72er-Mustang gestartet hatte, war seine Welt wieder völlig im Lot gewesen. Er hatte für einen Herzschlag lang in sich hinein gelauscht und dort Aufregung, Neugier und eine angenehm prickelnde Abenteuerlust entdeckt. Er war losgefahren, nicht auf dem direkten Weg, sondern auf einer gewundene Straßen durch die Hügel. Manchmal war hinter einer Kurve die glitzernde Fläche des Pazifiks erschienen, dann wieder hatte sich ein bewaldeter Hügel davor geschoben und das Asphaltband der Straße in ein bewaldetes Tal gezwungen, in dem die Eroberung Amerikas durch die weiße Rasse noch nicht stattgefunden zu haben schien.

Die Luft war voll von dem süßen Duft des sonnenerhitzten Waldbodens gewesen, Little erinnerte sich, wie Raubvögel kreischten, aus dem Unterholz konnte in jeder Sekunde ein unentdeckter Indianerstamm treten. Little hatte bedauert, dass hier nur seine Phantasie am Werke war. Welche verdammte Rücksichtslosigkeit lag darin, die Welt bis in jede Falte hinein zu vermessen und zu betreten?

Da schwafelten diese Ökofanatiker von den Lasten, die diese Generation ihren Kindern aufbürdete! Aber was hatte seine Generation denn für ein Erbe übernommen? Landkarten ohne jeden weißen Flecken. Berge, auf deren Spitzen keine Götter mehr thronen, sondern leere Sauerstoffflaschen herumlagen und bunte Fetzen, Nationalflaggen genannt, Zeugnis dafür ablegten, dass die Banalitäten der Täler dank menschlicher Zähigkeit auch in eisige Höhen getragen werden konnten. Zwischen Nord- und Südpol gab es keine Fußbreit Boden mehr, der nicht von den Horden schnatternder, sensationsgierig- verständnisloser Pauschaltouristen plattgetrampelt worden war.

Es war ein elendes Erbe. Man sollte jeder Generation aufs Neue die Chance geben, den Weltatlas neu zu schreiben. Neue Küsten, unbekannte Gewässer, geheimnisvolle Berge – und nichts wird verraten, damit die Söhne und Enkel nicht mit der Altlast schon vorgekauften Wissens aufwachsen müssen und fett und unzufrieden werden. Das wäre es. Aber es gab keine unbekanntes Küsten mehr und so war John Little, den alle *Boo Little* nannten, zu dem geworden, was er war und wofür er manchmal die Bezeichnung *Psychonauten* nutzte, obwohl sie zu viel von der verborgenen Abenteuerromantik anklingen ließ, die er als eines seiner Forschungsmotive identifiziert hatte. *Neurologe* hätte die Sache auch getroffen oder *Bewusstseinsforscher*. Worauf es ankam, war das Faktum, dass alleine die Erforschung der menschlichen Psyche noch die Chance auf wirkliche Entdeckungen verhieß.

Es war sein Vater gewesen, der John Little auf diesen Weg geführt hatte. Nicht, dass sich Oliver T. (*Surehand*) Little durch ein

besonders reiches Seelenleben ausgezeichnet hätte. Im Gegenteil. Er schien ein solches erst gar nicht zu besitzen, sondern bestand aus der glasharten Oberfläche eines bekannten Chirurgen, der Tag für Tag mit Geschick seinem Handwerk nachging. Oliver T. Little betrachtete den Menschen als eine Maschine, deren Reparatur er sich zur Aufgabe gemacht hatte. Er war ein genialer Klempner von Arterien, Venen, Bindegeweben und Muskelsträngen, der seine Patienten stets als *Präparate* bezeichnete und sich weigerte, auch nur einmal den Namen eines von ihm behandelten Kranken anstatt *Das Präparat von Zimmer 7, Bett 1* zu nutzen.

John Little bewunderte seinen Vater rückhaltlos und doch ohne jede Liebe, weil er nicht fähig war, ein Wesen zu lieben, das die Perfektion der spiegelnden Kachelwände hatte, um deren Glanz sich seine Mutter als ihren täglichen Beitrag zum Wohlergehen der Familie hingebungsvoll gekümmert hatte. So verlief die Jugend Littles und sie endete an dem Tag, als sein Vater mit dem Auto volltrunken (bis dahin hatte Oliver T. Little jede Form des Rausches als selbst indizierte kindische Regression bezeichnet und erfolgreich gemieden) gegen einen Brückenpfeiler gerast war.

Die Polizei hatte keine Bremsspur gefunden, und Littles Vater war auch nicht angeschnallt gewesen. Die Mutter verfiel in sozial verträgliche Trauer, die sie erledigte wie ihre Hausarbeit. John Little war nicht weniger erschüttert gewesen, aber zum ersten Mal seit Jahren begann sein Vater für ihn zu einer interessanten Person zu werden. Er hatte in dessen Unterlagen geschnüffelt und eine dicke Kladde gefunden, auf der mit roter Tinte *Contes barbares* stand.

Little hatte nie gewusst, dass sein Vater Französisch sprach. Erst später erkannte er, dass der Titel auf der Kladde einem Titel eines Gauguin-Gemäldes entnommen war. Die Handschrift, die er auf den Seiten fand, ähnelte nur schwach der Handschrift seines Vaters, wie er sie aus dem Alltag kannte. Little hatte zu lesen

begonnen.

Sein Vater war ein miserabler Schriftsteller und ein ebenso lausiger Zeichner, aber er konnte deutlich machen (Wem eigentlich? Doch wohl nur sich selbst?) was er meinte.

Nachdem Little einige Seiten gelesen hatte, mit einem ständig steigenden Gefühl der Atemlosigkeit, der Scham und des Entsetzens, stürmte er in den Garten und verbrannte die Kladde auf dem Grill. Das war also sein Vater. Besser – das war AUCH sein Vater. Aber – der Gedanke, dass dieser Mann, der diese Dinge phantasierte (Phantasierte er wirklich nur? Little wollte es lieber nicht wissen.) sein Vater gewesen war, ließ Little schauern. Es war unvorstellbar und doch war es so. So entdeckte Little, dass sein Vater eine Seele gehabt hatte, und er setzte die Segel, um diese wilde Land zu entdecken.

Boo Little hatte Medizin und Psychologie studiert und daneben Kurse in Soziologie, Philosophie und kulturgeschichtlichen Fächern belegt. Er war intelligent und raublustig (auch wenn seine Lehrer ihn für fleißig und ehrgeizig hielten). Beziehungen zum anderen Geschlecht hatte Little nicht, trotz einer Reihe von Gelegenheiten, die sich bis zu offenen Angeboten einiger hübscher Studentinnen steigerten. Aber er dachte an die Kladde seines Vaters und fühlte sich seinem Erzeuger zum ersten Mal wirklich verbunden; verbunden und verhaftet in der Angst, dasselbe in sich zu tragen, was sein Vater unter der reibungslosen Alltagsmechanik versteckt hatte.

Nach dem Studium hatte Little an verschiedenen Hospitälern der Staaten und Kanadas gearbeitet und , nachdem er einige Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Neurologie gehabt hatte, eine Stelle in dem Institut, das in diesem Moment hinter einem Hügel auftauchte, bekommen. Von der Straße führte eine Zufahrt zu den Gebäuden, die auf einer Klippe direkt über dem Strand lagen. Die Schindeldächer ließen an ein Hotel denken oder an ein exklusives Sanatorium denken, nur nicht an ein weltweit renommiertes wissenschaftliches Institut.

Die *naturnahe* Bauweise war ein frommer Tick des Gründers und Sponsors der Einrichtung, dessen Namen sie auch trug: William-Evander Dillon-Institut für Bewusstseinsforschung.

Der Parkplatz, den Little angesteuert hatte, verriet eine ganze Menge über die Angehörigen des Institutes – einige Corvette und Porsche standen neben Rostlauben, auf denen sich sämtliche Sprüche, Symbole und Bilder der Hoch-Hippie-Ära finden ließen. Nicht zu vergessen war natürlich die Ansammlung von Fahrrädern, unter denen sich einige Exemplare befanden, die den Versuch dokumentierten, Weltraumtechnik mit dem guten alten Drahtesel zu kombinieren. Das alles hatte etwas von einem Studentenheim kurz nach Beginn der Semesterferien zusammengewürfelt mit einem hochwissenschaftlichen Labor.

Die Angehörigen des Institutes teilten sich in zwei Fraktionen, die sich in einer Art kreativen Wettbewerbs gegenüberstanden. Da waren auf der einen Seite die »Alten« (was nichts mit dem Geburtsjahr zu tun hatte), welche die konventionellen statistischen naturwissenschaftlichen Methoden bevorzugten, während die »jungen Wilden« keinerlei Hemmungen hatten, Eskimo-Schamanen oder neuguineische Medizinmänner zu konsultieren.

Der Aufsichtsrat des Institutes hatte Little unter anderem in der Hoffnung angeworben, er könne zwischen den beiden Fraktionen vermitteln.

Tatsächlich war ihm dies im Laufe der Jahre gelungen. Einerseits, indem er für regelmäßigen Gedankenaustausch sorgte und verhinderte, dass sich die Parteien allzu misstrauisch beäugten, andererseits aber auch durch seine eigene Person. Er hatte die emotionslose wissenschaftliche Ader seines Vaters geerbt und sich ebenso trommelnd und singend in Einführungskursen für Schamanismus und Lektionen in praktischer Magie für Fortgeschrittene herumgetrieben.

Überhaupt hatte Little, nachdem er Elternhaus und Universität überlebt hatte, größeres Vertrauen zu sich und dem Dasein gefasst und hatte seinem nicht unbeträchtlichen Nachholbedarf auf

diversen Gebieten abgeholfen. So war er bald zu einem der wichtigsten Männer des Institutes geworden.

Little verstand schnell, wie man den Geldgeber bei Laune hielt: Man musste lediglich einmal im Jahr für einen wissenschaftlichen Streit sorgen, eine Aufsehen erregende Entdeckung publizieren oder zumindest einen Preisträger in den eigenen Reihen haben. Dann flossen die Gelder reichlich, und die Zukunft des Institutes war gesichert.

Dann war da jener Tag gewesen, von dem er Dorkas, der fasziniert zuhörte, berichtete. Little war fest davon überzeugt, dass er an diesem Tag den Grundstein für eine Aufsehen erregende Entdeckung gelegt hatte.

Dorkas hörte Dr. John Little fasziniert zu und erlebte dessen Bericht so, als sei er selbst dabei gewesen.

Aus den offenen Fenstern waren Geräusche gedrungen: das Klappern einer Schreibmaschine, das Rattern eines Nadeldruckers, auf- und absteigende Tonfolgen, Fetzen von *Don Giovanni* und rhythmisches Trommeln – hier wurden die Auswirkungen akustischer Reize auf die Hirnaktivität gemessen. Little war um den Komplex gelaufen, dessen einzelne Gebäude durch überdachte Gänge verbunden waren. Eine Welle von Harmonie durchflutete ihn. Er fühlte sich diesem Institut, den Leuten, die hier täglich zäh und entschlossen kleine funkelnde Stückchen von Erkenntnis aus dem Schutt von Datenmengen und Statistiken wuschen, verbunden als wären sie Kameraden einer Seilschaft oder eines Stoßtrupps in Feindesland.

Und, so hatte er überlegt, waren sie nicht wirklich etwas Ähnliches? Waren sie nicht dabei, in unbekannte Gefilde vorzudringen, dorthin, wo das Atmen schwerfällt, und war nicht auch die Gefahr ein Teil ihres Berufes?

Vor nicht allzu langer Zeit hätte Little jeden Gedanken an Gefahr als unpassende pubertäre Romantisierung von sich gewiesen. Dann aber gab es einige Ereignisse, an denen er mittelbar

oder unmittelbar teilgehabt hatte, zuletzt natürlich der Proband Nummer Sieben, die ihn eines Besseren belehrten.

Das hatte Little nicht abgeschreckt. Im Gegenteil, es spornte ihn an. Der persönliche Einsatz, über Fleiß und Konzentration hinaus, wirkte auf ihn wie ein anregendes Mittel. Hier hörte die Wissenschaft endlich auf, eine *8-bis-16-Uhr-Angelegenheit* zu sein, hier forderte sie mehr als stures Einhalten von Regeln. Er hatte sich vor die Treppe gestellt, die in einem eleganten Bogen hinab zum Strand führte, wo die Delfinbecken waren und ...

»Wieso Delfine«, fragte Dorkas etwas verwirrt. »Hatten Sie eine Abteilung für Meeresbiologie in dem Institut oder so etwas?«

»Nein. Wir, das heißt vor allem ich, nutzten die Delfine als Untersuchungsobjekte.«

»Und wieso Delfine?«

Little zögerte etwas mit der Antwort. Dann sagte er: »Weil sie schön sind. Das ist der eigentliche Grund. Es gibt immer eigentliche Gründe und gute Gründe. Die guten Gründe waren, dass Delfine die einzigen höher entwickelten Säugetiere sind, die sich frei in einem dreidimensionalen Raum bewegen.«

Dorkas überlegte. »Aber Affen zum Beispiel, die klettern auf Bäumen herum, und diese Fähigkeit soll meines Wissens auch auf die geistige Entwicklung zurückwirken ...«

»Das ist es nicht, was ich meine. Affen brauchen Bäume, der Mensch kann Leitern hochklettern oder auf Berge steigen. Aber er kann nicht spontan nach oben oder nach unten schwimmen. Für uns ist die dritte Dimension mehr oder weniger nur die Höhe. Für Delfine bedeutet sie Höhe und Tiefe. Man merkt schon, wie schwer das für die menschliche Fantasie nachzuvollziehen ist. Außerdem haben Delfine ein hoch entwickeltes Verständigungssystem. Sie können spielen. Sie haben ein kompliziertes Sozialgefüge. Ich hielt sie für intelligenter als die Menschen. Und sie sind ihrem Element in vollkommener Weise angepasst.«

»Und darum wurden Sie also Delfinforscher?«

»Mehr oder weniger. Ich studierte ihr Verhalten. Ich suchte nach Verständigungsmöglichkeiten und pappte ihnen Sensoren auf die Haut.«

»Das klingt, als ob der Bewunderer zugleich auch der Foltermeister gewesen wäre?«

»Nein, nein. Es war so, dass die meisten Versuchstiere Freiwillige waren. Wir fütterten sie und sie kamen sozusagen immer mal vorbei, um zu schauen, was gerade gebacken war im Institut. Ich bin sicher, dass sie mich ebenso als Versuchskandidaten genutzt haben wie ich sie. Ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Sie hatten Spaß an den Spielen und nutzten die Möglichkeit, ohne viel Arbeit an Futter zu kommen. Noch ein Zeichen für ihre Intelligenz.

Einige Tiere blieben eine Weile in den Becken und verschwanden dann wieder. Wie gesagt, kein Zwang, das hätte ich nicht über das Herz gebracht.«

»Gab es konkrete Ergebnisse Ihrer Untersuchungen?«

»Nun, ich studierte das Verhalten der Tiere – ich habe immer Hemmungen, sie *Tiere* zu nennen. Das klingt für mich immer nach Käfighaltung und Schlachtvieh. Nun ja, es gab eine Menge Papier, das ich beschrieben habe, und ich veröffentlichte einige Aufsätze und hielt eine Zeit lang fast wöchentlich einen Vortrag irgendwo in den Staaten. Vielleicht haben Sie schon von dem *Little'schen Quadrat* gehört. Es beschreibt sozusagen die Bewusstseinsstufen intelligenter Lebewesen in Bezug auf ihre Umwelt.«

Dorkas schaute derart verständnislos, dass sich Little keine Mühe machte, auf die Antwort zu warten, und gleich fortfuhr: »*Quadrat* deswegen, weil es vier Stufen sind. 1.: Du lernst das Spiel. 2.: Du lernst die Regeln des Spieles. 3.: Du machst deine eigenen Regeln zu dem Spiel. 4.: Du machst dein eigenes Spiel. Das ist das *Little'schen Quadrat*. 5.: Du erfindest Regeln zu deinem Spiel. 6.: Du bringst andere dazu, dein Spiel nach deinen Regeln zu spielen ...«

»7.: Du kassierst Provision dafür«, ergänzte Dorkas grinsend. Die vier Regeln waren so einleuchtend, dass sie schon fast wieder banal waren. Aber er ahnte, wie viel Arbeit und Intelligenz aufgewendet werden mussten, bis am Ende eine solche Formel stand. »Warum haben Sie mit diesen Untersuchungen aufgehört?«

»Ich kam zu einem Stillstand. Ich brauchte etwas Neues. Außerdem hatten wir eine neue Mitarbeiterin, die besser mit den Delfinen umgehen konnte, als ich es je gekonnt hätte. Das war für mich ein ganz persönliches Problem, zumal sie in ihrem Neopren-Anzug außerordentlich knackig aussah. Ich beschloss, erst einmal eine kreative Pause einzulegen und den Kollegen im Institut über die Schulter zu schauen. Nach ein paar Tagen bekam ich Wind von den LSD- und Mescalinversuchen, und da hatte ich dann etwas, was mich wieder richtig packte. So vergaß ich erst einmal die Delfine.«

Die Delfinbecken, auf die Little jetzt schaute, als müsste er sich noch einmal die Stationen seines Lebens vergegenwärtigen, hatten ihm auch die Idee zu der Forschungsreihe gegeben, die er an diesem Tag weitertreiben wollte. Lange Zeit hatten sie die Reihen der Drogenexperimente weitergeführt, ergänzt durch Versuche mit Probanden, die sich in verschiedensten Stufen der Meditation befanden. Irgendwann wurde Little klar, dass diese scheinbar so verschiedenen Zustände einige Gemeinsamkeiten hatten. In beiden Fällen ging es darum, den Sinnesapparat beziehungsweise dessen Interpretation im Hirn zu verändern.

Bei der Meditation wurden die Sinne ausgeschaltet. Drogen dagegen führten zu einer neuen Interpretation bekannter Sinnesindrücke, In beiden Fällen war der Effekt von außen herbeigeführt. Durch einen Willensakt in der Meditation oder durch Veränderungen der Körperchemie im Drogenbereich. Die Frage war, wie das Bewusstsein reagieren würde, wenn die Sinne ohne Chemie oder einen religiös-kulturell fundamentierten Willensakt

einer Veränderung unterworfen werden würden.

Zuerst arbeiteten sie mit Reizüberflutung. Sie stellten mit einem gewissen Erstaunen fest, dass in einer Zeit, in der jeder Normalbürger zugleich Auto fährt, Radio hört, einen Hamburger isst und sich mit seiner Frau streitet, Reizüberflutung zum Standard gehört, auf den das Gehirn mit Symptome reagierte, die jeder Hausarzt tagtäglich in seiner Praxis findet.

Über diesen Zustand hinaus langte man bei schizophrenen Zuständen an, die mit einer signifikanten Veränderung des Dopamin-Spiegels einhergingen, sich allerdings nach einiger Zeit wieder in den Normalzustand auflösten.

Little brach die Versuchsreihe ab. Sie führte in eine Sackgasse. Und zugleich war sie der Ansatz zur Lösung. Jemand, der *seine fünf Sinne nicht beisammenhatte*, war für diese Welt ungeeignet. Wer den *sechsten Sinn* hatte, war den anderen überlegen. Wenn etwas *sinnlos* war, dann war es für den Menschen unwichtig oder sogar störend. Der Mensch empfindet die Welt durch seine Sinne. Er speichert das, was die Sinne ihm mitteilen, in seinem Hirn. Und er spiegelt alles zurück in die Welt, indem er ihr einen *Sinn* geben will.

Seit Urzeiten, seit es überhaupt Menschen gibt, versuchte dieser Mensch, das Chaos seiner Umwelt zu ordnen und zu verstehen. In dieser Handvoll grauer Substanz, die jeder Zweibeiner in seiner Schädelkalotte trägt, steckt das Netz, in dem er die Welt fängt, um sie zu seiner Beute zu machen. Was aber, wenn man dem Menschen jeden Sinn nehmen würde? Wie würde das Gehirn, das Bewusstsein reagieren, wenn alle Drähte zur Welt gekappt werden und die graue Hirnsubstanz auf sich selbst zurückgeworfen und nur mit sich selbst beschäftigt sein würde?

In den Tagen, in denen sich Little mit derartigen Überlegungen abgab, sah er einen Delfin, der bewegungslos an der Oberfläche eines Beckens trieb. Dieser Moment war der Augenblick, in dem der *Tank* geboren wurde. Das Prinzip nannte sich *sensorische Totaldeprivation*. Der Tank war eine mit Salzwasser gefüllte Grube,

in der die Versuchsperson bewegungslos treiben konnte. Wenn man den Deckel schloss, herrschten völlige Dunkelheit und völlige Stille.

Es gab eine Unzahl lästiger technischer Probleme zu lösen: Wie sollte man den Tank belüften, wie konnte man die Atemluft hereinführen, ohne dass Geräusche oder ein Windzug entstanden? Wie stellte man sicher, dass die Zuluft so rein war, dass keine Moleküle die Nase der Versuchsperson erreichen und in ihr eine Duftempfindung auslösen könnten? Welche Salzkonzentration für das Wasser, welche Temperatur, welches Material der Tankwände, damit alle Geräusche geschluckt wurden? Wie konnte man die Hirnströme messen, ohne das Prinzip der totalen Abschottung zu durchbrechen? Wie reagierte die Haut auf einen längeren Aufenthalt in dieser Salzlake, wie bekam man hygienische Probleme durch Säuberung der Trägerflüssigkeit in den Griff? Little fühlte sich manchmal in ein Ingenieurbüro versetzt, das eine Raumkapsel konstruieren soll.

Es ging ihm nicht schnell genug, jeder Tag brachte neue, kleine und unendlich kompliziert zu überwindende Hindernisse. Sie brauchten das Doppelte und Vierfache der angepeilten Zeit und erlitten mit einigen Versuchsmodellen Schiffbruch. Aber schließlich war es so weit und der Tank konnte in Betrieb genommen werden. Schon die ersten Probeläufe zeigten, dass Little und seine Mannschaft geradezu eine Goldgrube für die Wissenschaft gegraben hatten.

Hier war der Stoff für Dutzende von Dissertationen, Vorträgen, Veröffentlichungen.

Nach einer Phase der Euphorie merkten sie allerdings schnell, dass die Experimente nicht ungefährlich waren. Es gab Freiwillige, die nach kurzer Zeit als kreischende Nervenbündel aus dem Tank gezogen werden mussten und sich erst nach Tagen wieder ihrem Normalzustand näherten, während sich die Hirnwellen zu Mustern zackten, die das Entzücken jedes Experten hervorriefen. Es stellte sich heraus, dass der Aufenthalt im Tank nur einige

Stunden, im Maximum sechs Stunden möglich war, ohne dass Schäden zu befürchten waren.

Und diese sechs Stunden waren auch nur bei Personen erreichbar, die sich schon oft im Tank aufgehalten hatten.

Die Wirkung von Drogen wurde im Tank verstärkt, eine Tatsache, die den Probanden Nummer Sieben in die geschlossene Abteilung einer Nervenheilanstalt gebracht hatte, wo er seither nur wimmernd in einer Ecke hockte und nur zur Seite rückte, wenn die Pfleger seine Urinpflütze wegwischen wollte. Da jeder Versuchsteilnehmer entsprechend aufgeklärt worden war und eine Versicherung unterschreiben musste, dass er in den letzten sieben Tagen weder Alkohol noch andere Drogen zu sich genommen hatte, war Proband Nummer Sieben weder ein juristisches noch ein wissenschaftliches Problem. Allenfalls ein emotionales, aber auch dafür hatte Little an diesem Tag keine Zeit und keine Lust.

Er vollendete seine Umrundung der Gebäude und betrat das Büro seiner Abteilung. »Hipp hipp hurra, wir dachten schon, du drückst dich«, wurde er begrüßt.

»Keine Idee«, antwortet Little. »Wir fangen sofort an.«

Sofort verflog die lockere Stimmung unter seinen Mitarbeitern. »Überleg' es dir besser nochmal.«

»Wenn ich eine Sache zehnmal überlege und immer zur gleichen Entscheidung komme, dann lohnt sich das elfte Mal nicht mehr.«

»John, vierundzwanzig Stunden, das ist ein bisschen heftig!«

»Es ist lediglich das Maximum multipliziert mit dem Faktor vier.«

»Pass auf. Sagen wir neun Stunden – Maximum plus drei. Das bringt uns doch genug Material, um zwei Wochen Überstunden zu schieben. Und du brauchst auch nicht so lange an deinem Bericht zu schreiben.«

»Vierundzwanzig Stunden! Eine Sache über die Grenzen zu treiben hat auch einen Versuchswert. Also hört auf zu lamentie-

ren und kommt mit. Ich will anfangen. Morgen um diese Zeit sehen wir uns in alter Frische wieder.«

Little wollte gehen, als ihm die Sekretärin mit einem Räuspern ein Formblatt entgegenhielt.

John Little unterschrieb mit dem besten Gewissen. Er hatte keine Drogen genommen, er hatte keinen Alkohol getrunken, er hatte keinerlei sexuelle oder sonstigen tief greifenden Probleme, in seiner Verwandtschaft war keine auffällige Häufung psychischer Erkrankungen zu beobachten und es war auch kein Strafverfahren gegen ihn anhängig. Er war in Bestform, und wenn einer fähig war, den Sturm auf den Gipfel zu unternehmen, dann war er es.

Die Routine der Vorbereitungen lief an. Elektroden wurden an Littles Körper befestigt, die Verbindungen geprüft, die Referenzwerte eingestellt. Dann legte er sich auf eine Bahre, die hydraulisch vom Grund des Tanks hochgefahren werden konnte. Dieses System war aufwändig und brachte technische Komplikationen mit sich, hatte sich aber bewährt.

Little hatte es selbst in groben Zügen entworfen, nachdem sie eine Versuchsperson in einem Zustand vollkommener Starre im Tank aufgefunden hatten und eine Aktion durchführen mussten, die schon etwas von einer Bergung aus einer Gletscherspalte an sich hatte.

Er machte es sich bequem, winkte mit der Hand seine Bereitschaft und spürte den leichten Ruck, mit dem sich die hydraulische Hebesäule in Bewegung setzte.

Der Abstand zwischen Oberkante des Tanks und dem Salzwasser betrug zweieinhalb Meter, nach unten waren es zwei Meter bis zum Grund. Somit war ausgeschlossen, dass sich ein Proband hinstellen oder aus dem Tank klettern konnte. Während Little nach unten glitt, schoben sich von beiden Seiten automatisch die Deckel des Tanks zu. Schon in völliger Dunkelheit merkte er, wie sein Körper auf das Wasser stieß und von ihm aufgenommen

wurde.

Little befand sich in einer Welt völliger Lautlosigkeit und Stille. In gewisser Hinsicht war damit der Zustand eines erblindeten Taubstummen imitiert, aber hier, in diesem Tank, gab es keine Gerüche, keinen Wind, der die Haut erreichte, keine Berührungen, keine Vibrationen, keine Erde, die Widerstand bieten konnte. Little schwebte in einer körperwarmen Flüssigkeit.

Er spürte seinen Herzschlag. Der erhöhte Puls am Beginn eines Versuchsganges war normal und er legte sich, wie erwartet, nach kaum einer Minute.

Vor Littles Augen schwebten farbige Formen. Auch das war normal. Wilhelm Reich hatte dieses Phänomen mit der von ihm entdeckten Orgon-Energie in Verbindung gebracht. Little gefiel der Gedanke, dass er hier Gelegenheit hatte, die Spuren einer Energie zu finden, die den Kosmos bis an den Rand des Unendlichen erfüllen sollte. Zugleich schoss ihm die Frage durch den Kopf, ob der Tank nicht gegen derartige Energie, so es sie denn wirklich gab, isolieren sollte. Vielleicht hatten der menschliche Geist und sein materieller Sitz so etwas wie Antennen, die ständig Signale aufnahmen, die der Sinnesapparat nicht registrieren konnte?

Little blieb eine Weile bei diesem Gedanken, der das Prinzip der Abschottung in einem völlig neuen Licht erscheinen ließ. Es war *sogardenkbar* (dieser Begriff hatte für Little in diesem Moment einen gewissen Beigeschmack), dass die sensorische Totaldeprivation einen völlig anderen Effekt auslöste, als erwartet wurde – die außersinnlichen Signale, die vorher nur als Rauschen im Hintergrund auftauchten, hatten nun die Möglichkeit, ungefiltert in das Bewusstsein zu dringen. Die Sache konnte spannend werden. Aber, falls es diesen Effekt gab, würde er etwas davon bemerken? Wie lange war er überhaupt schon in dem Tank?

Littles Zeitgefühl war vollkommen verschwunden. In einem Moment erschien es ihm, als wäre erst vor Minuten der letzte

Lichtstrahl in sein Verlies gedrungen, und im nächsten erwartete er, dass sich die Deckelhälften wieder auseinander schoben, weil die vierundzwanzig Stunden vergangen waren. Seine Gedanken zerfaserten sich, sprangen von einem Begriff zum anderen, hielten an, damit sich ein einzelnes Wort wie eine zähe Masse durch eine enge Stelle drücken konnte, um dann sofort wieder im Zickzack weiterzuspringen. Little registrierte sie ohne Anteilnahme, als lehnte er unbeteiligt aus einem Fenster und schaute sich balgende Kinder im Hof an.

Ein leichter Schauer lief durch seinen Körper, das Zeichen, dass er in die Phase völliger Entspannung eingetreten war. Er konnte die Grenzen seiner Haut nicht mehr spüren, sein Körper löste sich auf, verlief in die Dunkelheit hinaus, war eins mit dem Nass, das ihn trug und aufzog und schützte.

Nach den wild umherspringenden Gedanken kamen die Bilder. Zuerst waren es sexuelle Phantasien, die an ihm vorüberzogen, dann folgten Erinnerungen an Menschen, die er gekannt hatte, schließlich fand er sich an den Orten seiner Kinderzeit wieder. In einem Moment der Klarheit erkannte Little, dass er nun etwa sechs Stunden im Tank sein musste, denn bei den letzten Versuchen hatte er sich auf demselben Weg bewegt und war genau an diese Stelle gekommen.

Sechs Stunden. Er war an der Grenze zur Terra incognita, er setzte den Fuß auf einen weißen Fleck der Landkarte. Eine leichte Beunruhigung ergriff Little, vielleicht war es auch Erregung, und färbte den Ort, an dem er sich gerade aufhielt, in ein pulsierendes Orange. Mit einiger Verwunderung bemerkte er, dass er sich in der Küche seines Elternhauses befand und sich frei bewegen konnte, obwohl ihm in jedem Moment klar war, dass er nicht *wirklich* dort war, sondern sich in dem Tank des Institutes befand.

Little versuchte zu fliegen, aber es gelang ihm nicht. Er war verärgert. In Träumen konnte er fliegen, warum nicht in diesem

Traum oder dieser Vision? Er konnte sich wenigstens umschauen. Aber es war langweilig, er kannte ja alles. Nur das pulsierende Orange störte. Er wollte es abstellen und erkannte, dass nicht er für die Farbe verantwortlich war. Seine Mutter war nicht im Haus. Vermutlich war sie bei einem ihrer frommen Damenkränzchen mit Kuchen und Klatsch und Kirchlichem.

Little lief durch die Küche, und plötzlich durchzuckte ihn die Frage, ob diese Vision nicht vielleicht doch *wirklich* war. Vielleicht musste er dieses Leben noch einmal durchleben und dabei wissen, dass es gar nicht seines war, sondern ein Traum eines Mannes während eines Versuches in einem Isolationstank. Und was dann – er würde studieren, am Institut eine Stelle bekommen, an Delfinen forschen, den Tank entwerfen, den Vierundzwanzig Stunden-Versuch beginnen, in den Tank steigen, sich in der Küche seines Elternhauses wiederfinden, zur Schule gehen, studieren – er war gefangen. Ein Ring ohne Ausweg, eine Mühle, gedreht von einem blinden Esel, ziellose Lebenskreise aufeinander gehäuft, um damit die leeren Ewigkeiten von Äonen zu füllen.

Der Gedanke ließ ihn schwindeln. Das war Karma, der Kreis der Wiedergeburten, aber ein Kreis ohne Ausweg. NEIN, das konnte nicht stimmen. Triumph! – Dieses pulsierende Licht war neu, DAS passte nicht zu dem schon abgelebten Leben. Die Beruhigung blieb nicht lange, denn das Licht irritierte ihn. Er ging in den Garten. Nein, es ging ihn in den Garten, Little wurde in den Garten gegangen und dort traf er auf seinen Vater. Warum war sein Vater nicht im Hospital? Es war sehr ungewöhnlich, dass er um diese Zeit zuhause war. Außerdem war ungewöhnlich, dass sein Vater dieses Licht in der Küche produzierte, dieses pulsierende, irgendwie kranke orangefarbene Licht, das in keiner Weise zu seinem beherrschten Wesen passen wollte. Sein Vater ging hin und her und schrieb mit leichtem Kichern in eine Kladde.

Little erkannte die Kladde. Es war ein peinlicher Moment, denn er schien seinen Vater hier bei einer höchst intimen Be-

schäftigung zu beobachten. Little wollte sich abdrehen, da erkannte er, was sein Vater gerade niederschrieb. Er konnte es nicht in Worte fassen, aber er sah die Bilder, die seinem Vater vor Augen standen und er entdeckte, dass hier die Quelle des seltsamen Lichtes war.

Er sah einen von Bombentrichtern umgepflügten Strand, einen Bunker, der halb aus einer Düne ragte, vier japanische Soldaten, die aus der Öffnung traten, ihre Waffen fortwarfen und mit steil erhobenen Händen, als hätte man ihnen ihre Glieder an die Schulter genagelt standen.

Ihre Gesichter waren bewegungslos. Dann spürte Little eine ungeheure Lust, eine Mischung aus Gier und Geilheit, die sich im selben Moment in triumphale Erfüllung ergoss, als sich ein Zeigefinger krümmte und ein Feuerschweif aus dem Flammenwerfer von Little senior hervorschoß – goldfarben, rot, pulsierendes Orange, das in dickflüssigen, träg zerfließenden Rauch überging. Das Feuer hüllte die Soldaten ein, löste ihre Starre auf in einem taumelnden Tanz, der die Körper zu Boden warf und sie in wildes Zucken trieb, bis jede Bewegung erlosch und nur noch verkohlte, in sich verkrampfte Karikaturen zurückblieben.

Little fühlte sich dem Erbrechen nahe, der Gestank von verbranntem Fleisch bohrte sich in seine Nase. Zugleich wühlten sich, wie ein Fremdkörper, wie Insekten, die ihre Eier ablegen wollen, die fremden Empfindungen in ihn hinein und forderten das Echo seines Abscheus heraus.

Er erlebte mit, wie sich sein Vater an einem Stück Stoff, das noch brannte, eine Zigarette anzündete und aus der Hocke den jungen Leutnant mit dem erschrockenen Gesichtsausdruck angrinste, der die Szene beobachtet hatte. Einen Moment starren sich die Männer an, der Offizier und der Untergebene, dann wandte sich der Leutnant zur Seite und stapfte unsicher die Düne hoch, während Little senior aufstand, zu seinem Trupping und irgendeinen Witz riss, den aber keiner verstand, weil in diesem Moment einige Jagdbomber von See her im Tiefflug über

sie herdröhnten.

Und jetzt blickte sein Vater von der Kladde auf und starrte ihn, John Little, genauso herausfordernd an, mit einem Blick, der vor Unverschämtheit und Selbstbewusstsein triefte.

Little wollte weglaufen, er schaffte einige Meter, dann wurde er zurückgezogen und bemerkte, dass die Luft von silbernen Fäden schimmerte, als wäre mit einem Mal der Altweibersommer mit seinen Spinnfäden ausgebrochen. Die Fäden spannten sich und zerrten an ihm. Sie waren wie Haare aus seiner Haut gewachsen. Little wurde zu seinem Vater gezogen.

Die Fäden liefen durch den Körper seines Vaters hindurch, andere wuchsen aus seiner Haut und schwebten in alle Richtungen.

Little glitt durch seinen Vater wie durch einen bunten Schatten. Auf der Straße sah er seine Mutter und die andern Damen ihres Kränzchens, wie sie mit teenagerhaftem Kreischen um einen Mann herumsprangen, den Little als den sentimental, braun-äugigen Jesus von einem ekelhaft kitschigen Öldruck im Sprechzimmer des Vikars identifizierte. Die Szene sah nicht besonders erfreulich aus.

Ein anderer Mann stand in Littles Weg. Er musste überlegen, bis er ihn erkannte. Das Gesicht, das ihm freudlos entgegensah, kannte er nur von einer braun getönten Fotografie. Es war sein Großvater. Der Mann wirkte unsympathisch und abstoßend auf Little, aber die Fäden zogen ihn weiter zu dem Mann und wieder glitt er durch ihn hindurch und hatte die Empfindung, bei diesem Durchgang etwas wie Schmutz oder schlechten Geruch auf der Haut zurückzubehalten.

Es kamen weitere Männer, junge und alte, durch die Little hindurchgezogen wurde, und es kamen weitere Frauen, die in der Nähe in irgendwelchem Tun verfangen waren, das er nicht verstand. Die Kleidung änderte sich – ein Mann starrte ihn über den Rand eines bronzenen Rundschildes an, einer der folgenden war nur noch von rohen Fellen bedeckt.

Die ganze Welt bestand nur noch aus einem Netz von silbrigen Fäden, die zu Little hin- oder von ihm fortführten und ihn in ein Gewebe von Beziehungen, Abkünften und Verwandtschaften verwoben.

Nun war nichts mehr zu erkennen, nun lag nur noch eine Leere vor ihm. Aber hinter dieser Leere musste etwas sein, das ihn zu sich zog, etwas, das die Fäden in der Hand hatte. Little fühlte Panik. Seine Angst stieg mit jedem klopfendem Herzschlag eine weitere Stufe auf der Treppe zur Besinnungslosigkeit empor. Er erkannte etwas und er erkannte es wieder nicht, weil es keine Worte dafür gab, keine Begriffe, die sich als Transportmittel angedient hätten.

Etwas war, mehrere, viele Etwas waren da und sie ließen die Fäden durch Etwas gleiten, was bei einem Menschen die Hände gewesen wären, und sie schauten ihn an und beobachteten ihn und zogen ihn immer näher an sich heran, träge lauernd, spöttisch abwartend und gnadenlos urteilend. Sie waren die - Herren. Nein, sie waren mehr. Sie waren - Etwas.

Nach vierundzwanzig Stunden wurde John Little, genannt *Boo Little* in einem Zustand völliger Starre aus dem Tank geholt. Er war nicht ansprechbar und reagierte auf keinerlei äußere Reize. Er atmete, ansonsten hatte er einen großen Teil seiner Reflexe verloren und musste wochenlang künstlich ernährt werden. Dann erholte er sich insoweit, als er selbsttätig Nahrung aufnehmen konnte und passiv auf Außenreize reagierte. Aber er blieb in einem psychotischen Zustand und wurde nach einigen gescheiterten Behandlungsansätzen in einen geschlossene Anstalt gebracht.

Dort blieb er, ließ öfter Anzeichen von Panik erkennen, ohne dass ein Anlass erkennbar gewesen wäre. In solchen Momenten kreischte und strampelte Little oder hockte sich in eine Ecke, die Arme schützend über dem Kopf gekreuzt wie ein Kind, das Prügel fürchtet.

Die ersten Sätze sprach er nach vierzehn Monaten. Sie lauteten: »Zieh dich aus, du Schlampe. Und wage nicht, auch nur ein Wort davon zuzusagen. Dir glaubt sowieso keiner.« Es waren exakt diese Sätze, die in exakt diesem Moment der Oberarzt der Abteilung, zwei Räume weiter und ein Stockwerk tiefer, zu der neuen Schwesternschülerin sagte.

Little hatte sie deutlich gehört, und er spürte deutlich die Geilheit des Mannes und die Panik des Mädchens – und daher warf er sich wimmernd in eine Ecke. Früher hätte John Little wenigstens einen wissenschaftlichen Begriff für den Zustand gehabt, in dem er sich befand: Little war ein offenes System geworden.

Während John Little in einer Ecke hockte, zusammengesunken und den Kopf unter die Arme geschoben, spürte er die Fäden, die aus seiner Haut herauswuchsen und durch Zeiten und Räume in unbekannte Weiten wucherten. Er konnte sie nicht mehr sehen, aber er wusste, dass sie noch vorhanden waren. Und er hörte sie. Wie Telefondrähte summten und zirpten sie und erbrachen in jeder Sekunde Stimmen und Geräusche in seinen Kopf.

Aber das war es nicht alleine. Als er vor einigen Tagen einem Pfleger zusah, der mexikanischen Eintopf aus einer Schale löffelte, füllte sich sein eigener Mund sofort mit dem Geschmack von Bohnen und scharfen Gewürzen. Und jetzt vernahm er das Wimmern verkrampfter, gewaltsam aufgebrochener Muskeln, das Getöse einer sexuellen Entladung, das Wimmern von Scham und Schuldgefühlen, während sich lebensgierige Spermien in knisternder Hast ein Rennen lieferten, um als Erste die Haut der Eizelle zu durchbrechen. Dann das Rauschen der ersten Zellteilungen, symmetrische Klänge von gnadenloser Entschiedenheit.

Little tobte und kreischte, bis er mit Hilfe von Medikamenten ruhiggestellt wurde.

Der Aufruhr, der herrschte, bot ihm einen Moment seltsamer Ruhe. Dann, für die Umwelt scheinbar in tiefem Schlaf liegend, drückten die Bilder und Geräusche wieder mit neuer Wucht gegen seinen Schädel wie die Wasser des Ozeans gegen die bers-

tende Hülle eines sinkenden Unterseebootes. Er wurde die Verbindung zu der jungen Frau und dem Arzt nicht mehr los. Wie implantiert in seinem Schädel musste er die Furcht und die Gier miterleben und erleiden, ihre Versuche, sich zu entziehen, seine plumpe Annäherung, die Drohungen, die Scham und den Selbstekel.

Wochen später raste plötzlich das Bild eines Autodaches auf ihn zu und Little wusste, dass sich die Schwesternschülerin, schwanger und im Zustand tiefster Depression, vom Dach des Stationsgebäudes auf den Parkplatz gestürzt hatte. Er war für kurze Zeit geradezu beruhigt, eine Stimme weniger in seinem Kopf, so hoffte er, aber dann registrierte er immer noch die Verzweiflung und die Orientierungslosigkeit der jungen Frau und erkannte, dass sie immer noch da war, irgendwie und irgendwo, und dass sie ebenso wenig mit dieser Tatsache fertigwerden konnte wie Little, der ihre Klagen vernahm.

Diese Klagen, wie aus endlos tiefen Schächten hervorsteigend, quälten ihn Tag und Nacht, aber trieben ihn auch aus seiner Abgeschlossenheit. Später wusste er selbst nicht, ob er es gewesen war, der die Geschehnisse in Gang gesetzt hatte oder ob er sie begleitend miterleben musste. Auf jeden Fall erwischte einer der Insassen, ein unförmiger, gorillaartiger Triebtäter den Oberarzt und einen Pfleger, nahm sie als Geiseln und verbarrikadierte sich in einem Teil der Station.

Der Pfleger berichtete später, dass sich ihr Entführer stundenlang damit beschäftigt hätte, seine perversen Fantasien an dem Arzt auszuleben, während er selbst nur als Geisel von Interesse gewesen war. Bevor sich das eingetroffene SWAT-Team auch nur einen Überblick über die Lage verschafft hatte, brach der Gorilla aus seinem Versteck aus, schleppte den Arzt wie eine Puppe mit sich auf das Dach, wo er ihn vor den Augen verschiedenster Fernsehkameras regelrecht in Stücke riss und sich dann vom Dach stürzte.

Die Bilder waren so widerlich, dass die TV-Anstalten in gegen-

seitigem Einvernehmen auf ihre Ausstrahlung verzichteten, das heißt zumindest für einige Tage, dann gab es die ersten Standbilder in einer Talk-Show, natürlich nur, um eine Psychologen Material für seine seriösen Erklärungen zu bieten.

Tags darauf folgten die ersten Ausschnitte, in denen man mit elektronischen Verfälschungen die Zuschauer neugierig machte, und nach nicht einer Woche pushten die Sender ihre Quoten mit den vollständigen Filmaufnahmen in werbeträchtige Höhen.

Little wäre ein besserer Zeuge gewesen als die Kameraobjektive, aber er lag mit einem Kreislaufkollaps in der medizinischen Abteilung. Die freundliche Routine, die ihn dort umgab, tat ihm gut. Er fand Zeit, trotz des Dröhnens in seinem Kopf über sein bisheriges Leben nachzudenken. Das *Little'sche Quadrat* kam ihm wieder in den Sinn, Worte, die er selbst formuliert hatte. *Spieler das Spiel, lerne die Regeln*. John Little war klug genug, um diese Regeln in die Tat umzusetzen.

Den Ärzten war es egal, ob sie einen total Irren vor sich hatten, solange sich der Irre wie ein Normaler benahm. Auf diese Weise bescherte Little dem neuen Oberarzt ein klassisches Erfolgserlebnis und dies innerhalb dreier Wochen. Im Klartext: Little erinnerte sich der Normen und Verhaltensweisen, die von einem ernst zu nehmenden Mitglied der Gesellschaft verlangt wurden, und spielte sie erfolgreich vor.

Er wurde als geheilt entlassen und kehrte in seine Wohnung zurück. Die Abgeschlossenheit brachte ihm nicht die erhoffte Ruhe, aber er lernte, die Stimmen dadurch in den Hintergrund zu drängen, indem er selbst *Lärm* machte, und sei es, dass er sich darauf konzentrierte, Kindergedichte auswendig zu lernen. Sogar dem Institut konnte er wieder einen Besuch abstatten. Er fuhr vor wie ein motorisierter Lazarus und genoss seinen Auftritt sogar.

Er studierte die Aufzeichnungen seines Tankaufenthaltes, diktierte ein (zensiertes, aber dennoch aufschlussreiches) Protokoll, und nahm dann offiziell Abschied von dem Institut.

Angeblich wollte er sich Privatstudien widmen. Die Kollegen verdächtigten ihn, *eine große Sache* in der Hinterhand zu haben und spekulierten, sein Aufenthalt in der Psychiatrie sei Teil des ganzen Versuches gewesen. So ganz unrecht hatten sie vielleicht nicht, aber unter der kühlen und gelassenen Fassade Littles tobte es wieder, und er war nach dem Besuch kaum noch in der Lage, nachhause zu fahren, wo er sich tagelang nur noch im Bett, in einem geschlossenen Raum aufhielt.

Die Frage war, wie wirklich sein Erlebnis im Tank war. Die Antwort lautete, dass es vielleicht so war, als würde man einem Pygmäen die Bibel auf Russisch vorlesen, will heißen, es gab Anlass zur Vermutung, dass Missverständnisse möglich waren. Aber das änderte nichts an der Wirklichkeit des Pygmäen, der Bibel oder der russischen Sprache.

Eine Weile lernte Little sogar, die Tatsache, dass sein Bewusstsein ein offenes System geworden war, für sich zu nutzen. Er mietete sich in der Nähe der Wall Street ein und speulierte mit Aktien. Für ihn war das ein Kinderspiel mit garantiertem Gewinn und ausgeschlossnem Risiko, denn er registrierte die ersten Anzeichen von Gewinnen oder Verlusten, bevor auch nur der geldgierigste Day-Trader an seinem Computermonitor eine Veränderung an der siebten Ziffer hinter dem Komma bemerken konnte.

Auf diese banale Weise kam Little zu einem unverschämten Reichtum, den er sorgfältig gestreut anlegte, um sich wenigstens der Sorgen um das finanzielle Überleben enthoben zu wissen. Ein anderes Überleben wurde immer schwieriger, denn inzwischen bedrängte ihn der Gedanke an diese *Etwas*, welche die Fäden in der Hand hielten, immer mehr. Man konnte lernen zu reden, aufrecht zu gehen und sich nicht in die Ecke zu werfen, wenn im Kopf ein Feuerwerk von Lärm losplatzte. Aber wie sollte man lernen, mit etwas umzugehen, das die Quelle aller Ängste zu sein schien, das überwältigend real war und sich doch jedem Zugriff von Sprache oder Bildern entzog und nur als dumpfes

Empfinden seinen giftigen Nebel durch sein Bewusstsein wabern ließ?

Was waren diese *Etwas*? Waren sie Götter, waren sie Bildzeichen irgendeiner Macht, die sich noch weiter im Hintergrund verborgen hielt? Little erkannte, dass er in Bewegung bleiben musste, um nicht erneut in den Zustand einer kataleptischen Starre zu verfallen. Er musste in körperlicher Bewegung bleiben, reisen, umherziehen, um zu verhindern, dass sich der Lärm in seinem Kopf zu bestimmten Mustern verfestigte, die er nie wieder entfernen konnte.

Und er musste auch im übertragenen Sinne in Bewegung bleiben, er musste nach einer Erklärung suchen wie ein Schwimmer im kalten Wasser, der nur durch ständige Anstrengung vor dem Erfrieren bewahrt wird.

Es lag nahe, sich zu den religiösen Zentren zu begeben, weil hier die Frage nach dem, was hinter der Welt ist, zum Alltag gehört. Was Little fand, war aber nur die Routine eines eingefahrenen Kultbetriebes, Machtwillen, Gier oder vorgestanzte, mit den heiligen Schriften konforme Antwortklischees. Und dennoch erschien dies als der einzige gangbare Weg.

Dieser Weg führte John Little, den seit langer Zeit niemand mehr *Doktor Boo Little* genannt hatte, in die sufistische Schule in Kairo.

»Was hatte es mit der Schnitzerei in der Tür auf sich«, fragte Dorkas. Er hatte inzwischen schon das Licht in der Küche angeschaltet. Little saß mit nassgeschwitzter Kleidung immer noch am Tisch. Er zuckte müde die Achseln.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, welches Motiv es war, das ich berührte. Aber es war irgendwas – ich spürte es deutlich und es zwang mich zu dieser – Aktion. Nur kann ich diese Dinge nicht in Worte fassen.«

Dorkas zeigte inzwischen seine häuslichen Qualitäten, sorgte für neuen Tee und kramte nach etwas Essbarem. Als er sich wie-

der an den Tisch setzte, sagte er ruhig zu Little: »Sie sind sich hoffentlich im Klaren, dass man Ihren Zustand rein medizinisch als schizophoren bezeichnen würde?«

»Durchaus«, antwortete Little. »Es gibt allerdings einen Unterschied. Der Schizophrene weiß nicht, dass er schizophoren ist. Ich bin mir dessen bewusst. Darum kann ich auch – sagen wir mal *funktionieren*.«

Dorkas nickte befriedigt. Little hatte den Test mit Bravour bestanden. Der Verdacht, der Dorkas schon vor einigen Stunden befallen hatte, steigerte sich zur Gewissheit. Das Schicksal, der Zufall, die himmlischen Götter oder was auch immer hatten ihm in der wenig eindrucksvollen Gestalt des John Little eine Trumpfkarte in die Hände gespielt.

Little seinerseits erholte sich langsam von den Anstrengungen, die ihm seine Erzählung abverlangt hatte.

Es war tatsächlich etwas wie eine Befreiung gewesen, ein schmerzhaftes und eben doch befreiendes Herausarbeiten aus dem zwängenden Kokon zurückgehaltener Bilder und Erinnerungen. Dass Dorkas ihn ernst genommen hatte, erstaunte Little, machte ihm seine Aufgabe aber leichter. Er fühlte sich besser als je in den letzten Jahren und begann, sich mit Tee und den Dorkas'schen Essbarkeiten zu stärken.

»Eine Frage«, sagte Dorkas, »diese *Etwas*, das Sie gesehen haben oder glaubten gesehen zu haben – können Sie irgendeine Beschreibung abgeben?«

Little schaute auf. Man sah seinen Augen an, dass er sich noch einmal in die Räume der Erinnerung vorwagte und sich selbst vorwärtsstieß bis zu diesem Punkt des namenlosen Schauderns. Er suchte, würgte, seine Zunge versuchte, Worte zu bilden, aber sie blieb nichts als ein hilfloser zuckender Muskel in einer Mundhöhle. Little schüttelte den Kopf. »Nein, es geht nicht. Es ist wie blinder Fleck. Die Sprache versagt, wenn ich mich nur der Erinnerung nähere.«

»Könnten Sie dieses *Etwas* zeichnen?«

»Nein.«

»Sonst wie darstellen?«

»Nein.«

»Na gut. So etwas Ähnliches hatte ich erwartet.«

»Es tut mir leid, dass ich Ihnen nicht helfen kann.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Im Grunde habe Sie ja schon eine Definition geliefert. Nur sozusagen aus dem Negativen heraus. Alles, was man beschreiben kann, ist es nicht. Wir haben es also mit einer Art von schwarzem Loch zu tun.«

Little wurde an der Stelle einquartiert, die vor einiger Zeit von Tony Tanner belegt worden war. Bevor er sich niederlegte, musste er zusehen, wie Dorkas einige höchst merkwürdige Rituale vollzog und, während er in seinen Handlungen einem Steinzeitschamanen glich, hochmoderne psychologische Theorien über seelische Prädisposition durch ritualisierte Verfestigungen vorgegebener Neigungen referierte. Es war Little nicht ganz klar, was Dorkas nun wirklich ernsthaft betrieb, aber es war ihm in diesem Augenblick ziemlich egal.

Ehe er einschlief, glaubte er, in seinem Kopf eine köstliche Stille zu bemerken, aber bevor er sich dessen völlig bewusst war, hatte ihn der Schlaf schon übermannt.

Dorkas seinerseits brütete bis tief in die Nacht. Die Theorien Littles hatten ihn nicht bloß beeindruckt. Sie passten in das Schema. Einige Tatsachen standen fest: Die Fähigkeit des Geistes, außersinnliche Signale zu empfangen; diese Signale waren im Normalzustand, ein Hintergrundrauschen, und wurden nicht als Signal eingestuft. Wenn er die Tatsache dazuzählte, dass es irgendwo ein Etwas gab, das auf keinen Fall entdeckt werden wollte, dann war die Strategie klar. Solange die Menschen noch die Fähigkeiten hatten, sich kurzzeitig von den eigenen Sinnesindrücken zu befreien und sei es, dass sie sich für kurze Zeit in eine Kirchenbank hockten, musste dieses Etwas sich bedeckt halten. Vielleicht war es dennoch oft genug registriert worden und man hatte versucht, es zu beschreiben. Vielleicht war das die Ur-

sache der Erzählungen über Hexen, Dämonen und Teufel – hilflose Versuche, etwas zu umschreiben, von dem nur sicher sein konnte, dass es böse und gefährlich war.

Die heutige Situation war grundlegend anders. Ein wesentlicher Teil der Menschheit stand unter dem Einfluss einer Reizüberflutung. Die Parallele zu dem, was er Tony Tanner über das Prinzip der Geheimgesellschaften gesagt hatte, drängte sich auf. Auch hier wurde eine Mauer aus Lärm aufgebaut. Neues Wissen, neue Informationen, virtuelle Welten, Zeitmessung in Takt von Hundertstelsekunden. Und dahinter konnte sich dieses Etwas rühren, konnte wachsen und sich nähern und seine Manipulationen vollführen. Du dröhnst dir mit dem Walkman die Rübe voll und bemerkst den Typen hinter dir nicht, der gerade zum Stoß auf deinen Nacken ansetzt.

War die sprunghafte Zunahme geistiger und seelischer Erkrankungen vielleicht das Signal, dass das Unbewusste ständig Alarm schlug, ständig Gefahren witterte, ständig das Anschleichen eines gewaltigen Feindes spürte, während die Menschheit sich in ihrem weichen Pfühl von Globalisierung, Fusionen und Turbokapitalismus suhlte und glaubte, ihre jämmerlichen kleinen Ängste wären mehr wert als ein Stirnrunzeln?

Für Dorkas war die Antwort eindeutig. Und wieder einmal mehr nahm ihm dieses Wissen fast den Atem, nur um ihm im nächsten Moment wie einen Felsblock die Gewissheit seiner eigenen Schwäche entgegenzuschleudern. Dorkas wälzte sich unruhig in den Kissen. Wenn es eine Lösung gab, dann hatte sie einen Namen. Aber der Mann mit diesem Namen war verschwunden.

Irgendwie musste Dorkas in wieder in die Finger kriegen und sei es, um herauszufinden, warum er zum Verräter geworden war. Aber wie sollte er ihn finden?

Der Halbschlaf umnebelte Dorkas, und dennoch spannen sich seine Gedanken weiter. Schließlich fand er die Lösung. Oder zumindest einen Möglichkeit, eine Lösung zu finden. Dorkas

schlurfte zu tiefnächtlicher Stunde in den Keller, holte einen Gegenstand und begab sich wieder in seine Wohnung. Es war vielleicht nicht ganz anständig, mit Sicherheit war es das nicht, aber Dorkas hatte sich entschlossen, sein weiteres Leben unter den gelockerten Gesetzen eines globalen Notstandes zu führen. Außerdem war der Versuch spannend.

Die Hoffnung wurde mit jedem Tag geringer, und mit jedem neuen Tag, an dem sie sich in diesen völlig leeren Augen gespiegelt sah, wuchs eine andere Hoffnung. Dass es bald vorbei sein möge. Es waren nicht die Anstrengungen der Pflege, die Lucille Chaudieu zermürbten, nicht die tausend Löffel Brei, die sie in Tony Tanners sabbernden Mund stopfte, und nicht die Peinlichkeiten der Hygiene bei einem Männerkörper, der ohne Geist und Bewusstsein war, aber auf der körperlichen Ebene bestens funktionierte.

Es war vielmehr, auch wenn sie sich selbst diese Gewissheit nie eingestand, die Schuldgefühle, dass sie wieder einmal versagte. Dass sie nicht die Fähigkeiten hatte, einem Mann, der hilflos war, zurück in das Leben zu helfen. Hier half keine Schönheit, keine Koketterie, kein Hüftschwung, kein Sex-Appeal oder wie immer das in den Hochglanzpostillen bezeichnet wurde. Hier war etwas anderes gefragt, etwas, das ihr allem Anschein nach fehlte.

Sie wartete auf den Moment, in dem der ruhige, gleichmäßige, leicht pfeifende Atem verstummen würde. Sie hoffte auf diesen Moment und fürchtete ihn. Aber dann war zumindest alles eindeutig und offen gelegt, und sie konnte sich ihren Schuldgefühlen – und einem Wunsch nach Vergeltung – völlig hingeben.

Sie schaute in das Zimmer, in dem Tony Tanner schlief. Er lag bewegungslos, mit offenen Augen, als würde er für einen kurzen Moment tief nachdenken. Lucille schloss die Tür und nahm ihre

Wanderung auf der Terrasse wieder auf. Sie hatte einige Dinge zu erledigen gehabt in den letzten Tagen, Einkäufe, Telefonate, eine Urlaubsverlängerung bei ihrem Arbeitgeber.

Das hatte sie abgelenkt. Nun waren diese Dinge abgehakt, das Gebüsch, in dem sie sich verstecken konnte, abgebrannt, und sie stand deckungslos einigen Fragen gegenüber.

Wie lange sollte sie noch hier bleiben? Sie hatte ihr Möglichstes getan, nun tat sie Unmögliches und wusste, dass ihr eigener Zusammenbruch sich schon in dem nervösen Zittern der Hände, in ängstlichen Zuckungen und vielen anderen Kleinigkeiten ankündigte.

Sie musste ihn in ein Krankenhaus bringen, am besten vor die Notaufnahme und dann verschwinden.

Irgendwohin in ein kleines Hotel, wo sie sich für einige Tage verkriechen konnte, um wieder zu Kräften zu kommen. Und um zu vergessen. Denn in ihrem Kopf klang immer noch und immer wieder das Krachen nach, mit dem der Schädelknochen eines Menschen unter ihrem Tritt zerborsten war. Es war ein Geräusch, das sie nie vergessen würde.

Und sie stellte sich Tag um Tag die Frage, wieso sie, Lucille Chaudieu, in ihrem Leben an diesen Punkt gekommen war.

Montalban hatte ihr in einer stillen Stunde seine Philosophie des Tötens auseinandergesetzt.

Es war ein Thema, das ihn faszinierte. Sie hatte über diese Mischung aus Kopffäger-Mythologie und Existenzialismus gelacht. Und nun wusste sie, dass er recht gehabt hatte.

Einen Menschen getötet zu haben, bedeutete, in ein anderes Leben eingetreten zu sein. Nichts war mehr so wie vorher. Man selbst war nicht so wie vorher. Man war ein Mörder. Zugehörig dem Stamme des Kain, mit dem unsichtbaren Mal auf der Stirne, mit dem Wissen im Kopf, dass man ein Leben beendet hatte, dem noch viele Jahre beschieden gewesen wären.

Hier hätte Montalban gesagt, dass man sich die Jahre des anderen zur Beute gemacht habe. Aber er war schon so fern – nicht

mehr als eine Erinnerung. Für sie begann die Phase der Verteidigung. Sie redete sich ein, dass sie keine andere Möglichkeit gehabt hatte, dass es nicht ihre Schuld war. Aber es half nicht. Selbst keine andere Möglichkeit gehabt zu haben, war vor dem strengen Gericht des eigenen Gewissens eine schwächliche Verteidigung. Es war wie Ertrinken, das Wasser drang in die Lungen und jede Argumentation war angesichts des Versinkens ohne Wirkung. Im Grunde hatte es dieser bewusstlose Körper, den sie versuchte durch die Zeit zu retten, besser.

Ein Schrei riss Dorkas aus dem Schlaf. Er hatte sich vorgenommen, wach zu bleiben und war doch eingeschlummert. Er sprang auf, verhedderte sich in die Decke und plumpste bäuchlings auf den Boden. Seine Füße strampelten vergeblich mit der Decke, und so kroch Dorkas auf allen vieren und mit der Eleganz eines Seeelefanten in den Raum, in dem Little geschlafen hatte. Entgegen seinen Befürchtungen saß Little ruhig auf dem Sofa und schaute etwas müde und verwirrt.

»Ich hatte einen Schrei gehört«, sagte Dorkas.

»Ich auch.«

»Ich dachte, Sie wären es.«

»Das dachte ich von Ihnen.«

»Ich habe nicht geschrien.«

»Ich auch nicht.«

Das Gespräch drohte, etwas kompliziert zu werden, und Dorkas wollte gerade das Heft in die Hand nehmen, um die Sache klarzustellen, als Little auf einen Gegenstand deutete.

»Was ist das?«

»Derartige Geräte nennt man in England Koffer«, verkündete Dorkas freundlich und mit einem leichten Anflug von Ertapptsein.

»Ich weiß, was ein Koffer ist. Aber am Abend war er noch nicht

da. Und Sie hatten mir einiges über den Kreis erklärt, in den nichts eingefügt werden darf, stimmt's?»

Dorkas begann sich zu winden. »Ja, ja, Sie haben ganz recht. Es war ein Versuch.«

»Ich habe die Nase voll von Versuchen.«

»Es war ein Versuch zu unserem beider Nutzen – der Koffer gehört Tony Tanner.«

»Ahh, ich verstehe. Sie dachten, wenn Sie einen Gegenstand hier hineinstellen, der etwas mit dieser Person zu tun hat ... Hören Sie, wir spielen hier doch nicht *Seance anno achtzehnhundertneunzig*.«

»Sie müssen zugeben, dass Ihre Aussagen bezüglich Ihrer – mmmhh tja – besonderen Befähigung in diese Richtung deuten.«

»Falsch. Sie verwechseln ein Taxi, das zu einem Kunden gerufen wird mit einer Kreuzung, über die tausend Taxis fahren, die keiner gerufen hat.«

»Na gut«, brummte Dorkas. »Bleibt die Frage, woher der Schrei kam, den sowohl Sie als auch ich gehört haben.«

Ja, woher war dieser Schrei gekommen? Nicht von außerhalb der Wohnung jedenfalls.

Die beiden Männer gingen sämtliche Möglichkeiten durch, ohne auf eine plausible Erklärung zu kommen. Mit einem Gähnen verabschiedete sich Dorkas. Der Blick auf die Uhr zeigte, dass ihm noch einige Stunden Schlaf zustanden. Bevor er ging, wollte er den Koffer entfernen.

»Lassen Sie«, wehrte Little ab. »Ich hatte zwar einen absolut traumlosen Schlaf, besser als seit Jahren, aber vielleicht gibt es ja eine Möglichkeit ...«

»In diesem Sinne wünsche ich Ihnen weiterhin eine gute Nacht«, verkündete Dorkas feierlich und stolzierte zurück in sein Schlafgemach. Zumindest sein Abgang sollte von Würde geprägt sein, wenn schon sein Erscheinen eher den Charakter einer

zweitklassigen Schenkelklatschnummer im Kinderzirkus gehabt hatte.

Kurze Zeit später herrschte friedvolle Ruhe in Dorkas' Domizil, wenn man von ekstatischen Schnarchgeräuschen einmal absehen will.

»Versuchen Sie sich die Szene noch einmal ganz deutlich vor Augen zu führen«, beschwor Dorkas am nächsten Morgen seinen Gast.

Little war zu beschäftigt, sich die Orangenmarmelade, die ihm auf die Finger gelaufen war, abzuschlecken, um sofort zu antworten. »Eine Art Keller. Vielleicht auch ein Labyrinth. Jedenfalls viele Gänge, eng, schmal, hohe Wände, graues Licht. Jemand läuft darin herum«, antwortete er dann kauend. »Haben Sie vielleicht noch etwas Brot? Ich habe wirklich Appetit heute.«

»Dort im Kasten. Das macht die Londoner Luft. Was meinen Sie, warum hier so viele fette Leute rumlaufen. Also ein Mann, sagen Sie?«

»Eindeutig ein Mann. Ziemlich jung, nicht mehr ganz jung, aber jünger als wir. Wirkt verwirrt. Läuft herum und findet keinen Ausgang. Oh schade, die Marmelade ist alle.«

»Kein Problem, ich habe noch ein Glas. War sonst noch was Bemerkenswertes?«

»Vielen Dank, ja, ich hatte die Frau nicht erwähnt, können Sie mir bitte die Butter – mein Stück ist alle.«

»WAS FÜR EINE FRAU?!« Dorkas verschluckte sich fast.

»Die Butter bitte. Ach so, ja, diese Frau – knackig, würde ich mal sagen. Langes rötliches Haar, Locken, schönes, etwas herbes Gesicht. Langes rotes Gewand mit irgendwelchen Applikationen, die ich nicht erkennen konnte.«

»Was macht diese Frau?«

»Nichts. Sie ist da. Aber es ist klar, dass sie die Sache in der

Hand hat. Sie beherrscht das Labyrinth. Es ist ihr Ort, sozusagen.«

Erschrocken schaute Little auf. Dorkas' Stuhl war zu Boden gepoltert, als dieser aufsprang und mit einer Maske von Wut im Gesicht und geballten Händen vor dem Tisch stehen blieb.

»Sarah«, keuchte Dorkas. Sein Zorn war so groß, dass er ihm förmlich die Kehle verstopfte und die Worte kaum durchließ.

»Saaraaahhh, du dreckiges Stück, du babylonische Hure, du hinterhältige Hexe, du schleimige, du abgerissenes ... von einer - einer ...«

Wutschreiend stampfte Dorkas durch die Küche und begann mit Töpfen zu schmeißen. Dann bekam er sich selbst wieder unter Kontrolle und stützte sich schwer atmend auf das Fensterbrett ab.

»Sie hat ihn gefangen, soviel ist klar. Ich weiß nicht, was passiert ist und welchen Mist er gebaut hat, aber sie hat irgendwie seine Seele und seinen Geist in ihre Gewalt bekommen. Darum also ist er verschwunden. Irgendwas muss passieren, sonst wird sein Körper irgendwo verfaulen und seine Seele irrt für Ewigkeiten durch dieses Labyrinth. Aber das kriege ich in den Griff!«

Dorkas klatschte sich die Faust in die Handfläche der anderen Hand. Seine Stimme war rau von seinem Gebrüll. Jetzt brauchte er erst einmal einen Tee. Aber Little, der Dorkas' Ausbruch mit mäßigem Interesse verfolgt hatte, hatte die Kanne geleert. Drei Liter? Dieser Mann war unglaublich!

Während Dorkas sich um neuen Tee kümmerte, machte Little eine erstaunliche Entdeckung. Er hatte deutlich die roten Wellen der Wut gespürt, die von Dorkas ausgingen. Aber jetzt hatten sie ihn nicht umgeworfen wie eine Brandung, sondern er konnte darauf reiten. Er konnte tatsächlich auf diesen Wellen roher Gewalt gleiten wie ein Wellenreiter und spürte deutlich, wie sich sein Körper und sein Geist kräftigten und mit Energie aufluden. Er überlegte, dann begann er, in der Küche herumzutanzen.

»Ist ja gut«, knurrte Dorkas. »Der Tee ist gleich fertig, da brau-

chen Sie nicht so einen Aufstand zu machen.«

Aber Little hüpfte weiter durch die Küche und rief mit sich überschlagender Stimme: »Phase Zwei – ich habe die Regeln gelernt. Ich habe sie gelernt!«

Jeremy Steel, noch immer an Dorkas' Fersen geheftet, lief mit einer unbeantworteten Frage umher: Wer war dieser Mann? Als er in Dorkas' Haus gehuscht war, war er ein zittriges Nervenbündel gewesen. Nun, zwei Tage später, wirkte er wesentlich gesünder. Er ging weniger gebeugt, er entwickelte sogar eine erstaunliche kräftige Harmonie der Bewegungen, und er hatte etwas an sich, das Jeremy Steele nicht verstand und sozusagen nur mittelbar registrieren konnte. *Fischglatt*. Jeremy Steele nannte diesen Mann bei sich selbst *Fischglatt*.

Er bemerkte es an den Reaktionen des Weißhaarigen, der beim Anblick von *Fischglatt* sofort auf Distanz gegangen war – und zwar auf eine erstaunlich weite Distanz, als ginge es hier nicht um das Nicht-Gesehen-Werden, sondern noch um eine andere Form der Tarnung, für die der Schritt hinter die Hausecke keineswegs ausreichend war. *Fischglatt* seinerseits musste auf irgendeine Weise den Weißhaarigen registriert haben. Jedenfalls blieb er stehen und legte die Hände an die Schläfen, sein Körper begann wieder zu zittern, während Dorkas besorgt um ihn herumwuselte und ihn schließlich am Arm weiterzog.

Der Zustand dieses *Fischglatt* besserte sich bald, und er gelangte zurück zu einem Verhalten, das ihn unauffällig in der Menge des Piccadilly Circus versinken ließ. Und dennoch – es gab da eine Verbindung. Der Weißhaarige hatte es gemerkt und dieser merkwürdige *Fischglatt* auch. Welche es war, verstand Jeremy Steele nicht. Das hätte ihn ärgern können, aber er war, was seine Zielperson Dorkas anging, bescheiden geworden. Dorkas war nicht nur anders, er war sogar auf andere Weise anders, als man

von ihm vermuten konnte.

Jetzt saßen Dorkas, der Mann, den Steele *Fischglatt* nannte, und ein Dritter, jüngerer, in einem Schnellimbiss und waren in eine angeregte Unterhaltung vertieft. *Fischglatt* stopfte sich ölgebackene Kartoffelstäbchen in den Mund, als habe er seit Monaten nichts mehr zu essen bekommen.

Dorkas gestikulierte wie eine Mischung aus Dirigent und Volksredner, und der Jüngere zuckte, als müsse er einen Gangsta-Rapper der härteren Kategorie imitieren.

Diesen Jüngeren kannte Steele. Er hieß Alex Pillbury, in einschlägigen Kreisen *der Schlüssel* genannt. Es war derselbe junge Mann, der nach einem Treffen mit Dorkas vor einer Reihe von Museen und Instituten randaliert hatte. Pillbury erhob sich, klatschte sich nach einem komplizierten System mit Dorkas ab und zuckelte dann die Straße hinunter. Er ging mit jener modischen Lockerheit, die auf Außenstehende den Eindruck erwecken musste, dass mit der Gelenkbefestigung des Betreffenden etwas nicht stimmen konnte.

Dorkas und *Fischglatt* blieben sitzen. Steele schwankte einen Augenblick und entschloss sich dann, unauffällig ein Auge auf Pillbury zu werfen. Langsam folgte er ihm.

»Sind Sie sicher, dass Sie sich in dieser Sache nicht verrennen?«

»Inwiefern verrennen?«, fragte Dorkas unschuldig. »Das Rennen ist mir schon aus Gründen der Physiologie abhold.«

»Sie verstehen genau, was ich meine. Ich hatte einen Traum, eine Vision, ein inneres Bild, wie man das auch immer nennen will. Sie haben mich darüber in den letzten zwei Tagen verhört wie einen Schwerverbrecher und ich bin mir nicht sicher, ob ich nicht vielleicht Dinge dazufantasiert habe ... Auf jeden Fall frage ich mich, ob es gut ist, diese Dinge so ernst zu nehmen.«

Dorkas faltete die Hände und beugte sich über den Tisch. »Gerade von Ihnen, Herr Little, hätte ich mehr Verständnis für die Macht innerer Imagination erwartet. Nehmen wie die Sache von

einer anderen Warte – glauben Sie, dass die Formeln der Atomphysiker, dieser ganze Kram mit Tabellen von Elementarteilchen, glauben Sie, dass das etwas mit der Wirklichkeit zu tun hat? Kein Physiker, der nicht völlig verbohrst ist, würde das behaupten. Es handelt sich um Annäherungen, um Umschreibungen von Dingen, die man nicht anders in den Griff kriegt, weil dem Menschen die Sinne fehlen. Jede andere Behauptung würde nur beweisen, dass man hier die Landkarte mit der Landschaft verwechselt. Und so ist es auch in unserem Fall. Wir müssen uns irgendwie zurechtfinden. Und dafür haben wir nur diese Karte, die Sie sozusagen gezeichnet haben. Was den Faktor Fantasie angeht: Wenn die Vision erst einmal steht, dann bewegt sich die Fantasie im Rhythmus des Bildes. Nun schauen Sie nicht so verständnislos – vielleicht haben Sie etwas dazufantasiert, was Sie ursprünglich nicht gesehen haben.

Aber dann passt diese Fantasie. Es ist, als würden Sie eine Fremdsprache sprechen. Da schalten Sie auch nicht einfach zurück in Ihre Muttersprache, verstehen Sie?«

Little nickte mit jener Art Nicken, das deutlich macht, dass man nur um des lieben Friedens willen auf weitere Anmerkungen verzichtet. Er stach mit seinem Plastikgäbelchen in eine Pommes, führte sie genüsslich durch einen Klecks Ketchup und steckte sich das Ergebnis dieser Aktion in den Mund.

»Soviel zur Theorie«, sagte er dann kauend. »Und was sind die Schlussfolgerungen, die Sie gezogen haben?«

»Schlussfolgerung eins: Glück gehabt. Ich kenne mich sozusagen in diesem Bereich bestens aus – ich muss sagen, dass Sarah Hamilton etwas unvorsichtig in der Auswahl ihres Schlachtfeldes war. Aber vielleicht ist sie ja auch nicht frei in ihren Auswahlmöglichkeiten, wer weiß?«

»Wer ist Sarah Hamilton und wieso Schlachtfeld?«

»Wer Sarah ist, werden Sie wohl noch früh genug erfahren – auf die eine oder andere Weise. Jetzt genauere Erklärungen zu geben, würde zu weit führen. Und wieso Schlachtfeld?«

Wir haben hier doch das klassische Muster des Schamanismus – wie bekommt man eine verirrte Seele zurück in den Körper?«

»Wollen Sie etwa anfangen zu tanzen und zu trommeln, um sich in Ekstase zu versetzen?«

»Mitnichten«, antwortete Dorkas und musste bei dem Gedanken, er würde schamanisierend durch ein Zimmer tanzen unwillkürlich grinsen. »Wir haben einen mächtigen Verbündeten auf unserer Seite ...«. Dorkas machte eine Kunstpause und breitet die Arme aus, als würde der Verbündete jetzt gleich auf eine Bühne treten. »... Zeus Andronergetes!«

Little betrachtete Dorkas mit einem müden Augenaufschlag und stand auf, um sich etwas zu essen zu holen. Seine Hose begann an der Taille schon zu spannen, was Little mit Befriedigung erfüllte, denn seit dem Vorfall im Tank hatte er mindestens zwanzig Kilo verloren und kam sich zuweilen selbst in diesem nervösen, dünnen Körper fremd vor. Er hatte die feste Absicht, demnächst wieder mit sportlichen Aktivitäten zu beginnen, aber vorerst war er zufrieden, sich muskelfreie Fettmasse anzulegen.

Als er zurückkam, lag immer noch das verklärte Leuchten auf Dorkas' Gesicht, das mit der Nennung des Namens aufgeschienen war.

»Zeus Andropowas? Nie gehört!« beschied Little kurz, denn er musste sich um das Essen kümmern.

Dorkas setzte ein mildes Lächeln auf. »Zeus Andronergetes. Es wundert mich keineswegs, dass Sie noch nie etwas davon gehört haben. Erstens sind Sie Amerikaner und von daher sowohl geografisch als auch ... sagen wir geistig ... gewissen Segnungen des Wissens fremd. Zweitens ist Zeus Andronergetes ein Aspekt des Göttervaters, der völlig einmalig in der griechischen Geschichte ist.«

»Wampf heischt dasch überhaumpft?«, fragte Little, etwas undeutlich, denn er sprach mit vollem Mund. Dorkas sah großzügig über diesen Fauxpas hinweg.

»Zeus Andronergetes ist Zeus der Männermacher. Wir haben

es weder mit einer Art antikem Football-Trainer noch mit einem Drill-Sergeant zu tun, sondern mit einem Kriegerorden und Mysterienbund, der viel älter ist als der von Eleusis. Zeus Andronergetes ist nur an einem Ort in der Argolis verehrt worden. Argolis – sagt Ihnen das was?«

Little schüttelte den Kopf und hörte ob der verwirrenden Erkenntnis, dass Dorkas ihm einen Mangel an Bildung bescheinigte, für einen Moment auf, zu kauen.

»Mykene«, flüsterte Dorkas geheimnisvoll. »Der Ort der Verehrung liegt nur einen Steinwurf weit von Mykene entfernt.«

»Aus Ihrer Betonung dieser Tatsache muss ich schließen, dass es damit eine besondere Bewandnis hat?«

»Richtig, völlig richtig. Es deutet nämlich auf die vorgriechischen Wurzeln des Mysterienbundes hin!«

»Moment mal, die griechischen Einwanderer haben Mykene doch weggeputzt, so um 1200 vor. Soviel weiß man sogar in Amerika.« Little spielte seine Karte in gönnerhafter Bescheidenheit.

Dorkas grinste frech. »Das ist eine ganze Menge. Aber einerseits ist die Forschung heute der Überzeugung, dass die Zentren nicht einfach verschwanden, sondern in kleinerem Maßstab weiterlebten, und zweitens bedeutet Eroberung ja auch, dass man sich der Götter des eroberten Landes bemächtigen kann.«

»Auch dieses Self-Service-System kennen wir in Amerika. Schön und gut, aber ich verstehe nicht, wie Ihnen das bei Ihrer *Seelenrückführung* helfen soll. Aber ich bin ja auch nur Amerikaner.«

Dorkas ging auch auf diese unverhohlene Aufforderung nach einer Entschuldigung für die Schmähung Amerikas nicht ein. »Ein Zweifler«, seufzte er theatralisch. »Dabei weiß dieser Mann ja noch nicht einmal, um was es geht!«

»Um einen Mysterienbund, sagten Sie doch.«

»Richtig, aber um was für einen ...! Zufälligerweise habe ich mich vor einiger Zeit in diese Sache eingearbeitet. Vorstudien zu

einem zweiten Band. Nach dem Alten Orient wollten wir uns um die Ägäis kümmern: *Mysterienvereinigungen, Geheimgesellschaften und Kriegerbünde im antiken Mittelmeerbereich*. Tja, und dann kam etwas dazwischen ...«

Dorkas ließ den Satz in der Luft stehen und schaute eine Weile versonnen durch die großen Glasscheiben auf die Straße hinaus. Dann riss er sich sichtbar zusammen und fuhr mit seinen Erklärungen fort. »Es gibt über diesen Bund nur wenige Nachrichten der antiken Schriftsteller. Eine Anrufung des Zeus ist überliefert, aber die besagt schon eine ganze Menge. Außerdem existieren eine kleine Tonstatue des Zeus Andronergetes und eine Amphore im protoattischen Stil, aus dem achten vorchristlichen Jahrhundert. Beide Stücke wurden am selben Fundort ausgegraben, obwohl ihre Entstehungszeit weit auseinanderliegt.«

»Ich lerne viel von Ihnen, bloß mit dem Verstehen hapert es noch.«

»Das kommt gleich. Aber ich muss jetzt doch etwas trinken. Unser Freud Alex braucht sicherlich auch noch eine Weile.«

Als Dorkas mit einem Becher zurückkam und mit aufgepusteten Backen und rotem Kopf am Strohalm gesaugt hatte – seine Technik zeigte in dieser Hinsicht deutliche Mängel – kam er auf seine Erläuterungen zurück.

»Ich habe mir die Mühe gemacht, mich intensiv mit der Amphore zu befassen. Seltsamerweise war ich der Erste, der versuchte, die Bilder darauf zu entschlüsseln. Was dabei herauskam, war allerdings ziemlich kurios.«

»Kurios? Sie machen mich neugierig.«

»Nun, was halten Sie zum Beispiel von harten Jungs in Frauenklamotten?«

»Ein antiker Tuntenball?«

»Ja und nein. Die Antike war in gewisser Hinsicht äußerst freizügig auf diesem Gebiet, andererseits stand diese Verkleidung ja unter einem religiösen Aspekt. Außerdem finden sich solche Maskeraden, auch unter umgekehrten Vorzeichen häufig. Bei be-

stimmten afrikanischen Stämmen gehört das noch heute zu Feiern der Initiation. Sie gucken immer noch so skeptisch ...«

»Verzeihung, aber ich verstehe immer noch nicht so ganz, warum es geht.« Little's Gesicht verriet aber viel von seiner erwachten Neugier.

»Mein Fehler – also ich fange mal von der anderen Seite an. Zeus hat, soweit ich das aus den Bildern erkennen konnte, ein kleines Techtelmechtel mit einer Dame gehabt, aus dem eine Tochter entsprang, die bei den Mysterien eine große Rolle spielte. Na, kommt's jetzt?«

»Nein.«

»Eine Frau bei den Mysterien des Zeus des Männermachers! Das ist doch auffällig.«

»Also, wenn ich meine Erfahrung auf diesem Gebiet summieren darf – es gibt wohl mehr als einen Knaben auf der Highschool, der erst durch eine Frau zum Mann gemacht wurde ...«

»Sie machen es mir nicht einfach, Herr Little. Was ich sagen will, ist, dass wir es hier mit einem Beispiel eines mythisch umgeformten alten Kultes zu tun haben. Verstehen Sie, ursprünglich gehörten den Mysterien der uralten dreifältigen Muttergottheit. Das konnte man in Zeiten der Zeusverehrung natürlich nicht akzeptieren. Aber der Ruf des Mysteriums war so groß, dass man auch nicht riskieren konnte, es einfach zu zerstören. Zumal wohl auch die griechischen Frauen daran Anteil hatten. Was macht man? Richtig – Zeus muss her. Er treibt es mit der Dame des Hauses, spricht mit der Muttergottheit, sinnigerweise auf einem Löwenfell, wo doch der Löwe das Symboltier der alten Göttin war, lässt eine Tochter entstehen – und schon hat man beide Aspekte versöhnt. Natürlich hat sich niemand hingesetzt und gesagt: *So machen wir das jetzt*. Das entwickelte sich über viele Generationen hinweg.«

»Wie alt ist dieses – Mysterienspiel Ihrer Meinung nach?«

»Zehntausend Jahre ist nicht zu hoch gegriffen. Das verläuft sich nach hinten sozusagen im Dunkel der Steinzeit. Apropos

Steinzeit: Man weiß, dass das Metall Eisen bei der Verehrung des Zeus Andronergetes absolut verboten war. Keine Eisengegenstände als Opfer. Bronze ja, besser noch Feuerstein. Schmiede waren ausgeschlossen. Noch ein Beweis für das Alter dieses Vereins.«

»Und noch immer weiß ich nicht, was das mit Ihrem Plan zu tun hat.«

»Wir nähern uns dem Kern der Sache. Schauen Sie nicht so unverschämt erleichtert! Also – wir haben einerseits ein umgeformtes Mysterium der Alten Göttin und andererseits einen Kriegerbund. Kreative Spannung nennt man so was heutzutage wohl. Sinn dieses Mysterienspieles, wie jedes anderen auch, war der Versuch, schlicht mehr Durchblick auf das Leben zu bekommen. Zu verstehen, wie man lebt, schlicht gesagt.«

»Bedeutet das, dass sich der Kriegerbund nach Ende der Aufklärung auflöst und keine Lust mehr auf Keilerei hat?«

»Unterbrechen Sie mich bitte nicht mehr. Ich komme nämlich zu einem wichtigen Punkt – das Labyrinth. Ruhe, Herr Little! Das Labyrinth, der typische Erscheinungsort der Alten Göttin. Das Labyrinth ist dreizehn Windungen tief. Dreizehn, die Zahl der Mondmonate. Mondmonate – Matriarchat – Alte Muttergöttin, klar? Im Gegensatz dazu Zeus, der Gott der Sonne, des hellen Tages. Noch ein Widerspruch. In dieses Labyrinth gehen die Angehörigen des Mysterienbundes, um sich den Prüfungen zu stellen.«

»Welchen Prüfungen denn?«

»Das weiß ich nicht. Vermutlich ging es alleine darum, zu überleben und herauszukommen. Denn, darauf kommt es an, dieses Labyrinth war beileibe nicht ihr Revier. Sie kennen die Geschichte von Theseus und dem Minotaurus?«

»In etwa. Worauf wollen Sie hinaus?«

»Darauf, dass Ariadne, die verliebte Dame mit dem Faden, natürlich ursprünglich eine andere Rolle spielte. In der ursprünglichen Version des Mythos war sie nämlich die Herrin des Laby-

rinthes. Und es gab auch keinen Minotaurus, sondern die Freier mussten sich mit der Schönen in persona prügeln, um an sie heranzukommen. Das kommt ja oft genug vor. Die Sphinx, die nichts ahnende Wanderer von der Seite anquatscht, ist auch so eine von der Sorte.«

»Schön. Ihre einsatzbereiten Krieger tapern also durch das Labyrinth. Na und? Warum suchen Sie nicht nach dem Ausgang?«

»Weil dort die Göttin in ihrer dritten Gestalt auf sie warten würde. Verstehen Sie – die Alte, die Greisin, der abnehmende Mond – der Tod. Kali, die Schwarze, die Verschlingerin!«

»Der reinste Kultur-Mix! Klingt nach einem Problem.«

»Es ist ein Problem. Aber der Sinn solcher Veranstaltungen besteht ja darin, den Teilnehmern zu zeigen, wie sie einen Weg finden, der anderen verschlossen ist.«

»Also, wenn Sie mich fragen, da bleibt nur die Kavallerie oder der Luftweg.«

Dorkas strahlte über das ganze Gesicht. »Sie haben es erfasst«, rief er voller Enthusiasmus. »Der Luftweg. Das ist es.« Er lehnte sich zurück und zitierte, die Arme im Nacken verschränkt und den Blick gegen die Decke geheftet. »Dir, machtvoller Zeus, Blitzes Schleuderer, Eichenzerschmetterer, dir spreche ich diese Worte, dass du mich anhörst mit Großmut, vom Grunde der schwarzen Nacht erklingt meiner Zunge Beschwörung ... so geht das eine Weile weiter, wunderschön und eindrucksvoll, aber das würde zu weit führen, wichtig ist die letzte Zeile ... dass auf deines hoch kreisenden Vogels Schwingen ich reite, hinaus aus der Wirnis tausendfach gewobener Nächte, hoch aufstrebend in den Glanz deiner Macht.«

Dorkas' Stimme war laut und klingend geworden, als wollte er einen weitaus größeren Raum füllen.

Einige Leute drehten sich erstaunt um, und als Dorkas ihre Blicke bemerkte, räusperte er sich und war eine Weile bemüht, möglichst unauffällig an seinem Strohalm zu saugen.

Little unterbrach das Schweigen. »Ich nehme also an, dass so

eine Art Göttervogel eine Rolle in dem Mysterienspiel hatte?«

»Richtig. Aber nicht *so eine Art*, sondern der Adler, der Vogel des Zeus. Auf der Amphore ist deutlich dargestellt, wie ein Mann auf dem Rücken eines Adlers aus dem Labyrinth entkommt. Ein Nachklang ist übrigens die Geschichte von Gany-med. Sie wissen, der schöne Jüngling, den Zeus höchstselbst in Gestalt eines Adlers auf den Olymp entführte, um ihn dort zum Mundschenk der Götter zu machen. Als Kenner der Materie werden wir da natürlich misstrauisch. Denn woher holt Gany-med den Trank für die Götter? Aus einem Kessel richtig, und selbiger ist eigentlich ein Attribut der Alten Göttin, die auch manchmal Helden darin kochte, um sie neu zu formen. Gany-med hat also der weiblichen Konkurrenz zwei Aspekte – den Kessel und die Tatsache, dass er zumindest zum Teil für die Ernährung zuständig ist. Raffiniert was?«

Wieder nickte Little automatisch mit dem Kopf. Aus den Erzählungen von Dorkas war ihm ein Bild im Kopf geblieben – die verschlingende Göttin, die am Ende eines Labyrinthes sitzt. Dieses Bild brachte etwas in Little zum Klingen. Blitzschnell aufscheinende Erinnerungen, aus dem Dunkel gerissen wie Bilder in einem dunklen Zimmer, über die der Lichtstrahl einer Taschenlampe gleitet. Die verschlingende Göttin – Augen, die ihn kalt und spöttisch betrachten – weiße, unförmige Leiber – Fäden, die in knochendürren Händen gebündelt sind ...

»Ist Ihnen nicht gut? Das liegt am Ketchup ...«, erklang die besorgte Stimme von Dorkas in seinem Ohr.

»Es geht schon. Nur eine ... eine Art Erinnerung. Sagen Sie, in welcher Gestalt hatte man sich diesen dritten Aspekt der Göttin vorgestellt?«

»Wie immer in diesem Bereich – tausend Möglichkeiten, alle widersprechen sich und alle sind wahr. Ich hatte schon Kali genannt. Denken Sie an die Märchengestalt der alten hässlichen Hexe. Ebenso gut könnte man an die böse Stiefmutter im Märchen denken, die zwar mies ist, aber meistens enorm knackig,

sonst würde sie den alten Depp von König ja nicht um den Finger wickeln.«

»Erzählen Sie noch etwas von diesem Mysterienbund«, bat Little.

Dorkas schaute erstaunt auf. Er war sich sicher gewesen, dass er Little an den Rand des geistigen Abschaltens getrieben hatte. Interesse an seinem Forschungsgebiet registrierte er mit einer gewissen ungläubigen Rührung.

»Gerne. Wenn ich die Amphorenbilder richtig gelesen habe, und bei aller Bescheidenheit, besteht da bei mir kein Zweifel, fand die Einweihung in das Mysterium an drei Tagen statt.

Erster Tag: Jungs zieht die Röcke an, wenn ich mal salopp formuliere. Die Teilnehmer kleideten sich in Frauenkleidung. Einige malten sich gigantische Brüste auf und schminkten sich. Muss ganz fidel gewesen sein. Es wurden Reigentänze getanzt, die sonst den Mädchen vorbehalten waren, man machte Mädchenspiele, durfte lautstark heulen, wenn man sich wehgetan hatte, und schleppte Puppen mit sich herum.«

»Sehen Sie irgendeinen Sinn in dieser Veranstaltung?«

»Durchaus. Wie schon gesagt, etwas in der Art wird selbst heute noch praktiziert. Man nähert sich sozusagen dem Gegenpol – Mädchen kleiden sich als Jungen und umgekehrt. In unserem Fall vermute ich noch einen anderen Grund, eine Erinnerung daran, dass dieser Ort früher nur für Frauen zugänglich war. Sie kennen sicher die Geschichte von Achill, der von seiner Mutter bei den Frauen versteckt wird, um ihn daran zu hindern, nach Troja, in den vorhergesagten Tod, zu ziehen? Aber hier bin ich sicher, dass dieser Mythos auf mein Mysterienspiel zurückgeht.

Denn – zweiter Tag: alle Mann zu den Waffen. Die Frauenkleider wurden abgelegt und zertrampelt, und dann stürzten sich die Männer auf einen Haufen Waffen, der für sie bereitlag. Es folgte eine Löwenjagd, wobei alle die volle Kriegsmontur mitzuschleppen hatten. Löwen – wir erinnern uns, nicht wahr? Abends dann Waffenspiele, Scheingefechte und ein richtiges

Männerbesäufnis.

Ja, danach am dritten Tag dann der Gang in das Labyrinth.«

»Unbewaffnet!«

»Absolut. Der Mann, der auf dem Adler davonreitet, ist sogar nackt dargestellt.«

»Wie habe ich mir dieses Labyrinth vorzustellen.«

»Sie fragen mich zu viel. Es könnte eine Höhle sein, vielleicht hat man Steinmauern aufgeschichtet oder tiefe Gräben gegraben. Vielleicht gibt es auch kein Labyrinth ...«

»Und worüber unterhalten wir uns die ganze Zeit?«

»Es könnte sein, dass die Bilder, die der Maler auf die Amphore gebracht hat, etwas darstellen, das in dieser Form nur so gemeint war, aber nicht stattgefunden hat. Die Löwenjagd zum Beispiel. Haben die Männer wirklich einen Löwen gejagt? Möglich wäre es. Aber vielleicht musste sich auch einer der ihnen als Löwe verkleiden und symbolisch gejagt werden. Habe ich das mit den Tonköpfen erwähnt?«

»Tonköpfe, nein?« Little war im Gesicht röter geworden, wodurch sich der Kontrast seiner Haut zu den Ketchupstreifen um seinen Mund verringerte.

»Also, vor dem rauschenden Fest am zweiten Tag, wurden dem Zeus Tonköpfe geweiht. Eine ziemlich offensichtliche Symbolik. Früher waren das mit Sicherheit echte Köpfe.«

»Ein Bund von Kopfgängern?«

»Ursprünglich sicherlich. Aber das wurde jetzt eben sublimiert und man nahm Tonköpfe. Ja, dieses Besäufnis. Keiner kann sagen, ob nicht Drogen genommen wurden, sodass der dritte Tag so etwas war wie eine Trancereise, also nicht durch ein wirkliches Labyrinth, sondern durch ein inneres, fantasiertes Labyrinth, und der Einweihungspriester trat als Adler auf, der die Irrenden aus der Verwirrung führt. Das gäbe Sinn, aber vielleicht war es auch ganz anders.

Ein echtes Labyrinth ohne Drogen oder beides mit Drogen – wann erfindet endlich jemand die Zeitmaschine, damit man bei

diesen Dingen zuschauen kann?«

»Und nach dem dritten Tag war Schluss. Die Verwirrten waren normal, der Weg aus dem Labyrinth war gefunden?« Little zog wieder Bilder seiner Experimente durch den Kopf.

»Exakt. Es gibt allerdings ein kleines Detail, das mich misstrauisch macht. In Zusammenhang mit diesem Kriegerbund ist kein einziger Feldherr je erwähnt worden, keine überlieferte militärische Leistung wurde je einem Mitglied zugeschrieben.«

»Vielleicht war sie ja so eine Art Ninjas, die sich immer im Hintergrund hielten?«

»Mag sein. Ich vermute eher, dass diese ganze Kriegersymbolik nur eine Metapher war. Mich überkam schon der Verdacht, dass der Übergang vom zweiten zum dritten Tag so etwas einen Aufstieg aus der Krieger- in die Priesterkaste bedeuten könnte. Wenn ich mal indische Maßstäbe anlege. Aber auch im Bereich der Priesterschaft hat man nie etwas von dem Bund gehört. Da ich mich aber weigere, zu glauben, dass hier nur Nieten am Werk waren, nehme ich an, dass es den Leuten um etwas ganz anderes ging. Sie fragen um was? Da muss ich passen – vielleicht entwickelten sie so eine Art Yogatechnik, die Disziplin des Waffen tragenden Kriegers wurde auf eine andere Ebene gehoben. Ich denke an die ganze Philosophie, die sich die Japaner um die Samurai herum aufgebaut haben. *Der wahre Krieger hat ein verrostetes Schwert, denn ihn umgibt die Aura der Unbesiegbarkeit, die jeden Feind flüchten lässt.* Das stammt, glaube ich, von Hagemono. Na ja, es ist klar, was ich meine.«

»Sie meinen, dass Herr Zeus Männer machte, die nachher auf dem Hügel saßen und meditierten. So in der Art von *Fool on the Hill*?«

»Nein, das meine ich nicht. Ich meine, dass hier irgendetwas geformt wurde, das die Möglichkeit zur Wirkung hatte. Dass diese Wirkung nicht offensichtlich war, bedeutet absolut nichts. Vielleicht war es so gewollt. Eine Geheimgesellschaft, wenn Sie so wollen. Aber das führt jetzt zu weit. Ich habe ich ganze Ge-

schichte nur erzählt, weil ich Sie heute in die Sache einspannen muss.«

»In welche Sache? In diese Befreiung einer gefangenen Seele aus einem Irrgarten?«

»Richtig. Ich sage es mal so – man gibt mir eine Rechenaufgabe. Ich suche nach einer Formel, die mir die Berechnung ermöglicht. Hier ist die Formel – eine mythische Formel sozusagen. Ich habe die Geschichte, ich habe das wichtige Gebet an Zeus, und ich werde die Statue des Zeus Andronergetes zur Verfügung haben.«

»Sie können Sie ausleihen? Das ist großzügig von den Besitzern.«

»Es stimmt zwar, dass ich die Statue auszuleihen gedenke. Allerdings setze ich die Großzügigkeit des Leihgebers aus praktischen Gründen voraus.«

»Was habe ich mir nun darunter vorzustellen?«, bohrte Little, etwas misstrauisch geworden, nach.

»Ich lasse die Statue stehlen«, antwortete Dorkas mit gesenkter Lautstärke.

»Daher dieser seltsame Typ ...«

»Dieser seltsame Typ heißt Alex Pillbury und ist ein Genie auf seinem Gebiet. Ich lernte ihn vor einiger Zeit zufällig kennen und ahnte schon damals, dass man die Bekanntschaft mit solchen Leuten pflegen muss. Ah, da kommt er ja!«

Pillbury schlurfte zwischen Tischen auf sie zu. Seine Schultern bewegten sich, als würde er einen Raddampfer imitieren und dabei schnippte er lässig mit den Fingern. Er zog sich mit dem Fuß einen Stuhl heran und nahm dann breitbeinig Platz, wobei er die Arme auf die Lehne legte.

»Das wird 'ne voll geile Schaffe, Alter«, beschied er Dorkas die Zusammenfassung seiner Erkundung. »Passt alles wie der Arsch auf den Eimer. Heute früher Schluss, weil – da treffen sich irgendwelche Fritzen zu 'ner Veranstaltung. Kommt alles durch

den Nebeneingang, aber die Alarmer sind solange lahmgelegt. Schätze, die Säcke werden hinterher noch das Buffet leerfressen, also Ende offen, nicht vor Mitternacht. Und wenn die Jungs dann den Laden dichtmachen – Huihuihuihui.«

Pillbury konnte die Alarmanlage so gut nachmachen, dass unter den Angestellten hinter der Theke fast eine Panik ausbrach. Pillbury schlug sich auf die Schenkel. »Äh geil, voll der Lärm, und der Gartenzwerg ist schon seit Stunden bei mir inner Tüte. Ich mach mich nass, ist das ein Hammer.«

»Ruhig Alter, bisschen Respekt. Is' nich mit Gartenzwerg. Das ist Zeus, der Chef persönlich«, sagte Dorkas.

»Okay, okay, Alter. Ich mach deinen Zeus schon nich' an. Is bei mir in besten Händen.«

»Kein Zweifel, du bist der Beste«, bestätigte Dorkas und musste seine Handflächen beim Abklatschen mit Pillbury wieder strapazieren. »Gut, das läuft also bestens«, stellte Dorkas fest. »Es gibt noch etwas.« Er schaute Pillbury nach, der eben zur Theke tänzelte. »Ich brauche Energie.«

»Was«, fragte Little verständnislos. »Strom? Einen Stromerzeuger oder was?«

Dorkas schüttelte entsetzt den Kopf. »Nein doch. Denken Sie an den Abend des zweiten Tages. Eine Gruppe verschwitzter Krieger, bis in die Haarspitzen vollgepumpt mit Testosteron, nachdem sie den Tag mit einer Jagd in der Sonnenhitze des Mittelmeerraumes verbracht haben, Waffenspiele und Scheingefechte absolviert haben. Diese Art von Energie meine ich. Menschliche Energie. Die Energie der Aggressivität!«

Dorkas lächelte Little an, und etwas in diesem Lächeln machte Little Sorgen. »Sie sagten, dass Sie mich einplanen. Sie wollen doch nicht etwa ...?«

»Sie haben es erfasst. Wer anders als Sie könnte mir dazu dienen? Bevor Sie jetzt noch viel Protest anmelden, der sowieso überflüssig wäre – Sie wollen doch auch Tony Tanner treffen, nicht wahr? Und hier sehe ich die einzige Möglichkeit, die wir

haben, um dieses Treffen zu arrangieren.«

»Gäbe es keine Alternative? Diese Stadt ist doch voller Spinner, die bei jeder esoterischen Veranstaltung voll dabei sind?«

»Erstens sind diese Spinner Schlaßsäcke – Ausnahme bestätigen die Regel. Zweitens rennt uns die Zeit davon. Wenn meine Vermutung hinsichtlich Herrn Tanner richtig ist, dann sollte er demnächst Seele und Körper wieder zusammenführen, sonst haben wir einen ganz banalen medizinischen Fall eines Komapatienten, der nicht wieder aufzuwecken ist. Hei Alter, wo geht denn heute die Post ab?«

»Mädels?«, erkundigte sich Pillbury.

»Nein, ich brauche so eine Art Prügelei. Nicht ganz, aber es muss so etwas in der Luft liegen.« Dorkas war von seinem eigenen Mut ganz überrascht.

Pillbury überlegte eine Weile und zuckte dann die Achseln. »Sieht Scheiße aus. Fußball ist erst morgen, da gäb's ja sonst geilen Rabatz. Ich glaube auch nicht, dass sich die Hools heute zu 'ner Klopperei treffen. Machen die nur am Wochenende, weil 'se sonst ja inner Anwaltskanzlei oder so Geld scheffeln, die Ärsche, die.«

Er kratzte sich am Kopf. Dann hellte sich seine düstere Miene auf. »Wie wär's mit Boxen?«

»Boxen ist gut.«

»Ich weiß, Alter. Wrestling. Das ist es. Ist alles nur Show, aber die Zuschauer sind härter drauf als die Fettsäcke im Ring. Moment. Ich hab doch irgendwo ein Plakat gesehen.«

Er stand auf und ging auf die Straße, um kurz darauf mit einem Zettel, zurückzukommen, den er von einer Wand gerissen hatte. »Hier – Wrestling. Das is' heute. Na ja, wird keine volle Halle geben, bei diesen Luschen, die da antreten. Ich wette, die setzten sich zum Pinkeln hin, so sehen die aus. Aber mehr is' nich' heute.«

Dorkas schaute auf die Uhr. »Zwei Stunden, dann kannst du die Sammlung Owen-Shrewford kurz besuchen. Dann geht es ab

in die Halle – falls da keine Stimmung ist, musst du was organisieren, Alter. Und ich werde inzwischen noch ein paar Sachen erledigen. Wir treffen uns vor der Halle.«

»Sagten Sie dreißig Stück, Sir?«, fragte die junge Verkäuferin.

Der dickliche Mann nickte unverdrossen. »Ich sagte es in der Tat, und ich meinte es auch exakt so, wie ich es sagte.«

»Soll ich es Ihnen als Geschenk einpacken, Sir?«

»Nein, danke, sehr freundlich, aber sie sind für mich selbst gedacht. Ach, noch eins: Wie kriege ich das Zeug wieder herunter?«

»Ich empfehle Ihnen *Demaquillage Soft Pads* mit besonders ergiebigem Alantonin-Anteil für die Haut der Frau über dreißig. Wie viel wollen Sie?«

Der Mann schaute an sich herunter und schien für einen Moment in Berechnungen über die Quadratmeterzahl seine Hautoberfläche vertieft. »Geben Sie mir bitte zehn Pakete«, antwortete er dann.

Nachdem der Kunde gegangen war, blieb der Verkaufsraum kurze Zeit leer. Dann betrat ein hagerer, weißhaariger Mann das Geschäft und erkundigte sich nach einer italienischen Pflegeserie für Herren. Er bekam das Gewünschte und unterhielt sich noch kurz mit der Verkäuferin über das Thema *männliche Kundschaft und ihre Wünsche*. Als Steele den Laden verließ, musste er fast gewaltsam den Gedanken an seine Frau verdrängen, die ihm irgendwann einmal – mit einem neckischen *Du bekommst mir zu viele Knittern, mein Schatz* – diese Pflegeserie geschenkt hatte.

Immerhin hatte er etwas über den Einkauf von Dorkas erfahren. In gewisser Weise passte der Einkauf von Dorkas wieder in das Bild, das sich Steele von ihm gemacht hatte: dreißig Lippenstifte. *Kreisch-Rot*, wie die Verkäuferin mit einem verächtlichen Senken der Mundwinkel bemerkt hatte. Das ließ an eine Orgie

größeren Ausmaßes denken. Aber warum hatte Dorkas in den letzten Stunden fünfzehn Säcke Blumenerde, vier Eichen-Bonsai und eine große Plastikplane gekauft und zu sich nach Hause schaffen lassen? Und warum hatte er Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, bis er in einem kleinen Kramladen eine original Steinaxt aus Neuguinea gefunden und erstanden hatte?

Steele ging im Kopf sämtliche Erklärungsmöglichkeiten durch. Aber keine vermochte Eichen-Bonsais und Lippenstifte in einen befriedigenden logischen Zusammenhang zu bringen. Und was um alles in der Welt hatte dieser *Fischglatt* damit zu tun?

Wenn diese Halle jemals bessere Tage gesehen haben sollte, dann lagen diese Tage weit in der Vergangenheit. Jetzt war sie eine schäbige Hülle für die Vergnügungen des zeitgenössischen Großstädtlers, und sie zeugte in unüberbietbarer Eindeutigkeit für die Tristesse moderner Vergnügungen.

Die steil aufsteigenden Zuschauerränge mit ihren harten Holzsitzen drängten sich wie sensationsgeile Katastrophengaffer eng um eine verschüchter-kleine Mittelfläche und lehnten sich mit dem Rücken gegen nackte Ziegelwände. Das Dach ruhte auf einem Gebälk aus rostfarbenen Eisenträgern, über denen sich eine tintige Finsternis angesiedelt hatte. Starke Lampen hingen von den Trägern herunter und schufen einen Lichtkegel über dem Ring, der unten aufgebaut war.

Little rutschte nervös auf seinem Sitz hin und her. Dieser Ort bedrückte ihn. Mehr noch, er bedrängte ihn, er beflüsterte Little mit tausend weichen Stimmen, zugleich unhörbar und unüberhörbar. Seine Haare schienen zu Berge zu stehen, sie verwandelten sich in weißes, fein gegliedertes Wurzelwerk, das die Atmosphäre dieser Halle aufsaugte und mit verstärktem Druck in sein Bewusstsein presste. Littles Augen fielen auf ein halb abgerissenes Plakat, das noch an einer abstoßend mürrisch aussehenden Mauer pappte. Er sah es und im gleichen Moment verspürte er den sauren Schweiß der Niederlage, das Johlen der Masse, den

Schmerz an einer Unterlippe, die ebenso zerplatzt war wie die Lebensträume eines Mannes, der es nicht einmal schaffte, sich hier mannhaft aus der Affäre zu ziehen, weil seine Schmerzen und seine Angst vor der nächsten Runde zu übermächtig waren.

Während er die Bitternis dieses Zerschmetterterwerdens auf der Zunge spürte wie den Geschmack eines giftigen Pilzes, öffnete sich unter Little der Boden, und er spürte den Sog, den Kegel eines grauen Strudels, der die Nichtigkeit alles menschlichen Bemühens in sich einsaugte und der tief, tief reichte, bis in die Schächte der Verleugnung und der Vernichtung, und dort saßen sie und hielten die Fäden in der Hand und betrachteten kaltäugig und mitleidlos das hektische Strampeln von Kreaturen, die sich in einem Anfall von eitler Selbstüberschätzung als Krone der Schöpfung zu bezeichnen wagten.

Langsam rutschte Little über den Rand, wurde von dem Sog angezogen, gab seine Abwehr auf und gab sich selbst auf. Da klatschte eine harte Hand auf seine Schulter, schmerzhaft und erschreckend plötzlich, und schockte ihn zurück in sein Dasein und die Welt der Regel Numero Zwei.

»Voll die Scheißbude hier«, sagte Pillbury. »He Alter, wo is' dein Kumpel?«

»Dorkas? Der steht noch vor dem Eingang.«

»Äh geil, der wartet draußen auf mich und ich bin hier drinnen!« Pillbury sann einen Moment über dieses Phänomen nach und drückte Little dann eine braune Papiertüte in die Hand. »Vorsicht, nich' werfen, gut aufpassen drauf, weil das Ding da drin is' für Dorkas wertvoll. Hat mich was an Schweiß gekostet, war aber trotzdem 'ne fette Kiste. Also, bis dann.«

Die Tüte auf den Knien, von beiden Händen festgehalten, setzte sich Little steif hin und wartete ab. Unter seinen schwitzigen Handflächen spürte er einen harten Gegenstand. In diesem Moment wusste er nicht, was in der Tüte war, aber allein die Härte und die Festigkeit des Inhaltes hatte etwas Beruhigendes.

Kaum eine Minute war vergangen, da konnte sich Little schon

wieder munter umschauen.

In die Halle passten zweitausend Zuschauer, wie Dorkas überschlägig berechnet hatte. Aber jetzt waren vielleicht nicht einmal hundert Personen anwesend, sodass sich der Eindruck einer verlassenen Halle einstellte. Direkt am Ring saßen einige Damen, die das Mittelalter schon hinter sich gelassen hatten und diese traurige Tatsache mit Hilfe von blondierten Haaren und multiplen Schminkeschichten zu verdrängen dachten. Einige Rentner waren da, einige Männer, die aussahen, als hätten sie früher selbst gecatcht, und einige Schüler, die sich mit zusammengeknüllten Papiertüten bewarfen. Ihre dünnen Stimmen taumelten durch die Halle wie einsame Luftschlangen auf einem missratenen Fest.

Im Sturmschritt erschien Dorkas aus der düsteren Öffnung eines Ganges und wuchtete sich, immer zwei Stufen auf einmal, die Treppe hoch. Pillbury folgte ihm und redete auf ihn ein. Schnaufend erreichte Dorkas den Platz und neben Little und warf sich mit letzter Kraft auf den Sitz. Wortlos reichte ihm Little die Tüte.

Pillbury nahm Aufstellung und deckte die beiden gegen Beobachter von der Gegenseite. Mit großer Vorsicht entfernte Dorkas die Tüte und zog eine handlange Figur heraus.

»Das ist er«, flüsterte er ehrfurchtsvoll. »Zeus Andronergetes, Zeus, der Männermacher. Schauen Sie, dreitausend Jahre ist diese Figur alt, 120 Generationen von Menschen sind entstanden und vergangen und all dieses ist hier in dieser Figur enthalten. Es – ist – unglaublich.« Seine Stimme brach vor Rührung, und er musste schniefend die Nase freimachen.

Little beugte sich vor und betrachtete die Figur, die Dorkas so aus der Ruhe brachte.

Lang wie eine Hand, aus hellbraunem Ton gemacht, zeigte sie eine stehende Gestalt in langem Gewand, die ihre Arme zur Seite ausgebreitet und zugleich erhoben hatte. Das Gesicht hatte einen

vogelartigen Ausdruck, denn die Nase war übermäßig betont. Das Haar fiel bis auf die Schultern, der Schöpfer der Statue hatte sich viel Mühe damit gemacht, die einzelnen Locken durchzuformen.

Die eindrucksvollen, großen Augen waren mit schwarzer Farbe bemalt, ebenso der Mund, der sich zu einem feinen Lächeln formte. Das Gesicht hätte auch einer Frau gehören können, wenn nicht der gewellte, sorgsam frisierte Bart gewesen wäre, der Wangen und Kinn bedeckte.

»Man nennt diese Werke *Psi-Figuren*, weil ihre Armhaltung dem griechischen Buchstaben Psi ähnelt. Eigentlich sind die Figuren immer weiblich. Das ist die einzige mir bekannte Ausnahme. Aber ich habe mich ja schon zur Genüge darüber ausgelassen, dass hier ein Kult der Muttergöttin umgeformt wurde.« Nach dieser geflüsterten Erläuterung, drehte Dorkas die Statue um und untersuchte die Rückseite.

»Was suchen Sie?«, fragte Little.

»War nur eine Vermutung. Auf der Amphore scheint es, als würden die Männer, die dem Labyrinth entronnen sind, mit einem Zeichen auf den Schultern versehen. Vielleicht so eine Art Tätowierung oder eine Schmucknarbe. Leider ist diese Stelle der Amphore stark zerstört, sodass sich kein klares Bild ergibt.« Nachdem er seinen Schatz wieder sorgfältig verpackt und in die Tasche gesteckt hatte, schaute sich Dorkas stirnrunzelnd um.

»In einer Gruft ist mehr Stimmung«, befand er. Seine Zeigefinger tippte auf Pillburys schwarze Lederjacke, die bei den derzeitigen Temperaturen eine höchst unpassende Kleidung darstellte. »Dein Einsatz, Bruder.«

»He Alter, was soll ich machen? Die Leute kitzeln oder was?«, meckerte Pillbury und zwinkerte hektisch mit den Lidern.

»Bleib cool, Mann«, beruhigte ihn Dorkas. »Nur kein Stress, alles easy. Ich sag dir, was läuft.«

Er richtete sich zu seiner vollen Größe auf und erhob die Arme, als würde er segnende oder triumphierende Haltung der Zeus-

Statuette imitieren wollen. »Ab jetzt ist hier Party«, verkündete Dorkas. Dann schob er seine Hand in den Hosenbund und begann, in seiner Unterwäsche zu wühlen.

Little und Pillbury starrten ihn entgeistert an.

Dorkas fummelte mit finsterner Miene in die Tiefen seiner Intimbekleidung und förderte dann einen Packen zusammengerollter Geldscheine ans Licht. »Sorry, Alter, das da unten ist mein Tresor. Geheimversteck«, erklärte er, während er das Gummiband zur Seite rollte und mit dem Daumen über die Scheine fuhr. Dann drückte er das Geld dem erstaunten Pillbury in die Hand. »Also, es ist Party-Time. Alles ganz einfach. Du kaufst ein paar Freikarten, organisierst ein paar Getränke und sprichst ein paar Leute an. Du kennst zwei und die kennen wieder zwei und so weiter. Schneeballprinzip. Schaffst du das?«

Pillbury wog das Bündel Geldscheine in seiner Hand. »Damit kriege ich die abgedrehteste Party der Woche hin.«

»Noch eins«, sagte Dorkas und wurde ernst. »Ich brauche echte Stimmung, verstehst du? Die Halle muss kochen. Ich will zweitausend Leute auf den Stühlen haben, egal, welche Fettsäcke sich da unten blamieren. Also – du nimmst dir zwei oder drei deiner Kumpel, platzierst sie auf der anderen Seite und den andern da gegenüber und ihr heizt die Leute an. Schreit Parolen, klatscht in die Hände, wird euch schon was einfallen. Sprecht euch ab, damit ihr für jeweils für den andern Kämpfer einsteht, klar?«

Dorkas schaute auf die Uhr und rechnete. Seine Lippen bewegten sich lautlos, während er versuchte, sich über den Verlauf des Abends klar zu werden. »Okay, Alter«, fuhr er dann fort. »Du hast eine Stunde, um die Halle vollzukriegen, und eine weitere, um die Leute an die Decke zu bringen. Um elf Uhr muss hier die Hölle los sein. Schaffst du das mit der Knete? Der Rest ist für dich.«

»Schon unterwegs«, rief Pillbury von der Treppe herauf.

Dorkas nickte zufrieden. »Guter Junge. Es geht nichts über zuverlässige Mitarbeiter. Und nun zu Ihnen, Herr Little. Ihr Einsatz

ist um fünf Minuten nach elf. Zwei-drei-null-fünf.«

Sie machten einen Uhrenvergleich. Dorkas bestand darauf, dass ihre Uhren auf die Sekunde genau gingen. Zum Glück trugen beide recht teure Zeitmesser, mit denen man solche Manipulationen ohne großen Aufwand durchführen konnte.

»Saugen Sie es in sich auf«, forderte Dorkas. »Ohne Sie ist alles sinnlos. Also – nehmen Sie die Energie in sich auf, bündeln Sie die Kraft und visualisieren Sie einen Strom von Energie, der Sie zu mir sendet. Ich habe es Ihnen erklärt. Hierauf kommt es an.«

Dorkas tatschete mit den Fingern auf Littles Bauch. »Hier ist das Zentrum – Hara, die Mitte. Von hier aus schleuderten die Zauberer der Angelsachsen ihren Willen heraus wie einen Spinnenfaden, der sich um das Ziel wand und mit dem sie sich zu dem Ziel hinzogen.«

»Ich weiß nicht, ob ich das schaffe.« Littles Stimme war brüchig, die Erwähnung von *Fäden* hatte ihn schon wieder aus dem Gleichgewicht gebracht. »Das ist alles – so bizarr. Ich komme mir vor wie in einer Freak-Show ...«

»So, so!« Dorkas beugte sich nach vorn und brachte sein Gesicht vor dasjenige Littles. »Hören Sie«, sagte er ernst. »Wenn Sie etwas wirklich Bizarres sehen wollen, dann schauen Sie sich die übermüdeten Visagen all der Londoner an, die sich morgens in der Frühe, wenn sämtlicher Biorhythmus noch nach Schlaf schreit, in den U-Bahn zusammenrotten, um zu einem Job zu fahren, der sie anödet, damit sie Geld verdienen für Dinge, die ihnen nichts nutzen, nichts bedeuten, die gesundheitsschädlich sind oder deren Gebrauchsanweisung sie nicht verstehen. DAS ist bizarr. Und dass sich diese Leute von einem Grinseemann aus Downing Street bestätigen lassen, dass das alles so sein muss. Die echten Freak-Shows laufen zur Hauptnachrichtenzeit. Was wir machen, ist lediglich ein bisschen traditionelle Folklore. Also, in diesem Sinne – Sie schaffen das schon. Pillbury erinnert Sie an die Uhrzeit. Nach der Veranstaltung kommen Sie direkt zu mir. Ich muss jetzt gehen, ich habe noch Vorbereitungen zu treffen.

Nicht vergessen - zwei, drei, null, fünf - alle Energie, die Sie in sich aufnehmen können. Bis dann.«

Mit einer flatternden Handbewegung verabschiedete sich Dorkas und hastete zu einem der Ausgänge.

Little schaute ihm mit einer gewissen Bewunderung nach. Dieser Dorkas hatte das Zeug zu einem Anarchisten der Spitzenklasse. Dann versuchte er, sich zu entspannen. Für eine Stunde geschah nichts, wenn man davon absah, dass aus Lautsprechern scheppernde Rockmusik troff. Dann erschienen die ersten Trüppchen in den Zugängen und nahmen ihre Sitzplätze in Beschlag. Tüten mit Bierdosen wurden in die strategisch günstigste Position gebracht, und bald erklang von überall das öffnende Zischen. Es dauerte nicht lange, bis ein ständiger Strom von Menschen durch die Eingänge drang: Alte Männer und Frauen, die sich erstaunt umsahen und mit Sicherheit zum ersten Mal im Leben an einem solchen Ort waren, schlurften herein; blasse Büromenschen, die mit ihren grauen Krawatten und schlecht sitzenden Jacketts in dieser Umgebung so exotisch wirkten wie bunt bemalte Urwaldindianer; Hausmütterchen in geblühten Kitteln, die auf den Weg vom Laden an der Ecke kurz hierhinein zu schauen schienen; die gesamte männliche Besatzung eines Altenheims, mit der verschmitzt-verrunzelten Entschlossenheit, einen tollen Abend zu haben und alle Mädels unter siebzig anzubaggern, bis zu dem gesamten statistischen Querschnitt des Völkchens, das sich abends auf Großstadtstraßen herumtreibt, von Goldkettchen-Jungs mit den lackierten Fingernägeln über geschneigte Kultur-Schickimickis bis zu den sinistren Typen in den schwarzen Lederjackets mit Nietenbesatz.

Pfiffe schrillten, *Anfangen*-Rufe erklangen und wurden mit rhythmischem Klatschen unterstützt.

Little zuckte zusammen, als sich Pillbury neben ihn setzte. Dieser trug zwei schwere Tüten auf dem Arm, ließ sie fallen, sodass Bierdosen herauskollerten, und begann, die Dosen zu verteilen.

Für Little hatte er Mineralwasser mitgebracht.

»Kein Sprit, Alter. Du musst eine klare Rübe behalten - ANFANGEN! ANFANGEN! - ich weiß nich' warum - ANFANGEN, HOJAHOJAHE - aber wenn Dorkas das meint, isses okay.«

Little nickte nur und war dankbar, das Mineralwasser durch die trockene Kehle rinnen zu lassen. Ihn überkam das Gefühl, zum ersten Mal im Leben etwas zu machen, was keine Spielerei war. Bisher hatte er gespielt - gefährliche Spiele, aber Spiele. Jetzt kam es auf ihn an und er zweifelte, ob er wirklich das Vertrauen verdiente, das Dorkas in ihn setzte.

Aus den Lautsprechern krächzte ein blecherner Tusch, der wie der Todesseufzer des letzten Dinosauriers klang, das Licht wurde abgedunkelt und im Kegel eines einzelnen Scheinwerfers erschien unten ein Mann in einem bunten Paillettenanzug.

Das Publikum feierte sich inzwischen schon selbst. Die Alt männerriege probte unter heroischer Vernachlässigung ihrer Bandscheibenprobleme und Hüftversteifungen *La Ola*.

Der einsame Pailletten-Mann griff mit erstaunlicher Gelassenheit nach einem Mikrofon und versuchte, die Aufmerksamkeit des werten und so überraschend zahlreich erschienenen Publikums auf sich zu ziehen. Es gelang ihm, aber erst, nachdem aus der Anlage das schmerzhaft Kreischen von Rückkoppelungen den Lärm in der Halle schlagartig zum Verstummen gebracht hatte. Der Ringrichter wurde vorgestellt und im klugen Vorgriff auf kommende Entscheidungen eifrig ausgepiffen.

Dann begann der Einzug der Gladiatoren. Die Kämpfer trugen eindrucksvolle Namen wie *West End Bone Crusher* oder *Soho Undertaker* und bemühten sich, mit finsterem Gesicht ihren Namen gerecht zu werden. Sie marschierten mit geblähter Brust und großspurig abgewinkelten Armen aus den Katakomben der Halle herein. Einigen sah man an, dass sie tägliches Training hatten, weil sie für die Müllabfuhr Container durch die Gegend schoben, andere wirkten mit ihren rundlichen Formen eher wie ver-

fettete, weibische Eunuchen.

Die Paarungen wurden ausgelost. Die abschließenden Worte über fairen Sport und Anstand wurden abgekürzt, weil die ersten Bierdosen flogen. Selbstverständlich waren die Dosen leer und sie wurden auch nicht gezielt geworfen, sondern bildeten eher einen kreativen Konfetti-Ersatz.

Der erste Kampf wurde eingeläutet. »DU WANDELNDER AIR-BAG! DU KANNST DOCH NICH' MAL DEINEM SPIEGELBILD EINE REINHAUEN! DU FEHLERHAFT GEKLONTER MÜLLSACK! DU BIST SO HÄSSLICH, DASS DU DICH IM DUNKELN RASIEREN MUSST! HAU AB AN DEINEN STRAND ZU DEN ANDEREN SEE-ELEFANTEN!«

Pillbury sprang auf seinen Sitz und grölte, mit den Händen fuchtelnd, seine Gemeinheiten. Zwei, drei Einpeitscher von der Gegenseite antworteten ihm.

Die Altmännerriege bezichtigte lautstark beide Kämpfer einschließlich des Ringrichters und des entfernter sitzenden Publikums als »schwule Katamarane«, zweifelhafter Herkunft, politischer Abartigkeit und mangelnder Fähigkeiten als Liebhaber und Autofahrer. Anschließend begann sie zu schunkeln und patriotische Lieder zu singen, die von den Umsitzenden entweder aus voller Kehle mitgeschmettert oder ebenso laut niedergebrüllt wurden.

Nach kurzer Zeit war Pillbury schweißgebadet. Er ergänzte seine Körperflüssigkeit aus einer Bierdose und begann dann erneut, mit schleppender werdender Zunge, die Zuschauer aufzuheizen. Im Grunde war das schon nicht mehr nötig. Die Luft war zum Schneiden dick, grauer Zigarettenqualm zog in Wolken zu den Scheinwerfern hoch, der Geruch von Bier und Schweiß legte sich auf die Lunge und machte das Atmen schwer.

Die Kontrahenten im Ring wurden vom Publikum mit unerhörtem Gebrüll zu Höchstleistungen getrieben. Sie schmissen sich krachend auf die Bretter, sie nutzten die Seile wie Katapulte

und prallten mit schmerzhaftem Klatschen zusammen, sie ließen den Boden wie eine Kriegstrommel unter ihren Tritten dröhnen.

Staub wolkte unter ihren Füßen auf und stieg hoch bis zu den Lampen. Der Ringrichter wuselte bei diesem Mischmasch aus Kinderspiel und Gemetzel wichtigtuertisch um die Kämpfer herum und bemühte sich vor allem darum, nicht in die Reichweite der Schläge zu geraten. Der Lärm in der Halle wurde mit jeder Minute betäubender. Sprechgesänge (*Hässlich, hässlich, hässlich wie die Nacht, sag' Welch' Monster hat dich zur Welt gebracht*) wurden aus dem Stegreif erfunden und mit der langsamen Ernsthaftigkeit eines Kirchenhymnus vorgetragen.

Frauenstimmen kreischten Anweisungen für die nächsten Aktionen (*Tritt dem Sack das Knie durch, du feiger Versager!*), rhythmisches Klatschen und Trampeln peitschte Signale der Erregung durch die Ränge, ein Wald von erhobenen Armen, wie ausgefahrene Stacheln eines Urtieres zuckte im Gleichtakt. Die Halle kochte.

»ne Viertelstunde noch«, stieß Pillbury Little in die Seite.
»Denken Sie daran!«

Mit spitzen Fingern klaubte Lucille Chaudieu die Glassplitter aus dem pappigen Haferbrei. Eine Spitze bohrte sich in ihre Fingerkuppe. Sie schrie auf und saugte an der Wunde. Ihr Mund füllte sich mit dem Eisengeschmack von Blut. Als sie ihn fütterte – *füttern* war ein allzu wohlklingender Ausdruck für das langwierige Hineinschieben von Nahrung in einen Schlund, dessen Schluckreflex in den letzten Tagen merklich nachgelassen hatte – war der ansonsten leblose Körper Tony Tanners von Krämpfen zusammengerissen worden, und ein Schrei hatte sich aus der stummen Kehle gelöst.

Der Brei, den sie in diesem Moment in seinen Mund geschaufelt hatte, war wie bei einem ungezogenen Kind über das Bett

versprüht worden, und in diesem Augenblick brach Lucilles Selbstbeherrschung zusammen und sie schleuderte mit einem Fluch die Schale gegen die Wand. Nun war sie mit dem Saubermachen beschäftigt. Sie verließ den Raum, versorgte ihre Wunde mit einem Pflaster und kehrte zurück. In den Türrahmen gelehnt, betrachtete sie das Bett mit dem Liegenden.

Wenn dieser Körper noch eine Seele in sich trug, dann war sie unerkennbar wie ein Fossil aus vergangenen Zeiten, zerdrückt und überlagert von Tausend und Abertausend Schichten bleiiger Bewusstlosigkeit, zermalmt unter dem Gewicht eines Schicksals, gegen das Lucille Chaudieu nicht mehr ankämpfen wollte. Augen aus trübem Glas, undurchdringlich, wie Türen, hinter denen sich nur eine Mauer verbirgt, seelenlose Spiegel, die sklavisch und doch in boshafter Verzerrung Lucilles Bild zurückwarfen, wenn sie sich dem Gesicht näherte.

Sie zuckte zusammen. Das Geräusch des Atmens war verstummt. Lucille blieb an ihrem Platz. Sie lauschte und hörte nur eine Stille, die sich ausbreitete wie der schwarze Wasserstreifen zwischen Ufer und einer abtreibenden Eisscholle. Und sie hoffte und zugleich fürchtete sie und sie schämte sich und war wütend auf ihre Scham. Die Stille blieb, dehnte sich, näherte sich dem Moment, an dem es keine Umkehr mehr geben würde. Diesen Moment sehnte Lucille herbei. Besser ein solches Ende als die Verlängerung eines Elends, das keine Aussicht auf Besserung beließ.

Dann kochte Wut in ihr hoch. Sollte das ihr einziges Resultat sein? Eine Leiche als Erfolgserlebnis und Beweis ihrer Fähigkeiten als Pflegerin? Als Stewardess hatte sie gelernt, was medizinisch bei einem Atemstillstand angezeigt war. Nichts davon blieb ihr nun in Erinnerung. Stattdessen sprang sie auf den Mann, beschimpfte ihn und schüttelte ihn mit aller Kraft. Sie öffnete alle Schleusen des unterdrückten Zornes der letzten Wochen. Sie schrie ihn an und ohrfeigte ihn, während der leblose

Kopf unter ihren Schlägen hin- und herpendelte.

Schreiend und weinend tobte sie wie eine Furie, verlor zuletzt alle Kraft und brach keuchend über ihm zusammen.

Durch ihr Schluchzen vernahm sie ein rasselndes Geräusch aus seinem Brustkorb. Mit einem tiefen Luftschnappen begann die Atmung wieder, beruhigte sich und gewann trügerisches Gleichmaß. Dadurch ließ sich Lucille nicht mehr täuschen. Sie spürte den Verfall und sie konnte ihn erkennen. Egal, was Tony Tanner am Leben erhielt, es verlor sich und verging, so wie auch er verging. Nur noch eine Frage von Stunden, da war sie sich sicher. Eine Nacht noch, dann würde sie fahren. Ein Anruf bei der Polizei wäre dann die letzte Verpflichtung, die ihr zu erledigen bliebe. Sollten sich die Polizisten um diesen Rest dieses Menschen kümmern!

Jeremy Steele lehnte sich an die Wand des Ganges und schaute aus dem Viereck der Öffnung heraus auf die Zuschauerränge. Der Hauptkampf hatte begonnen. Die Menge tobte und, der Unterschied war Steele gegenwärtig, sie genoss ihr Toben. Seine Blicke glitten an den Zuschauern entlang. Da oben waren sie. Pillbury, einer der Einpeitscher, der sich vor Trunkenheit und Fanatismus kaum noch auf den Beinen halten konnte und daneben *Fischglatt*, der wie ein Fremdkörper herumsaß, der Einzige, der nicht tobte und schrie und in diesem Moment pikiert zur Seite starrte, weil seine Nachbarin auf ihren Sitz kletterte und beim wilden Hüpfen ihre feisten Beine in laufmaschenverzierten Nylons sehen ließ.

Warum hatte er sich hierhin schleifen lassen? Wenn es einen Grund gab – und diesen Verdacht wurde Steele nicht los –, dann konnte er ihn jedenfalls nicht erkennen. Steele huschte zurück in den Schatten, als ein Pärchen auftauchte und den Gang als passenden Ort zum Knutschen entdeckte. Steele war sich nicht si-

cher, wie alt die beiden zusammen waren, aber er schätzte das Paar auf hundertzwanzig bis hundertfünfzig.

Pillbury stupste Little an der Schulter an und hielt ihm dann seine Hand mit fünf ausgestreckten Fingern vor die Augen. Little nickte. Fünf Minuten. Die Nervosität prickelte auf seiner Haut, ein Augenlid begann zu zittern, als würde dieser Teil von Little das zum Ausdruck bringen, was die ganze Person sagen wollte: Gnade, ich will heraus aus dieser absurden Situation!

Wieder ein Stupser an der Schulter – vier Finger. Pillbury mochte ein Krimineller und dazu ein ziemlicher Spinner sein, aber er erledigte seinen Auftrag mit der Entschiedenheit eines Pitbulls. Unten im Ring flog in diesem Moment einer der Kämpfer waagrecht durch die Luft, traf seinen überraschten Gegner an der Brust und warf ihn wie einen nassen Sack zu Boden. Die Zuschauer quittierten diese Aktion mit frenetischem Beifall. Die Luft vibrierte unter dem Schreien und Trampeln. Eine Sekunde später rollte sich der am Boden Liegende über die Schulter nach hinten, wobei er den Schwung seines Sturzes nutzte, und stemmte sich über die Arme in die Höhe. Er warf sich mit dem Rücken in die Seile, katapultierte sich nach vorn und sprang nun seinerseits dem Gegner, der sich noch nicht wieder aufgerappelt hatte, auf die Brust. Wenn dessen Schrei nicht echt war, so war er doch wenigstens blendend nachgemacht. Wieder brandete Beifall auf.

Drei Finger – drei Minuten. Little wischte sich den Schweiß von der Stirn. Der Kampf war vor seinen Blicken verborgen, weil er als Einziger in der Halle nicht aufgesprungen oder auf den Sitz geklettert war. Er schaute auf die Rücken vor sich. Er bemerkte das Spiel der Muskeln unter dem Stoff, die unbewussten Bewegungen, mit denen die Zuschauer das Schauspiel, das sie in seinen Bann gezogen hatte, begleiteten.

Dort unten fand etwas statt, unaussprechlich, weil es jenseits der Worte wirkte, aber auf jeden Fall nicht mehr ein nebensächli-

cher Schaukampf mittelmäßiger Prügelathleten, sondern ein mitreißendes Stück Leben, ein Ritual, das alle Anwesenden wie ein Strudel in sich einsog.

Jede Zuckung eines Armes, die unbewusst die Bewegungen der Kämpfer nachmachte, jeder Beifallsschrei, jedes Wort aus aufgerissenen Mündern spiegelte das Geschehen und verstärkte es.

Zwei Finger – aber wie sollte Little seinen Auftrag erfüllen? Was wollte er überhaupt hier?

Er schloss die Augen. Langsam, wie ein Schwimmer, die seine Arme und Beine ruhen lässt, sank er in diese fauchend glühende Stimmung hinein. Ein Becken, rot glühend, als wäre es mit geschmolzenem Metall gefüllt. Wie sollte er nur ...? Durch das Geschrei traf Little eine andere Erkenntnis – diese Absurdität, in der er sich befand, war genau das, was man Leben nannte. Seit Jahren war er durch die Welt getorkelt, auf der Suche nach einer Erklärung für seinen Zustand, für seine Erlebnisse, für den Horror, durch dessen geifernden Schlund er in ein neues Dasein hineingeworfen war. Und hier fand er, was er in Ashrams, Klöstern und Sektenschulen vergeblich gesucht hatte. Die Antwort, die er in seinem Kopf wie von einem Schriftband ablesen konnte, lautete: Vergiss es, du Trottel! Nicht das Leben war absurd, Little war es, weil er die Dinge nicht akzeptieren konnte.

Denke an deine Delfine, du dämlicher Penner, las er auf dem Schriftband, denkst du, ein Delfin würde sich über die Absurdität eines Lebens in einer endlosen Soße aus salzigem Wasser Gedanken machen? Nutze deine Schwäche. Du wirst nie fliegen und du wirst nie Gazellen jagen. Aber du kannst glatt werden wie ein Fisch und schwimmen wie ein Barrakuda, und dann wirst du merken, dass du in deinem Element bist!

Ein Finger – eine Minute. Little schüttelte lachend den Kopf.

»Hey Kumpel, bist du high?«, klang die besorgte Stimme Pill-

burys an Littles Ohr.

»Ja, doch schon. Kann man so sehen.«

»He, du bist ja ein richtig abgedrehter Wichser«, kommentierte Pillbury und sprach damit das größte Kompliment aus, das er einem Menschen ohne Piercing in der Zunge zollen konnte.

»Aber denk an deinen Job!«

»No problem, ich mach mein Ding, und du zählst die Sekunden runter.«

Glatt wie ein Fisch. Littles Geist schwang sich in die Höhe wie ein Delfin und tauchte ein. Der Lärm verwandelte sich in ein Feuerwerk von ungeordneten Funken, von Blitzen und grellen Peitschenhieben.

»Zehn Sekunden«, schrie Pillbury durch den Lärm.

Little dachte an den Tanz der Sufis, und noch während sich der Gedanken formte, formten sich die Lichter zu Räder, die um eine Nabe rotierten.

»Fünf Sekunden, Alter!«

Littles Gedanken bestimmten die Form. Er konnte die Energie herbeifließen lassen, als hätte er eine Schleuse geöffnet ...

»Vier!« ... und er konnte ihre Richtung bestimmen. Stufe Drei: John Little machte die Regeln!

»Drei.« Sein Zwerchfell bebte in kleinen, hastigen Schwingungen; Atemrhythmus in tausendfacher Beschleunigung, die Kräfte von Anziehung und Abstoßung der Planeten, der Moleküle, der Atomteilchen.

»Zwei.« Hitze begann zu pulsieren, Littles Bauch schien zu glühen wie eine Herdplatte. Er versuchte, sich Dorkas' Gesicht vorzustellen.

»Eins.« Es schien, als würde sich sein Bauch vorwölben unter der brennenden Hitze, als müsste er platzen wie eine Frucht, die ihre Reife erreicht hat.

»Jetzt, Kumpel.« Mit einem tiefen Atemzug ließ Little alle Spannung fahren, und in diesem Moment lief ein Riss durch die Stadt, ein Kanal, durch den schiere Kraft rollte, eine Rinne voller

gleißender Energie, als würde eine flüssige Sonne unter dem matten wolkigen Himmel ausgegossen. Kein Mensch sah dieses Wunder, aber manche bemerkten es, und unter ihnen war auch ein weißhaariger Mann, der in der Nähe der Halle in einer Mauernische lehnte.

Er spürte die Vibrationen, so wie ein Tier die ersten Vorboten eines Erdbebens registrieren mag, und er hob den Kopf und witterte, und zwischen seinen Brauen furchten sich zwei zornige Falten.

Dorkas sah in den Spiegel und vollendete seine Vorbereitungen. Er hatte keine Viertelstunde mehr, weniger Zeit, als er ursprünglich eingeplant hatte. Die Verzögerung schien ihm ein schlechtes Vorzeichen. Er schaute an sich herunter, und eine würgende Mattigkeit, die ihn mit hängenden Armen stehen bleiben ließ wie eine vergessene Marionette, überfiel ihn.

Was für ein verdammter Schwachsinn das alles! Selbst wenn nicht Little nicht versagte – und Little würde versagen, dieser schizoide Hirni – davon war Dorkas überzeugt.

Was trieb Dorkas eigentlich für ein kindisches Spiel? Was war das mehr als Grimassenschneiderei, als ein Privatkarneval, kindische Spiele in der Gummizelle eines Schädelgehäuses? Seine Konzentration brach zusammen. Ihm schwindelte, und er musste sich mit der Hand an der Wand abstützen. Hilflos blieb sein Blick an seiner Hand hängen – diesem Stück Fleisch, Sehnen, Knochen, Adern und Bindegewebe, das er mit gedankenloser Selbstverständlichkeit stets als Teil seiner selbst betrachtet hatte.

Eine Szene drängte sich in seinen Gedanken, die er auf dem Weg von der Halle in seine Wohnung bemerkt hatte – er war an einer Fleischerei vorbeigekommen und hatte durch das Schauwindower die dunkelbraun schimmernden Nieren in der Auslage gesehen, hellrote Bratenstücke mit weißlichen Fettadern und

Schalen mit durch den Wolf gedrehtem Fleisch, das ihn im Vorüberhasten sofort an eine Ansammlung blutfarbener Würmer denken ließ. Und nun fragte er sich, was ihn selbst von dieser Fleischerei-Auslage unterschied.

Eine optimistische Überzeugung, nicht in einer Kannibalkultur zu leben. Ein Atemzug und noch einer, einige Herzschläge, die sein Cholesterin verseuchtes Blut durch sich langsam verengende Adern pressten, mehr war es nicht. Es war in der Tat nicht überzeugend viel.

(»Dieser Dorkas-Braten sieht aber gut aus. Geben Sie mir doch ein Kilo davon, bitte.« - »Gerne, darf's ein Viertelpfündchen mehr sein?«)

Die Zeit verstrich. Wie gelähmt lehnte Dorkas an der Wand, nicht einmal fähig, die Anstrengung des freien Stehens auf sich zu nehmen. Minuten verrannen, begleitet vom Tropfen eines undichten Wasserhahnes. Um sich abzulenken, konzentrierte sich Dorkas auf diese Wassertropfen, stellte sich vor, wie sie durch die Hausleitungen flossen, durch die Stränge von Hauptleitungen unter dem Straßenpflaster rauschten, aus den Becken der Wasserwerke gepumpt wurden. Der Gedanke sprang über und Dorkas erkannte blitzartig, aus welchem Speicher das Gift kam, das ihn zum bewegungslosen Stück Materie degradierte. Er hatte nicht aufgepasst und einige Vorsichtsmaßnahmen vergessen. Und, dessen war er sich sicher, Sarah hatte diese Möglichkeit genutzt.

Oh Zeus, seufzte Dorkas innerlich. Ich bin deiner nicht würdig, schwach, wie ich bin.

Die Vorstellung, dass diese uralte Statue des mächtigen Zeus in seiner unmittelbaren Umgebung auf ihn wartete, gab Dorkas neue Kraft. Er stieß sich von der Wand ab und stakste mechanisch in das Wohnzimmer. Er bewegte sich wie ein alter, halb verkrüppelter Veteran, der sich mit angelernter Disziplin zusammenreißt, um eine Parade abzunehmen. Im Schweiß seines An-

gesichtes hatte Dorkas die Möbel des Wohnzimmers an die Wände gerückt, um einen freien Platz in der Zimmermitte zu schaffen. Dort lag eine Plastikplane ausgebreitet, und darauf erhob sich ein Kegel aus Blumenerde. Die Statue des Zeus krönte die abgeflachte Spitze. Vier Töpfe mit Eichen im Bonsai-Format markierten die vier Himmelsrichtungen.

Dorkas warf einen Blick auf die Uhr. Nur noch wenige Minuten. Er warf sich vor der Statue auf den Boden und sprach die Worte des Eingangs: »Dir Zeus, mächtig Thronender, spreche ich diese Worte, neige dein Ohr zu meiner Zunge Gesang ...«

Während er die auswendig gelernten Worte sprach – was angesichts seiner Bauchlage für ihn anstrengender war als erwartet – überlegte er noch einmal, ob er wirklich alles richtig gemacht hatte. Aber bei seinem blitzschnellen Überblick konnte er nichts Falsches finden – er hatte die Bilder der antiken Vase genutzt, überlieferte Texte, allgemeine Kenntnisse und, wo das alles nicht ausreichte, Intuition und Phantasie angewendet. Alles war richtig. Oder zumindest so richtig, wie Dorkas es einrichten konnte.

Schnaufend richtete er sich wieder auf. Sein Bauch bebte vor Anstrengung. Dorkas stand nackt vor dem Altar, sein Körper glänzte vom Haaransatz bis zu den Fußsohlen im grellen Rot nicht mehr ganz modischer Lippenstifte. Ein Wecker gab fiepende Geräusche von sich.

Noch eine Minute. Auf einem kleinen Tisch lag das Steinbeil, das er nach langer Suche gekauft hatte. Er nahm es in die rechte Hand und hob es in die Höhe. Für einen Moment musste er ein Kichern unterdrücken, wenn er sich vorstellte, was die Nachbarn zu seinem Anblick sagen würden ...

Dann schaute er fest auf den Sekundenzeiger der Uhr. Gab es etwas, was zugleich so läppisch und so gnadenlos war wie ein Sekundenzeiger? Jetzt! Dorkas spannte sich und wartete.

Ein Flugzeug verursachte ein fernes Dröhnen. Im gedämpften Licht lächelte die Zeusstatue.

Dorkas wartete. Sein Arm, der das schwere Beil hielt, begann vor Anstrengung zu zittern. Dorkas wagte nicht, auf die Uhr zu schauen, um nicht die riesige Zeitspanne seines vergeblichen Wartens durch den Anblick vorgerückter Zeiger zu versiegeln.

Der Arm schwankte und begann zu schmerzen, Schweiß brannte Dorkas in den Augen. Er biss die Zähne zusammen und verharrte in seiner Stellung. Inzwischen trieb ihn nicht mehr die Hoffnung, sondern nur noch der blanke Trotz voran. Dann spürte er, wie sich seine Nackenhaare aufrichteten. Dorkas selbst bemerkte nichts, aber seine Haare agierten wie von ihm unabhängige Lebewesen, die misstrauisch eine Veränderung der Atmosphäre witterten. Irgendetwas geschah, etwas baute sich, etwas änderte sich.

Der Raum war von einem Summen erfüllt. Vielleicht täuschte er sich ja, vielleicht war es nur das Blut, das in seinen Ohren rauschte oder es war ein Mofa, das draußen auf der Straße entlang fuhr. Das Summen wurde stärker und erinnerte Dorkas nun an das Geräusch, das man bei Umspannwerken oder Transformatoren hören konnte. Ein feines Knistern und Knacken mischte sich in den tiefen Summton, so als würde in der nächsten Sekunde ein elektrischer Überschlag stattfinden, ein Blitz durch die aufgeheizte Atmosphäre schießen. Die Luft in dem Raum schien zu vibrieren wie eine Wasserfläche, die von einem plötzlichen Windstoß geriffelt wird.

Aller Zweifel fiel von Dorkas ab. Das war es, worauf er gewartet hatte. Er befand sich mitten in einem Feld von gewaltiger Energie und konnte nun in jeder Faser die Wellen spüren, die durch den Raum brandeten.

Triumphierend warf Dorkas den Kopf in den Nacken, erhob mit erneuerter Kraft das Beil und begann mit tiefer, volltönender Stimme die alten Worte zu sprechen: »Heil dir, Zeus, Mächtigster unter den Göttern, Blitzeschleuderer im dunkellockigen Wolkengetümm, sende uns Kraft, auf dass wir ...«

»Es war ziemlich chaotisch, weil nach dem letzten Kampf die Party erst richtig losging. Pillbury hatte von irgendwo eine Musikgruppe organisiert, und als ich mich aufmachte, begannen die gerade loszuscheddern.«

»Ein absolut begabter Junge, dieser Alex«, kommentierte Dorkas zufrieden aus dem Badezimmer.

Little setzte auf dem Boden vor der Badezimmertür, streckte die Beine und wunderte sich ein wenig, denn Dorkas hatte die Wohnungstür nur einen Spalt geöffnet, ihm unter strengster Strafe bei Nichtbefolgung aufgetragen, bis zwanzig zu zählen, und war dann auf nackten Füßen in das Badezimmer gepatscht.

Durch die Tür vernahm Little heftiges Wischen und Bürsten, unterbrochen von unterdrücktem Stöhnen. Er spürte, dass es Dorkas in diesem Moment nicht sonderlich wohl ging, konnte sich aber keinen Reim auf dessen Aktionen machen. Es war ihm auch egal. Er schaltete die Empfindung aus wie ein Radio und lehnte sich gegen die Wand. Sein Bauch war immer noch spürbar wärmer als die normale Körpertemperatur, als hätte er in dieser Körperregion hohes Fieber. Ansonsten fühlte sich Little blendend und aufgedreht wie nach zehn Tassen Kaffee.

»Ich war überrascht, wie neutral diese Energie war«, gestand er Dorkas. »Ich meine, es handelte sich ja um eine im Grunde ziemlich unkultivierte Prügelei, und da hatte ich so etwas wie eine verschmutzte Energie befürchtet.«

Dorkas grunzte vernehmlich. »Energie ist neutral, sie ist weder positiv, noch negativ. Ihr Amerikaner habt wohl ständig Angst davor, euch an verschmutzten Dingen seltsame Krankheiten zu holen, was?«, spottete er.

Dann verlor seine Stimme allen Spott und wurde ernst. »Es gibt einige Fakten des Daseins, die wir nicht ändern, sondern nur nutzen können. Faktum Eins: Warum geht es auf dieser Welt – Antwort: Überleben. Alles andere, wie Essen, Trinken, Liebe

machen, Porsche kaufen, Aktien verscherbeln ist nichts anderes als eine Variante dieses Themas. Die Energie, die uns antreibt, ist immer die eine und dieselbe. Allerdings macht es einen Unterschied, ob Ihnen der Konkurrent den Auftrag vor der Nase wegschnappt oder ob Sie in einer dunklen Seitenstraße von einer Bande Bauchschlitzer angegriffen werden. Im letzteren Fall aktivieren Sie alle Energie, die Sie haben.«

»Sie meinen also, beim Publikum eines Bachkonzertes wäre weniger Energie abzupapfen als bei den Zuschauern eines Boxkampfes?«

»Exakt, wir reden ja nicht über Kultur, sondern über Überleben. Da muss der Bauch beteiligt sein, da muss der Blutdruck steigen und man muss Lust bekommen zu schreien und mitzumachen. Also sind wir beim Boxen an der richtigen Adresse, beim Wrestling oder auch beim Fußballspiel, wenn unser eigener Fußball-Stamm gegen einen fremden antritt und wir uns mit Symbolen schmücken und unsere Totems auf das Schlachtfeld tragen.«

»Kurz gesagt: Der Krieg ist der Vater aller Dinge.«

»Kurz gesagt: Diese Übersetzung ist so falsch wie die Entwicklung des Westens in den letzten dreihundert Jahren. Was der gute Heraklit sagte, lautete nämlich in der richtigen Übersetzung: Der Gegensatz ist der Vater aller Dinge. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich etwas doziere, aber gedankliche Schlamperei regt mich immer ungeheuer auf. Verstehen Sie, Herr Little? Die beiden Pole einer Batterie, Mann und Frau – ich verzichte auf die weitere Ausführung des Themas. Krieg bedeutet, dass man den anderen besiegen will. Gegensatz heißt, dass der andere bleiben muss, wie er ist, damit man selbst bleiben kann, wie man ist.

So funktioniert das. Und das haben auch die antiken Anbeter des Zeus Andronergetes so verstanden. Darum die Kriegsspiele am zweiten Tag. Und danach kam der dritte Tag, an dem sie lernten, dass man ungeheure Sachen auf die Beine stellen kann, wenn man sich die Mühe macht, sich nicht gegenseitig den Schä-

del einzuschlagen, sondern die Energie positiv zu nutzen.«

Die Badezimmertür flog auf und Dorkas kam heraus. Er war in einen Bademantel gehüllt. Hinter ihm lagen Haufen von rot verschmierten Papiertüchern. Ein deutlich femininer Duft umwehte seine Gestalt.

Little legte den Kopf auf die Seite und peilte an Dorkas' Beinen vorbei auf diesen Müll.

»Vermutlich werden Sie mir nicht verraten, was es mit diesen Tüchern auf sich hat?«, erkundigte sich Little.

Dorkas füllte den Teekessel mit frischem Wasser. »Worauf Sie sich verlassen können«, antwortete er im Brustton tiefster Überzeugung.

Dieser Dorkas spielte ein Spiel mit ihm. Schlimmer noch, er trieb seinen Hohn mit ihm und machte ihn lächerlich. Dieser Dorkas tauchte in die Welt der U-Bahn-Linien ein, versickerte förmlich in der Menge der Fahrgäste, wechselte unterwegs die Sitzplätze und Wagen, verschwand in öffentlichen Toiletten und verriet eine Kenntnis von Hinterausgängen, Nottüren und abgesperrten Treppen, die mehr als bezeichnend war.

Es war kein System in diesen Fahrten erkennbar, genauso wenig wie Dorkas' Verhalten einen Sinn ergab. Er beschäftigte einen Mann in einem Zeitungskiosk eine Viertelstunde mit der Suche nach einer bestimmten Zeitschrift, und nachdem der Verkäufer in einem Winkel seines Lagerraumes das Exemplar gefunden hatte, warf Dorkas seinen teuren Erwerb an der nächsten Bahnstation in einen Papierkorb, ohne auch nur einen Blick hineingeworfen zu haben.

Dann ließ er sich an einer anderen Station lang und breit die Anschlüsse und Umsteigemöglichkeiten zu einem Ziel erklären, das er überhaupt nicht anfuhr. Irgendwann verlor Steele die Spur von Dorkas und kehrte zurück zum Tower, wo, ein weiterer Hohn, der Typ, den er *Fischglatt* getauft hatte, nach wie vor auf der Bank saß und sich die Spaziergänger anschaute, mit dem

Gesichtsausdruck, eines Zöllners, der jeden Schmuggler schon an den schuldbewussten Bewegungen erkennt.

Er bemerkte Steele. Er sah ihn nicht, aber er bemerkte ihn, das war der plötzlichen Unruhe seiner Bewegungen anzumerken. Steele hielt sich auf Distanz und fragte sich, wer eigentlich die Regeln zu diesem Spiel bestimmte. Er jedenfalls war es nicht mehr. Und ihm kam der Verdacht, dass selbst die Tatsache, dass er Dorkas mit der Passagierliste konfrontiert hatte, nur der weitere Schachzug eines unbekanntem Spielers war. Vielleicht war der Spieler gar nicht so unbekannt. Vielleicht war sein Name Dorkas. Die Frage war nur: Welchen Sinn hatte das Spiel? Und wer war der Gegner?

»Ich brauche Bodenkontakt«, war die Erklärung, die Dorkas am Morgen seinem Gast gab.

Little brauchte keine besondere Sensibilität, um zu erkennen, dass Dorkas auf Begleitung keinen Wert legte. Daher verabredeten sie einen Treffpunkt und eine Zeit, und trennten sich.

Für Little war der Weg, an dessen Rand er saß, wie ein Fließband, das ihn mit immer neuen Eindrücken konfrontierte. Da kam dieses alte Ehepaar, und er empfand deutlich die muffige Atmosphäre ihrer Zweisamkeit, zugleich warm und resigniert wie ein ungelüftetes Zimmer, in dem seit Jahrzehnten stockfleckige Blümchentapeten die Wände bedecken. Da kam diese Gruppe junger Bankiers, und Little spürte scharf geschliffenen Willen, die zuschnappbereiten Zahnreihen hellwacher Geschäftstüchtigkeit, krokodilhaftes Lauern unter der Oberfläche ihrer Kumpelhaftigkeit, das alles eingewandet in Flanell und mit einem doppelten Windsorknoten in der Seidenkrawatte besiegelt.

Noch als ihre Stimmen verklungen waren, würgte Little an dem modrigen Kloakengeruch, der wie eine Pestfahne über der

Gruppe schlaffte, Ausdünstung der seelischen Senkgrube, in die diese Flanellpriester alles schaufelten, was nicht ihrer Welt von *Blue Chips* und Börsennotierungen zupass war. Während Little unbewegt auf seiner Bank saß, wie irgendein Tourist, der sich von der Anstrengung einer Besichtigungstour erholt, folgte sein Empfinden der Gruppe; er hörte das Geschwätz der letzten Pflichtparty – Champagnerglas in der Rechten, die Linke lässig in der Tasche, ein geschliffener Satz als Abschluss in Richtung Gesprächspartner, dann lockerer Anlauf in Richtung der Blondine, die nach höherer Tochter aussieht ... und Little hörte den vollständigen Gedankengang.

Ein fremder Impuls schreckte Little auf. Knistern wie Störungen im Radio. Er setzte sich auf, war aber beherrscht genug, sich nicht allzu auffällig umzuschauen. Little schaute auf die Uhr. Dorkas musste bald eintreffen.

Dorkas hatte sich in den letzten Stunden die Portion Realität geholt, die er nach der letzten Nacht brauchte. Vielleicht war es nicht einmal die wirkliche Wirklichkeit, die ihn in den müden Gesichtern der U-Bahn-Fahrgäste anschaute, aber es war zumindest auch ein Teil der Wirklichkeit, in der Dorkas sich zurechtzufinden hatte.

Also: der muffige Geruch aus den U-Bahn-Tunneln, das Kreischen der Bremsen, wenn die Züge einliefen, Ellenbogenkontakt bei der Platzsuche, das Lichtstakkato bei der Begegnung zweier Züge in der Tunnelnacht, der Gestank verstopfter Pissoirs, der Geruch druckfrischer Zeitungen, die Handy-Jungs an den Haltestellen mit ihrem kleinen Liebling am Ohr, irgendwelche Gesten vollführend, die für einen fernen Partner bestimmt waren, das Gebrabbel von Lautsprecherdurchsagen – schließlich fühlte sich Dorkas erschöpft und doch ebenso erfrischt, als wäre er gerade unter einer kalten Dusche hervorgesprungen.

Mit einem Seufzer ließ er sich neben Little auf die Bank fallen.

»Na, war es nicht ein bisschen langweilig?«

»Keineswegs. Ich habe mich bestens unterhalten lassen. Aber irgendjemand ist hier in der Nähe ...«

»Ich weiß, er hat mich eine Zeit lang verfolgt.« Sie schwiegen eine Weile. Dorkas lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück und genoss die milchigen Sonnenstrahlen, die durch den trüben Himmel brachen.

»Haben Sie Erfolg gehabt«, fragte Little dann. »Ich meine gestern. War die Aktion ein Erfolg?«

Dorkas zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich weiß, dass etwas geschehen ist – aber ob wir den erhofften Erfolg gehabt haben? Wir werden es irgendwann merken. Oder auch nicht.« Dorkas schaute vor sich hin. »Vielleicht werden wir es nie erfahren«, wiederholte er leise.

»Was geschieht mit der Statuette?«

Dorkas kicherte und rieb sich die Hände. »Die wird natürlich zurückgeschickt. Aber ich dachte mir, dass diese Gelegenheit günstig wäre, einem jungen Journalisten zu einem Karriereschub zu verhelfen. Nicht ganz aus Uneigennutz, wie ich zugebe, denn nichts ist wichtiger als eine Reihe von Leuten, die einem zu Dank verpflichtet sind.«

»Was wollen Sie tun?«

»Ihm eine Story liefern! Ich behaupte, einen anonymen Anruf bekommen zu haben, lasse ihn ein bisschen recherchieren, und zum Schluss findet er mit meiner Hilfe das gute Stück in einem Schließfach. Ein wenig Kreativität ist natürlich notwendig, eigentlich haben wir für derartige Komödie gar keine Zeit – aber man gönnt sich ja sonst nichts. Ich bin sicher, dass uns diese Sache Spaß machen wird. Also, fangen wir gleich an.« Dorkas klatschte sich mit den Handflächen laut auf die Schenkel, sprang auf und lief mit großen Schritten zur nächsten Bushaltestelle.

Little folgte ihm mit seinem geschmeidigen Gang.

Lucille Chaudieu schüttelte das Fläschchen mit dem Nagellack. Es gibt Handlungen, die geringfügig und nebensächlich sind und die doch ungeheure Bedeutung gewinnen, weil sie etwas anderes ausdrücken. So war es auch hier. Sie schüttelte den kleinen Glasbehälter und markierte damit ein Ende.

Gong zur letzten Runde. Sie hatte es versucht, sie hatte mehr getan, als jemand von ihr verlangen konnte, und nun gestand sie sich ihr Scheitern ein. Es hatte etwas ungeheurer Befreiendes. Der wohlthuende erste Atemzug, nachdem man sich gezwungen hat, lange Zeit die Luft anzuhalten.

Sie lackierte sich sorgfältig die Fußnägel, merkte, wie gut es war, sich wieder einmal um sich selbst zu kümmern, und wartete geduldig, bis der Lack trocken war.

Der Knall, mit dem das Fläschchen auf den Boden aufschlug und zerbarst, drang nur am Rande in ihr Bewusstsein. Sie spürte, wie ihre Haut zu Eis gefror und sich wie eine Zwangsjacke aus lähmender Panik um sie herum zusammenschnürte. Sie lauschte hechelnd, wartete auf die Bestätigung dessen, was sie eben registriert hatte und was sie immer noch glauben wollte, weil es wie ein plötzlicher Riss in der Welt war.

Da war es wieder! Schleifen. Schritte. Jemand war im Haus. Jemand tastete sich durch die Räume. Sie wollte schreien und konnte im letzten Moment den Schrei ersticken. Vielleicht war das ihre Chance. Ruhig bleiben. Abwarten. Sie versuchte sich zu bewegen und zuckte zurück, als sie die scharfen Glassplitter auf dem Kachelboden bemerkte.

Der rote Lack verteilte sich in den Fugen, eine sorgfältige Geometrie des Schreckens, die an Blut und Tod denken ließ.

Schlurfen. Oder täuschte sie sich? Müde, übernächtigt, erschöpft, wie sie war? Schimären ihres eigenen Zustandes, Alpträume am Tag, die mit einem Fingerschnippen zu beseitigen waren? Das musste es sein. Sicher. Nein. Doch. Sie lauschte an-

gestrengt. War es nicht der eigene Herzschlag, der sie täuschte? Das Rauschen des Blutes in den Ohren?

Ein Kratzen – was war das? Ein Bild formte sich: Hände, die über eine Tür tasteten. Die Eindringlinge machten sich nicht einmal mehr die Mühe, ihre Anwesenheit zu verbergen. Eine Vase wurde angestoßen und rasselte sich leise zurück in den sicheren Stand.

Lucille hörte keuchendes Atmen. Ihr Herz begann zu galoppieren, ihr Bein, das sie über das andere geschlagen hatte, fing an, im Takt des Pulses zu schwingen.

Dann erschien der Schatten in der Tür, und Lucille Chaudieu begann zu kreischen, schrill und andauernd, als hätte sie darin die Erfüllung ihres Lebens gefunden.

Tony Tanner lehnte sich schwer gegen den Türrahmen und starrte dumpfäugig auf die Szene. Eine nackte schreiende Frau, ein roter Fleck auf dem Boden ...

Es war ihr Schamgefühl, das Lucille wieder zur Besinnung brachte. Sie schnappte sich blitzschnell ein Badetuch und verhüllte sich, so gut es ging. Der Mann stand immer noch an den Türrahmen gelehnt. Er wirkte wie ein Betrunkener. Lucille bemerkte in seinen Augen eine große Verständnislosigkeit, die zugleich erschreckend wirkte und hoffnungsvoll, denn sie war zugleich ein Zeichen der Lebendigkeit.

Tony Tanner rührte sich eine ganze Weile nicht. Er lehnte sich an, atmete pfeifend und starrte vor sich hin. Lucille brauchte eine Weile, bis sie verstand, dass Tony in den Badezimmerspiegel schaute und versuchte, sich mit diesem hageren Gesicht in Verbindung zu bringen.

»Welcher Tag ist heute«, fragte er dann. Seine Stimme war leise, heiser und krächzend, ein Werkzeug, das seit langer Zeit nicht mehr genutzt worden war. Lucille nannte ihm das Datum.

Tony hörte es, konnte es aber nicht einordnen und fuhr sich hilflos mit der Hand über das Gesicht. Das Gefühl war ihm

fremd, als würde er ein exotisches Wesen berühren.

»Ich weiß nicht, seit wann – ich habe vergessen«, stammelte er.

»Wir reden über fünf Wochen«, sagte Lucille.

»Fünf Wochen.« Tony wiederholte die beiden Worte wie eine Parole, die ihm den Eintritt in das Verständnis sichern würden.

»Ich war – am Hafen. Ja, ich war am Hafen und dann ...«

Dann setzte die Erinnerung aus und ließ nur noch Splitter, sekundenkurze Erinnerungen durch das Filter rieseln; Hafen, Männer, ein Treffen, ja, und dann kam eine große Dunkelheit und Angst – und Durst.

Das Gesicht im Spiegel öffte ihn nach. Es glotzte trübe zurück und wischte sich mit fahrigen Gesten über die Stirn, wenn er es auch tat. Tony Tanner versuchte sich aufrecht zu halten und lauschte in sich hinein. Es gab eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass es zwischen ihm und diesem Gesicht im Spiegel eine Verbindung gab. Er überlegte und hörte das Knistern, mit dem sich seine Erinnerung wieder zusammensetzte.

Er schaute an sich herunter. »Was ist das denn da für ein Lappen?« Der Ton, in dem die Frage gestellt wurde, war geeignet, Lucille Chaudieu zu reizen.

»So etwas nennt man eine Windel.«

Tony Tanner schaute sie an. Seine Augen schienen fast aus den Höhlen zu quellen. Dann rutschte er am Türrahmen herab bis auf den Boden. »Ich habe anscheinend eine Menge verschiedener Dinge nicht mitbekommen ...«

»So könnte man sagen«, antwortete Lucille. »Und jetzt bleiben Sie gefälligst dort sitzen. Ich muss erst mal diese Schweinerei hier wegmachen. Auf Ihre Hilfe kann ich dabei ja wohl nicht bauen.«

In der nächsten Zeit hatte Tony Tanner das Gefühl, sich in einer Welt zu befinden, deren Schwerkraft sich vervielfacht hatte.

Das Aufstehen aus einem Sessel verlangte eine Mischung aus körperlicher Anstrengung und Koordination, die er kaum aufbringen konnte, jeder Schritt bedeutete einen zähen Kampf gegen den natürlichen Impuls, aufzugeben und sich zu Boden fallen zu lassen, selbst die volle Tasse, die er zum Mund führte, erschreckte durch ihr Gewicht.

Jeder Schraubverschluss eines Marmeladenglases zwang ihn zu einer Höchstleistung. Oft genug scheiterte er, und schließlich richtete er seinen Appetit zur Vorsicht nur noch auf jene Nahrungsmittel, die er ohne solche Prüfungen erreichen konnte. Sein körperlicher Zustand war ebenso lästig wie peinlich, und dennoch bedeutete jede Anstrengung und jeder Schmerz eine geradezu segensreiche Ablenkung von seinem psychischen Zustand. Er musste sich mit der Tatsache abfinden, dass Lucille Chaudieu – die er in seinen Gedanken immer als *diese Frau* titulierte, wie er es früher mit ungeliebten Lehrerinnen oder Kolleginnen gemacht hatte – ihm das Leben gerettet hatte. Wäre sie Ärztin oder Krankenschwester gewesen, und damit sozusagen aus beruflichen Gründen der Lebensrettung verbunden, hätte er diese Tatsache leichter akzeptieren können.

Bei dem gegebenen Stand der Dinge jedoch empfand er eine nebulöse Dankbarkeit, die ihm ebenso suspekt war, wie die lästige Verpflichtung aufzustehen, wenn die Nationalhymne gespielt wurde. Jenseits alles dessen, was er in Worten ausdrücken konnte (und ausgedrückt hatte), blieb das Gefühl, sich nicht mehr vollständig selbst zu gehören, als hätte ein Lebensretter Anspruch auf zumindest einen Teil des von ihm vor der Vernichtung bewahrten Daseins.

Lucille Chaudieu ließ ihn allerdings nichts dergleichen spüren. Sie behandelte ihn mit der freundlich-distanzierten Fertigkeit der erfahrenen Stewardess, während Tony Tanner ihr Verhalten mit scheelen Blicken abtastete und nach Anzeichen forschte, mit denen sie seine Unsicherheit füttern würde. Sie begegneten sich wie ein Ehepaar, das beschlossen hat, die Scheidung in größt-

möglicher Harmonie hinter sich zu bringen.

Nach einigen Tagen fühlte sich Tony kräftiger. Er stöberte in einem Abstellraum ein altes Rennrad auf und begann mit einem systematischen Training. Zuerst bestand es darin, mit aller Kraft bis hinter die nächste Kurve zu rasen und dort, wo man ihn vom Haus aus nicht mehr beobachten konnte, keuchend aus dem Sattel zu plumpsen und das Rad zu schieben. Den fälligen Muskelkater feierte er wie einen sportlichen Triumph. Schließlich eröffnete er Lucille seine Pläne.

»Schwachsinn!«, befand sie.

»Ich danke dir für diese feinsinnige Antwort. Trotzdem bleibe ich dabei.«

»Auch ich bleibe dabei, dass es Unsinn ist. Überflüssig und gefährlich.«

»Es ist nicht gefährlich. Ich will ja dort keine Souvenirs einsammeln. Ich will mir die Stelle nur anschauen, im Vorbeifahren. Und überflüssig ist es auch nicht.«

»Ist es doch. Es gibt nichts zu sehen. Alte verrostete Schuppen, sonst nichts.«

»Aber vielleicht erinnere ich mich an etwas.«

»Und was wäre der Vorteil?«

Tony malte imaginäre Figuren auf die Tischdecke. Sein Blick ging in eine ungewisse Ferne, bis er sich schließlich zusammennahm und Lucille fixierte. »Mir fehlen einige Wochen«, sagte er. »Verstehst du, das ist angeblich mein Leben gewesen, aber es ist mir entglitten. Einfach so, weg. Hier ein Datum, da habe ich noch selbst auf den Kalender schauen können und dann ein anderes Datum, und dazwischen – war ich irgendwo anders. Da finde ich es nur angebracht, einmal nachzuschauen, wo ich einen Teil dieser Zeit verbracht habe – und wo das alles angefangen hat.«

Tony sah sich mit Lucilles geballter weiblicher Hartnäckigkeit konfrontiert, die ihn vor Tagen zwar noch am Leben erhalten

hatte, ihn nun aber eine Menge Nerven kostete. Zuletzt trieb er sie in die *Wir Frauen sind doch klüger und die Klügere gibt nach*-Position und sah zu, wie sie ein Taxi bestellte.

Der Fahrer bekam große Augen, als Lucille in gewohnter Eleganz zu seinem Wagen schritt. Dann allerdings begann er perfide zu grinsen, als er ihres barfüßigen Begleiters ansichtig wurde, der eine abenteuerliche Zusammenstellung von Jogginghose, deren Schritt sich in Kniehöhe befand, eines geblühten T-Shirts, das verdächtig feminin aussah und eines Jacketts, das vorher in Besitz einer Vogelscheuche gewesen zu sein schien, trug.

»Ich brauche unbedingt neue Kleidung«, zischte Tony, als der Fahrer durch die kurvige Straße abgelenkt war. »Seit meiner Kindheit hasse ich es, wenn mich französische Taxifahrer wegen meiner Klamotten so frech anschauen.«

Lucille hob die linke Augenbraue. »Unsere Taxifahrer schauen immer so. Ich finde, die Sachen stehen dir ausgezeichnet. Dieser Stil – ja, irgendwie passt er perfekt zu dir. Kleidungsstil als Ausdruck der Persönlichkeit, so ist es doch wohl ...«

Tony warf mordlüsterne Blicke aus dem Seitenfenster und schaute, ob sich zwischen den Pinien nicht eine Herrenboutique des gehobenen Niveaus verborgen hielt. Aber selbst die hätte mangels Bargeld und Kreditkarte wenig genutzt.

Lucille lächelte ihn lieblich an. »Entspanne dich, Tony. Du wolltest diese Veranstaltung. Nun genieße sie auch.«

Sie wechselten einmal das Taxi und ließen sich dann zu einer Autovermietung bringen.

»Möchtest du mit hereinkommen oder lieber draußen warten«, fragte Lucille freundlich, bevor sie das Büro betrat. Tony zog es vor, hinter einem Baum zu warten.

Die Fahrt auf der Küstenstraße brachte ihm dann wieder eine gewisse Stimmungsverbesserung, denn trotz Lucilles Bemühungen hatte sie nur einen Wagen mit Schaltgetriebe auftreiben kön-

nen.

Tony kommentierte die kratzenden Geräusche und das Springen des Wagens bei jedem Gangwechsel mit einer derartigen perfekt-höflichen Unbewegtheit, dass lautes Schenkelklatschen eine geradezu stoische Reaktion dagegen gewesen wäre.

»Gleich sind wir da«, erklärte Lucille.

Sie fuhren um eine unübersichtliche Kurve, und im nächsten Moment trat Lucille mit einem Fluch hart auf die Bremse. Der Wagen brach aus der Spur, kam mit quietschenden Reifen zum Stehen und machte einen letzten Sprung, ehe der Motor ganz abstarb.

Ein Lastwagen stand quer auf der Straße und rangierte rückwärts in die Einfahrt des abgesperrten Geländes hinein. Einige Männer in schwarzen Uniformen halfen dem Fahrer mit Handzeichen und sperrten breitbeinig die Straße.

Der Lastwagen rollte ein Stück vor, hielt mit jaulenden und zischenden Luftdruckbremsen, die Vorderräder knirschten über den Asphalt, als der Fahrer sie in die andere Richtung einschlug, dann setzte das schwere Fahrzeug wieder zurück. Der Geruch von Dieselabgasen verbreitete sich.

Lucille biss sich nervös auf die Lippen. Mit dem Kopf deutete sie die Richtung an. »Dort drüben war es. In dieser Halle. Das heißt, eigentlich darunter. Es gibt dort tief liegende Tanks oder Keller oder was immer es auch ist.«

Tony schüttelte den Kopf. »Keine Erinnerung, nichts ... allerdings *Keller* – das passt irgendwie.«

Bevor Lucille nachfragen konnte, klopfte einer der Uniformierten an ihr Seitenfenster und bat sie, ein Stück zurückzufahren, um den Lastwagen mehr Platz zum Rangieren zu geben. Dann schlenderte er wieder zurück und gestikuliert mit dem Lkw-Fahrer. Auf dem Rücken der schwarzen Uniform schimmerte - das Wort *Security* in weißen Buchstaben, vom Koppel baumelte ein Pistolenhalfter.

Lucille startete den Motor, verrenkte den Hals und ließ den

Wagen mit schleifender Kupplung zurückrollen. Ihr misstrauischer Blick zum Beifahrer war überflüssig, denn der schaute sich interessiert die Fracht des Lastwagens an.

Es handelte sich um zwei helle, tonnenförmige Behälter, die jeweils in einen schützenden, blau lackierten Gitterrahmen eingelagert waren. Um die Tonnen liefen Rohrleitungen in verschiedenen Farben und unterschiedlichen Durchmessern. An einigen Stellen traten Anschlussflansche aus der Oberfläche, die offensichtlich mit weiteren Rohren verbunden werden konnten. Ein runder Einstieg war mit einem komplizierten Verschlussmechanismus versehen, zu dem ein Handrad und einige Sicherungshebel gehörten. Das gesamte System ließ sofort an die Turmluke eines U-Bootes oder an einen Atomreaktor denken.

Mit zusammengekniffenen Augen entzifferte Tony die Buchstaben, die auf die Tonnen geschrieben waren - SSI. »Ich würde gern wissen, wozu diese Behälter gebraucht werden«, sagte Tony. »Und was soll SSI bedeuten?«

»SSI heißt *Security Systems International*, Hauptsitz Marseille, Dependence in London«, erwiderte Lucille trocken. Sie nahm Tonys Frage vorweg und ergänzte: »Montalban hat was mit dieser Firma zu tun. Als Besitzer, Geschäftsführer oder Berater, so genau weiß ich das nicht. Aber ich weiß, dass die SSI diese Töpfe da öfter mit Frachtflügen transportiert.« »Und was ist in den Behältern?«

»Ich hatte gehofft, dich mit meinen Kenntnissen derart zu beeindrucken, dass du nicht weiterfragst. Also - ich habe keine Ahnung. Ich weiß nur, dass die Transporte unter *Sicherheitsstufe Eins Plus Plus* laufen. Darum auch diese Typen in Uniform.«

Auf der Fahrt zu seinem Hotel grübelte Tony über die Funktion der Behälter nach. Sie konnten unter Druck gesetzt werden, soviel war klar. Sollte Gas darin transportiert werden, radioaktives Material vielleicht, waren es Tauchbehälter oder Überdruckkammern? Seine Überlegungen blieben Spekulation. Mit einem

Lächeln, das er selbst in die Rubrik *ausgesprochen blöde* einstuft, betrat Tony die Halle des *Fleur de Nice*.

Der Diensthabende an der Rezeption griff bei seinem Anblick hektisch zum Telefon und flüsterte, die Hand schützend vorgehalten, in die Sprechmuschel.

Lucille betrat kurz nach Tony die Halle und nahm in einem Sessel Platz, von dem aus sie die Szene gut überblicken konnte.

Nicht einmal eine Minute verging, als der Hoteldirektor mit ausgebreiteten Armen auf Tony zustürmte. »Monsieur Tanner, welche Freude, Sie zu sehen. Ich hoffe, es geht Ihnen gut?«

Tony hoffte, diese Standardfloskel mit einem Lächeln überstehen zu können, aber der Direktor schaute derart besorgt, dass sich Tony doch zu Antwort bequemen musste.

»Danke, es geht mir – den Umständen entsprechend. Ich hatte allerdings nicht damit gerechnet, dass meine Recherchen so lange dauern würden, wie es dann doch der Fall war.«

Der Direktor hüstelte und schaute sich dezent um. »Lange, Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde. Wir waren tatsächlich schon ein wenig in Sorge. Andererseits, bei einem Gast mit Ihren Referenzen ...«

»Ich fühle mich geehrt. Wenn ich mich erst einmal richtig rasiert habe und etwas passendere Kleidung trage, werde ich meinem guten Ruf wohl eher gerecht. Lassen Sie mir bitte die Rechnung zukommen, ich gedenke, übermorgen abzureisen. Meine Begleiterin braucht bis dahin auch ein Zimmer. Und wären Sie so freundlich, mir den Coiffeur des Hauses auf mein Zimmer zu schicken?«

Mit einer leichten Verbeugung und einem strahlenden Lächeln trat der Direktor den Rückzug an. »Ein Zimmer für Ihre Begleitung, den Coiffeur – und die Rechnung. Es ist immer eine Freude, Gäste wie Sie zu beherbergen zu dürfen, Monsieur Tanner.«

Es war eine ausgesprochen erfreuliche Modeerscheinung, dass man seine dürr gewordenen Glieder unter leichten Leinenhosen

und weiten Polohemden verbergen konnte, stellte Tony Tanner fest. Denn gegen die braun gebrannten, muskulösen Prachtexemplare aus der Art der Menschenmännchen, die sich hier, im Castel Plage, in knappen Höschen sehen und ansehen ließen, hatte er bestenfalls als komischer Gegensatz eine Chance auf Beachtung. Solange er in der Nachbarschaft Lucilles auf einer Strandliege lag, sah er sich den spöttisch abschätzenden Blicken dieser Latin Lover-Typen ausgesetzt, die ihn – wie Tony fand übrigens völlig zu Recht – als unpassenden Begleiter dieser dunkelhaarigen Schönen in ihrem aufreizenden roten Einteiler einstuften.

Nach der vierten oder fünften Passage eines dieser Schönlinge gab Tony entnervt seinen Platz auf und strebte der Strandbar zu, wo es ausgezeichneten Fischsalat gab. Er war gerade erst bei seinem zweiten Teller, als sich Lucille neben ihn setzte.

»Wo bleibt dein männliches Ehrgefühl, dass du mich schutzlos vor den begehrrichen Blicken dieser pomadisierten Angeber zurücklässt«, spottete sie.

Tony grinste. »Ich wollte dir die Chance geben, den Mann deines Lebens kennenzulernen. Übrigens würde ein hochgeschlossenes schwarzes Kostüm im Stil spanischer Nonnen des 16. Jahrhunderts abschreckender wirken als ich, selbst wenn ich ständig die Zähne fletschen würde.«

»Sicherlich, aber die Leute hätten weniger zu lachen.« An dieser Stelle bewies Tony, dass er die Psyche seiner Begleiterin zumindest oberflächlich kennengelernt hatte, und er verschluckte die fällige Replik mit einem genüsslichen Grinsen.

Lucille schaute finster auf die Sprechblase, die sich über seinem Haupt erhob, musste aber anerkennen, dass sie zumindest offiziell das letzte Wort gehabt hatte und damit kein Grund zur Unzufriedenheit vorlag.

»Du hast noch etwas vor?«, erkundigte sie sich. Nach einem Blick auf die Uhr nickte Tony.

»Es hat aber noch etwas Zeit.«

»Vermutlich wirst du mir nicht sagen, um was es sich handelt?«

»Ein geschäftlicher Besuch.«

»Vermutlich hast du dabei die besten Chancen erschossen, erschlagen oder sonst wie massakriert zu werden?«

»Das Leben als solches ist nicht gänzlich ohne Gefahren. Abgesehen davon glaube ich, dass ich gute Chancen habe, heil aus der Sache herauszukommen. Im Notfall nutzte ich die Gnade meiner angeborenen Feigheit und verziehe mich schleunigst.«

»Und warum verbesserst du deine Technik des Abhauens nicht ein wenig und bleibst gleich hier?« Ihre Hand bewegte sich unwillkürlich in die Richtung seiner Hand und konnte von Lucille nur mit Mühe angehalten werden.

Da Tony gerade die letzte Krabbe aufgabelte, bemerkte er diese kleine Bewegung nicht. Tony spielte mit der Gabel, kaute und betrachtete versonnen einige Bikinis samt Inhalt, die sich in der Nähe, im Schatten der Sonnenschirme, selbst höchst appetitlich angerichtet hatten. »Wenn man bedenkt, dass diese Körper zum größten Teil aus Wasser bestehen ...«, sinnierte er.

Lucille schnaubte und zog ihre Hand, geballt zur Faust, zurück. »Du weichst mir aus«, gröhlte sie.

»Ich weiche nicht aus, obwohl das Ausweichen Teil meines Lebensprinzips ist, was sich sowohl für Menschen als auch für Ozeandampfer immer als höchst vorteilhaft erwiesen hat, wie der bedauerliche Fall der *Titanic* als Gegenbeispiel beweist. Also, nennen wir es eine Ehrensache, dass ich da noch einmal auftauche. Nein, das ist es nicht. Ehre ist eine Sache für Kriegerdenkmäler. Ich hoffe, dort etwas zu erfahren. Und wenn ich dort etwas erfahren habe, dann habe ich die Chance, diesen Nizza-Urlaub doch noch erfolgreich abzuschließen.«

Und was wollte er dann tun? Die Frage hatte er sich in den letzten Tagen oft gestellt.

Seinen Arbeitgeber hatte er wissen lassen, dass er krank sei. Um ein plausibles Attest zu bekommen, hatte er einen Arzt auf-

gesucht, dem er eine märchenhafte Geschichte vom Sturz von einem Strandfelsen aufgetischt hatte. Doch der junge Doktor war misstrauisch gewesen.

Tony Tanner hatte im letzten Moment noch das Psychologie-Diplom des Arztes, hübsch eingerahmt neben dem Hippokratischen Eid, an der Wand gesehen. So hatte er ihm einige Traumbrocken aus der Zeit seines Komazustandes hingeworfen und damit die Leidenschaft des Doktors nach Traumdeutungen und Esoterik befriedigt. Tatsächlich konnte Tony sich nicht an viele Traumereignisse erinnern, und die Gänge, die er im Geiste immer wieder durchlaufen hatte, interessierten den Arzt nicht. Aber der gewaltige Adler, dessen ungeheure Schwingen und ernste Augen Tony Tanner wirklich noch gut im Gedächtnis hatte, war Anlass genug, den Doktor zu einer langatmigen Analyse zu veranlassen.

Nachdem Tony diese mit einem freundlichen Gesicht überstanden hatte, erhielt er auch das notwendige Attest – neben vielen Erklärungen stand dort auch »Verdacht auf Psittakose« – und die Aufforderung, sich in einem serologischen Institut vorzustellen.

Das Attest verschaffte Tony Tanner Zeit. Doch wie würde er sie füllen, fragte er sich. Es gab einige Szenarien, wobei diejenige mit dem maximalen Spaßfaktor darin bestand, Dorkas das peladianische Fragment zwischen die Zähne zu schlagen und ihm mit dieser feinsinnigen Symbolik das Ende ihrer Zusammenarbeit anzudeuten. Er konnte sich deutlich an eine unüberwindliche Dunkelheit erinnern, in der er eingegossen war wie eine Mücke in einem Bernstein, und an seine Rachegeanken, die der letzte Pulsschlag des Lebendigen in ihm zu sein schienen. Aber solche Gedanken waren der letzte Luxus dessen, der völlig am Ende ist.

Jetzt lag die angenehme Wärme der Nachmittagssonne auf seinem Gesicht, und er konnte die Dinge gelassener einschätzen. *Die Dinge* gelassener einzuschätzen bedeutete allerdings, sie als

zugleich drängend, undurchschaubar und gefährlich einzustufen. Ob Dorkas in Wahrheit ein mieser Verräter war, spielte dabei nur am Rande eine Rolle. Inzwischen war Tony zu tief in die Angelegenheit (*Angelegenheit* war ein hübsches Wort für die vielen Möglichkeiten, mehr oder weniger freiwillig diese materielle Ebene zu verlassen, wie sich Dorkas ausgedrückt hätte) verstrickt, um daraus auszusteigen wie aus einem Linienbus.

Die Stimme Lucilles holte ihn aus seinen Überlegungen. »Ich habe mal eine Fernsehübertragung von einem Boxkampf gesehen. Der eine Boxer hatte in der Pause den gleichen finsternen Gesichtsausdruck wie du eben.«

Was kümmerte sie sich um seinen Gesichtsausdruck, verdammt noch mal. Angesichts ihrer dunklen Augen, die auf ihm lagen, bemühte sich Tony trotzdem, weniger boxerartig auszuschaun.

Sie quittierte seine Anstrengungen mit einem lauten Lachen, und als sich einige Leute aus der Nachbarschaft nach ihnen umdrehten, prustete sie hinter der vorgehaltenen Hand weiter.

»Und«, erkundigte sich Tony. »Hat der Boxer wenigstens gewonnen?«

»Er wurde in der nächsten Runde umgehauen. Smack in the middle!«

»Das sagst du jetzt nur, um mich wegen meines männlich markanten Aussehens zu strafen.«

»Wenn du denn eines hättest, mein Lieber, würde das kein Grund zur Strafe sein.« Da sie sich in französischer Sprache unterhielten und Tony eine Weile brauchte, bevor er die Konjunktivkonstruktion entziffert hatte, schaute er sie verwirrt an und nahm ihr so die Freude an ihrer Boshaftigkeit.

»Ich muss mal telefonieren«, erklärte Tony. »Wenn ich zurückkomme und auf meinem Platz sitzen nicht mindest zwei Typen, die wie Delon oder Pitt aussehen, würde ich an deiner Stelle mal über eine Schönheitsoperation nachdenken. Also bis gleich ...«

»Idiot.« Lucille lehnte sich zurück und wendete ihr Gesicht gegen die Sonne. Durch die geschlossenen Lider tauchte sie in einen Ozean aus warmem Rot, war sicher und geborgen wie ein Kern in rotem Fruchtfleisch. Zum ersten Mal seit Wochen erschien ihr diese Farbe nicht mehr wie der Schlachtruf von vergossenem Blut. Sie hörte durch das Stimmengewirr der anderen Gäste, durch das schrille Kreischen badender Kinder und das Rauschen der Wellen, wie sich seine Schritte entfernten. Es gab in ihr einen Filter, der alle anderen Geräusche zurückdrängte und aussortierte. Deutliche Anzeichen für eine Vertrautheit, die sich schon unbewusst entwickelt hatte, verborgen und heimlich und ohne ihrem Verstand die Möglichkeit des Einspruchs zu gewähren.

Bewahre mich vor den sieben Plagen der Liebe, dachte Lucille Chaudieu. Bewahre mich vor Eifersucht und der Sorge und der Sehnsucht und dem ungestillten Verlangen und den Stunden des Wartens und den tausend Missverständnissen und dem bitteren Schweigen und lass alles einfach so bleiben, wie es ist.

Ein dunkler Schatten legte sich auf das Rot.

»Nun, Erfolg gehabt«, fragte Lucille, ohne die Augen zu öffnen.

»Ja, ich sehe aus wie der junge Delon, aber der Effekt hält nur zehn Sekunden – Pech gehabt, zu spät, du hättest es haben können. Abgesehen davon: Der Laden, den ich besuchen will, hat heute tatsächlich auf.« Tony blinzelte in die Sonne, die sich dem Horizont näherte.

»Ich schätze, dass ich mich bald aufmachen werde.«

Lucille räusperte sich. Schon allein dieser Beginn ihres Satzes ließ Tony aufmerksam werden.

»Als wir an dem Gelände vorbeifuhren, wo sie dich festhielten, da erwähntest du etwas ... ich würde nur gern wissen, was geschehen ist, als du in dieser Ohnmacht warst ...«

»Du meinst, was ich geträumt habe oder so? Dann bist du

schon der zweite Mensch, den das interessiert ...«

Lucille nickte nur leicht. Der Wind wehte durch ihr Haar und legte ihr eine Strähne quer über das Gesicht. Mit einer unwirschigen Handbewegung wischte Lucille die Haare zur Seite und kräuselte dabei die Nase, sodass zwischen Stirn und Nasenwurzel kleine Wellen aus olivfarbener Haut erschienen. Es war das Ergebnis eines langen Trainings, das Tony davon abhielt, sie in diesem Moment anzustarren, wie ein Kulturtourist, der sich zum ersten Mal bis direkt vor die *Mona Lisa* durchgearbeitet hat. Maximal drei Sekunden Augenkontakt, dann Blick zur Seite, so etwas lernte man auch in seinem Beruf.

Lucille wirkte in diesem Augenblick, als sei sie aus zwei Teilen zusammengesetzt und als würde nun die Naht erkennbar, wo sich die beiden Hälften trafen. Hälften wohlgemerkt, die nicht genau zusammenpassten – da war diese energische Geste, passend zu der ebenso kratzbürstigen wie selbstbewussten Lucille – und dahinter lugte jetzt eine andere hervor, vielleicht nicht weniger selbstbewusst, aber weicher und freundlicher und offener.

Wie die jüngere Schwester, die in Kitschfilmen immer für Komplikationen sorgt und am Ende den Helden bekommt, dachte Tony. Er fing ihren erstaunten Blick auf und versuchte, sich wieder auf ihr Gespräch zu konzentrieren. Es fiel ihm nicht leicht.

»Ich war die ganze Zeit in einem Keller. Es muss so ein Keller gewesen sein, wie er zu modernen Wohnblocks gehört – eine Menge Gänge, Abzweigungen, Nebenwege – und ich lief dadurch und suchte nach dem Ausgang.«

»Und den hast du nicht gefunden?«

»Nein, das heißt, es gab ihn, aber jedes Mal, wenn ich mich der Stelle näherte, wo er sein musste, überkam mich die Panik. Ich wusste, vor dem Ausgang war etwas, irgendetwas Furchterregendes. Das trieb mich immer wieder zurück und ich lief weiter durch diesen verfluchten Keller. Pausenlos. Und dann wieder der Versuch, mich dem Ausgang zu nähern und die Angst.

Schließlich war ich überzeugt, dass es besser sein musste, sich diesem Etwas zu stellen als ein Gefangener zu sein. Ich wusste, dass ich keine Chance hatte, aber dann wäre es zumindest zu Ende gewesen, das allein schien schon ein Segen zu sein. Ich war auf dem Weg dahin ...«

»Und wie bist du aus diesem ... Keller entkommen?«

Tony überlegte. Tatsächlich hatte er sich selbst diese Frage schon oft gestellt. Aber er wusste es nicht. »Ich bin nicht entkommen. Ich meine, ich war es nicht selbst, es war nicht mein Verdienst. Aber ich weiß auch nicht, was geschehen ist. Ich kann mich an ein Geräusch erinnern – ein Rauschen. Wie von Wasser. Nein, Wasser war es nicht ... es klang ... ich weiß es einfach nicht, vielleicht wie ein rhythmischer Sturm ...«

Sie entschlossen sich, den Weg zur Altstadt zu Fuß zurückzulegen. Trotz Tonys honigsüßen Worten bestand Lucille darauf, ihn zu begleiten. Die Bistros und Cafés der Altstadt waren voller Touristen. Vom Jachthafen klang das metallische Klappern, mit dem der Wind die Seile gegen die Aluminiummasten schlug. Ein Motorboot tastete sich langsam aus seinem Liegeplatz, drehte und nahm dann mit dröhnenden Diesellaggregaten und weißer Heckwelle Fahrt auf. Inlineskater drehten ihre Runden.

Tony legte die Hand als Sonnenschutz über die Augen und schaute dem Motorboot nach, das die übliche Besatzung hatte – einige Herren und noch mehr Damen, wobei das Lebensalter aller weiblichen Passagiere in der Addition gerade mal an die Zahl der Jahresringe eines einzelnen dieser Herren heranreichte.

Dann blickte Tony die Straße hinauf und hinunter und versuchte, sich an den Weg zu erinnern, den er vor scheinbar unendlich langer Zeit genommen hatte. Er war sich nicht sicher, aber er beschloss, seinem Instinkt zu folgen. Er nahm einen Weg, der ihn in die Altstadt führte.

Manchmal war er sicher, diesen Laden oder dieses Haus wiederzuerkennen, dann wieder erschien alles völlig fremd. Einmal

blieb er stehen, legte mit geschlossenen Augen die Fingerspitzen an die Schläfen und versuchte, sich den Abend, an dem ihm Lagrange zu *La Gueule* geführt hatte, in allen Einzelheiten bewusst zu machen.

Eine Hand, die sich auf seine Schulter legte, störte ihn in seiner Konzentration.

»Ist dir nicht gut«, fragte Lucille besorgt.

Er schüttelte den Kopf, etwas ruppiger vielleicht als eigentlich gewollt, und sie zog die Hand zurück. »Ich versuche, mich an den Weg zu erinnern«, erklärte er dann entschuldigend. »Und bevor du jetzt fragst – richtig, ich könnte mich auch nach dem Weg erkundigen ...«

»Aber das wäre zu einfach, wie?« Lucille schüttelte ihren Kopf.

Zuguterletzt wäre Tony fast an dem Eingang der Kneipe vorbeigelaufen. Er verbot Lucille energisch, ihm zu folgen, musste aber einen lästigen Handel mit ihr machen, der es ihr erlaubte, nach einer Viertelstunde, sollte er dann noch nicht wieder auf der Straße sein, die Gendarmerie zu holen.

Dann betrat er mit Schwung den Innenraum und ging, ohne nach links und rechts zu schauen, weiter bis zu der Tür am Ende des Ganges.

Er hatte das Klopfzeichen noch im Ohr, diesen auf Holz getrommelten Slogan des *Algerie française*. Während er wartete, drehte er das Lederband an seinem linken Handgelenk in die richtige Position. Er hatte die Peitsche seit langer Zeit nicht mehr registriert, empfand es nun aber als selbstverständlich, dass sie nach all dem, was passiert war, immer noch an ihrem Platz wartete.

Die Tür wurde einen Spalt weit geöffnet, ein Augenpaar musterte ihn. Bevor sich in dessen Blicken etwas wie Erkennen oder Abwehr bilden konnte, warf sich Tony mit aller Kraft gegen die Tür. Die Kante knallte gegen ein Gesicht, der Mann auf der anderen Seite taumelte mit einem Aufschrei zurück, und Tony drückte die Tür vollends auf und sprang in den Raum. Dann

warf er die Tür von innen zu und stellte sich mit dem Rücken zu ihr, eine Hand auf den Drehknopf gelegt.

Es war, als würde er auf ein Wachsfigurenkabinett herabsehen. Die Männer saßen bewegungslos und starrten ihn an. Selbst *La Gueule* konnte seine Verblüffung nicht verbergen.

Tony fixierte ihn. »Sie haben noch etwas für mich«, sagte er dann ruhig. Woher diese Ruhe kam, wusste er selbst nicht zu sagen.

La Gueule kam in Bewegung. Er fischte ein Zigarettenpapier aus der Hülle, die auf dem Tisch neben den Karten lag, holte einen goldenen Kugelschreiber aus der Innentasche seines Jacketts und schrieb dann einige Worte auf das Papier. Er brauchte lange dafür und malte die Buchstaben voller Sorgfalt wie ein Kind, das die Kunst des Schreibens noch mit letzter Sicherheit beherrscht.

Als er fertig war, reichte er den kleinen Zettel mit zwei Fingern in Tonys Richtung.

Tony bewegte sich keinen Millimeter nach vorn. Stille herrschte.

Der Mann auf dem Boden stöhnte und wischte sich über das Gesicht, auf dem ein roter Streifen aufquoll. Auf dem Gang trällerte eine Frauenstimme einen alten Schlager. Die Sekunden taumelten fort wie Staubkörnchen in einem Lichtstrahl. *La Gueule* schaute über den Zettel auf Tony und stand dann auf, um ihm das Papier zu geben.

Villa Nèptune, Avenue des Baumettes, las Tony.

»Der Besitzer ist Kunstsammler, lässt aber nur ausgesuchte Bekannte an seine Schätze. Zurzeit ist er aber nicht im Lande, und seine Sammlung wird umgebaut, weil er vor einiger Zeit einen großen Posten neuer Werke ersteigert hat. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen«, erklärte der Franzose.

»Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet. Ich vermute das leidige Kapitel der Bezahlung Ihrer ... Dienste haben schon andere für mich erledigt?«

La Gueule nickte.

Mit provozierender Langsamkeit drehte Tony der Gesellschaft den Rücken zu, öffnete die Tür, ging heraus und zog die Tür hinter sich zu. Niemand regte sich.

Er durchquerte den Gasträum und traf auf der Straße auf Lucille, die nervös hin und herging. Er gab ihr nur ein Zeichen mit dem Kopf und lief dann zum Jachthafen. Als klar war, dass ihm keiner folgte, blieb er stehen und wartete, bis Lucille neben ihm stand. Tony sagte nur ein Wort - *Anette*.

Lucille verdrehte die Augen und griff zu ihrem Funktelefon.

Der Taxifahrer schaltete in den zweiten Gang und zeigte dann auf die Einfahrt, an der sie gerade langsam vorbeifuhren. »Chateau des Ollières«, erklärte er.

Tony beugte sich vor, um an Lucille vorbei auf das Gebäude am Ende eines breiten Kiesweges zu schauen. Durch alte Bäume schimmerte gerade genug von dem Schloss, um die eigenartige Mischung von Baustilen erkennen zu lassen. Ein Teil der Fassade schien auf direktem Wege aus Venedig importiert zu sein, während andere Formen auf portugiesische Vorbilder zurückgingen.

Ein russischer Prinz, erklärte der Fahrer, hatte sich das Chateau am Anfang des Jahrhunderts erbauen lassen. Nun beherbergte das Gemäuer ein exklusives Hotel mit angeschlossenem Restaurant.

Nach einer Weile hielt der Wagen vor einem vergitterten Tor.

Tony bezahlte und bat den Fahrer, unterstützt von einem eindrucksvollen Trinkgeld, zu warten, auch wenn es etwas länger dauern sollte.

In den Säulen links und rechts des Tores war keine Klingel zu entdecken, und so standen Tony und Lucille etwas hilflos herum. Aber irgendwo musste sich eine verborgene Kamera befinden, denn ein Summen ertönte und das Tor sprang mit einem Klacken auf.

Sie sahen sich an und schritten dann hindurch und den mit Steinplatten belegten Weg entlang. Tony hatte sich lange überlegt, ob er Lucille mitnehmen sollte, war dann aber zu der Erkenntnis gekommen, dass er mit ihr die Personifikation eines Ablenkungsmanövers an der Hand hatte, zumindest, wenn es um die Aufmerksamkeit männlicher Personen ging. Hinter dieser rationalen Erklärung ahnte er zumindest die tiefer gehende Tatsache, dass er gern mit ihr zusammen war.

Lucille nahm es als selbstverständlich hin, dass er sie mitnahm. Schließlich hatte sie die Fäden geknüpft und mit einer Mischung aus ausgefeilter Psychologie und instinktiver weiblicher Tücke Anette in einen regelrechten Stresszustand versetzt.

Anette hatte Himmel und Hölle in Bewegung versetzt, um dieser Ziege Lucille zu beweisen, dass ihr »Schnutziputzischatzi« Beziehungen in die höchsten Kreise hatte und auch Besuche in ansonsten fast hermetisch verschlossene Privatsammlungen ermöglichen konnte.

Lucille hatte etwas nachgelegt und Tony als einen britischen Beamten aus der Nähe des Buckingham Palastes dargestellt, eine Übertreibung, die Tony ebenso peinlich erschien wie Potenzprotzerei an Kneipentresen nach Mitternacht.

Anettes Liebhaber besaß tatsächlich beste Verbindungen, und so konnte Anette sicher sein, dass sowohl Tony als auch Lucille ihr bestes Gedeihen in der Zweierbeziehung wünschten, und sei es aus praktisch-egoistischen Gründen.

Jetzt, wo sie in diesem Park waren, konnte die Sache nur ein Kinderspiel sein. Fotografieren des peladianischen Fragmentes, entweder offen oder verdeckt mithilfe einer kleinen Minokamera, in diesem Fall würde Lucille für die Ablenkung zuständig sein, und dann Rückzug und Rückfahrt und Rückflug.

Der Gedanke an London erweckte in Tony Tanner allerdings nur wenige positive Gefühle. Da war zuerst einmal die unklare Beziehung zu Dorkas – Tony misstraute seinem Auftraggeber und stellte fest, dass die Vorstellung, mit Dorkas in Unfrieden zu

scheiden fast so schwer wog wie das zweite Problem. Es lautete Lucille Chaudieu und ließ sich in dem Satz zusammenfassen *Was macht sie, wenn ich nach London fliege?*.

Eine Gestalt mit fliegender Krawatte eilte auf sie zu. Hinter einigen Bäumen wurde die Villa sichtbar. Sie hatten beide mit einem älteren Bau gerechnet und sahen nun mit Erstaunen auf große Glasflächen und weiß gekalkte Wände, die in der Sonne schimmerten. Das Gebäude machte auf den ersten Blick einen klaren und offenen Eindruck.

Im Näherkommen wurde die eilige Gestalt als junger Mann in einem gut sitzenden Anzug erkennbar, der schon von Weitem Gesten des Bedauerns und des Willkommens zu ihnen herübersandte.

»Jose-Maria Torreas«, stellte er sich vor. »Ich bin der Stellvertreter des stellvertretenden Kurators von Mister Broderick. Mister Broderick ist, wie Ihnen bekannt sein wird, der Besitzer der Sammlung. Er ist wenig an Gesellschaft interessiert, daher auch kaum bekannt.«

Torreas sprach ein hochliterarisches Französisch, das Lucille an gewisse snobistische Absolventen der Ecole superieure erinnerte, pflegte dabei aber seinen leichten spanischen Akzent, der ihn das R rollen ließ und die L etwas fremdartig machte. Von seinem Akzent, den er wie ein Schönheitspflasterchen pflegte, abgesehen, hatte Torreas nichts von einem Spanier an sich. Er war einen Kopf größer als Tony, zeigte trotz seiner Jugend – er mochte vielleicht Mitte zwanzig sein – deutlichen Bauchansatz und war mit seinem Stiernacken, den kurz geschorenen blonden Haaren und den wasserblauen Augen das Urbild eines Fischers an einem norwegischen Fjord.

»Es geht hier bei uns etwas drunter und drüber«, fuhr er mit seinen Erklärungen fort und umfasste mit beiden Armen das gesamte weitläufige Gelände. »Wir haben einen großen Posten neuer Exponate bekommen, müssen die Ausstellung erweitern – und nun wird die Alarmanlage entsprechend umgebaut. Und,

wie es so kommen muss, hat es dabei einen Kurzschluss gegeben. Der Toröffner und die Kamera sind so ziemlich das Einzige, was jetzt noch funktioniert.«

Tony nickte verständnisvoll. Indessen fühlte er bei den Worten von der ausgefallenen Alarmanlage ein Kribbeln im Bauch.

Auch Lucille warf ihm einen Blick zu.

Vor dem Gebäude standen zwei Lieferwagen einer lokalen Elektrofirma. Ein Elektriker im Blaumann studierte einen Schaltplan und unterhielt sich dabei über ein Funktelefon mit seinem entfernten Kollegen. Torreas schaute ihn fragend an und bekam ein Schulterzucken als Antwort.

Weil sich die Haupttüren wegen des Stromausfalls nicht öffnen ließen, betraten sie die Villa durch einen Nebeneingang und wurden an einigen Büros vorbeigeführt, um schließlich in der Haupthalle anzukommen.

»Ich sagte es ja – etwas chaotisch«, entschuldigte Torreas. Ihm war das Durcheinander sichtlich unangenehm.

In der großen Halle waren mit Holzböcken und Brettern Tische improvisiert worden, auf denen die neu erstandenen Exponate ausgebreitet waren. Es handelte sich um ein Sammelsurium künstlerischer und kunstgewerblicher Objekte, wobei der Pop-Art-Kitsch von Jeff Koontz neben einer altperuanischen Vase stand.

Der Anblick nahm Tony fast den Atem.

Torreas bemerkte, wie beeindruckt Tony war, und taute merklich auf. Er erklärte kurz, nach welchem Ordnungssystem sie versuchten, die Objekte zu katalogisieren. Im Augenblick hatte jedes Objekt eine Nummer, die auf einem angehängten Zettel notiert war und eine dazugehörige provisorische Karteikarte. Die Nummern waren aus bestimmten Gründen nicht fortlaufend. Tony schritt langsam an den Tischen entlang. Was hier ausgebreitet lag, musste den Wert einer dreistelligen Millionensumme haben – und der geistige Wert war erst gar nicht zu beschreiben.

Allein die Beispiele indianischer religiöser Kunst hätten, wenn sie öffentlich bekannt geworden wären, zu heftigen Konflikten mit den heutigen Nachkommen der beraubten Stämme geführt.

Links waren die schon in der Kartei aufgenommenen Objekte, erkennbar am Fehlen der Karteikarte. Rechts lagen die Kunstschätze, die noch auf ihre Registrierung warteten.

Eine unklare Idee bildete sich in Tonys Kopf. Er wollte sie ausspinnen, aber dann fielen seine Blicke auf die großformatigen Ölbilder, die gegenüber dem Eingang aufgehängt waren. Die Gemälde nahmen ihn sofort in ihren Bann. Langsam und fast ehrfurchtsvoll ging er auf sie zu, suchte sich den passenden Abstand und versank in ihre Betrachtung. Die Formate waren riesig und betrugten alle etwa zwei mal drei Meter. Die Farben waren düster, sie wirkten kreidig, und nur manchmal trommelte ein helles Rot oder kreischte ein Gelb aus der grauen, grünen oder braunen Fläche heraus.

Tony verstand genug von Kunst, um sich sofort an die letzten gegenständlichen Bilder von Jackson Pollock erinnert zu fühlen. Auch hier hatte der Künstler alptraumhafte Schimären auf die Leinwand gebannt. Schwarzleibige Raubtiere lauerten hinter Häuserecken, erschreckten durch das schimmernde Weiß ihrer Gebisse und das tückische Grün-gelb ihrer geschlitzten Augen. Sie erinnerten an Wölfe, aber sie waren mehr als das – die Addition aller Ängste, die ein Mensch vor solchen Bestien haben kann. Die Häuser auf den Bildern wirkte verlassen; aber verstörte Gesichter lugten aus Fensterhöhlen, die Wege in die Ferne waren von Fliehenden belegt, die jedoch nur in Richtung quallig aufsteigender Rauchsäulen, über denen Vogelscharen flatterten, zogen.

Nur eine Gruppe schien nicht von Furcht gepackt. Sie rastete etwas abseits der Häuser. Auf den ersten Blick wirkten diese Gestalten wie Karikaturen, und Tony empfand sie als störend, weil diese Bilder für solche Stilbrüche nicht geeignet erschienen. Er musste sich dem ersten Bild nähern, um die Gruppe genau er-

kennen zu können. Sie bestand aus Männern, die eng beieinandersaßen, als müssten sie sich gegenseitig schützen. Einige Trümmer in regelmäßigen Formen umgaben die Gruppe wie die Reste einer Mauer. Einer der Männer hielt ein Buch in den Händen und schien daraus vorzulesen.

Tony konnte sogar einige Zeilen auf der Seite entziffern - ... *des faulen Friedens hinter sonnengeilen Feldern, stumpf stinkend wie der Kopf des unverkauften Fisches auf dem Markt nach Mitternacht und nah ...* Es klang nach Ezra Pound, aber sicher war sich Tony nicht.

Das Motiv der Männergruppe tauchte in allen Bildern auf. Nur in dem Letzten fehlte es, und es war dieses Bild, das Tony am meisten beeindruckte. Hinter einem Netz von Farbe, die in Pollockscher Manier wild auf die Leinwand geträufelt war, sprangen die wolfsartigen Raubtiere den Betrachter förmlich an. Sie schienen mit der Wucht ihrer muskulösen Körper diese letzte Barriere in der nächsten Sekunde zerfetzen zu wollen. Gierige Augen, gebleckte Reißzähne, lüstern hängende Zungen - für den Betrachter war klar, dass er gemeint war.

Obwohl die Darstellung auf dem Bild alles andere als realistisch war, besaß es eine höhere Form des Realismus - jene Form, die jeden, der sich dem Gemälde zuwandte, wie einen Sog erfasste und ihn zutiefst betroffen machte.

Tony musste sich überwinden, um näher an das Werk heranzugehen, um das kleine Schild mit Maler und Titel lesen zu können. *Ronald Gainsworth, 1999* stand da nur. Er war so gepackt von dem Bild, dass er zusammenzuckte, als sich Torreas neben ihn stellte.

»Gigantisch nicht wahr«, sagte der Spanier. Tony nickte nur wortlos, und Torreas begeisterte sich.

»Archaische Symbolik, transferiert in das Atomzeitalter, Abstraktion und Gegenständlichkeit auf höherer Ebene zu einer psychologisch stringenten Synthese vereinigt. Sie können stolz auf Ihren Landsmann sein, Herr Tanner.«

»Wie heißt die Serie?«

»Sie heißt *Raubwölfe / Europa*. Der Titel ist weniger offensichtlich, als er scheint. 1999 war das letzte Bild von Gainsworth, danach scheint er seine Produktion unterbrochen zu haben. Aber er ist einer von denen, die sich nicht an die Öffentlichkeit drängen.«

»Diese Gruppe von Männern, die auf den anderen Bildern erscheint. Ist sie auch irgendwo auf 1999 versteckt?«

Torreas lachte auf und strich sich mit einer etwas gezierten Geste über die Haare. »Die Jungs sind Ihnen also aufgefallen? Ich nenne sie immer die Jungs, wissen Sie. Gainsworth ist nämlich bekennender Homosexueller. Hat doch tatsächlich mal gesagt, der Anblick einer nackten Frau würde bei ihm Übelkeit erregen – dieser Schlingel, dieser. Daher kommt natürlich der Verdacht, dass er hier so eine Art *Frühstück im Grünen* für die Rosa-gefärbten macht.«

»Dafür sind die Gedichte, die dort vorgelesen werden, etwas zu gewalttätig und düster.«

»Alle Achtung, Herr Tanner, Sie haben die Zeilen gelesen. Übrigens ein etwas veränderter Pound, wie Sie sicher sofort erkannt haben. Ja, es ist natürlich alles Interpretationssache, was die Jungs dort auf den Bildern zu suchen haben. Aber es gibt sie auch auf 1999.«

Torreas trat an das Bild heran und zeigte auf einen schwarzen Fleck in der linken unteren Ecke. »Hier sind sie. Wenn man ganz genau hinschaut, kann man sie unter diesen labyrinthartigen Pinselstrichen erkennen. Wobei ich nicht sagen kann, ob das sozusagen zur ursprünglichen Intention des Werkes gehört – die Jungs sozusagen im Verborgenen wirkend – oder ob Gainsworth sie in einem späteren Stadium getilgt hat, weil sie nicht mehr zu passen schienen.«

Diese Frage stellte sich Tony Tanner in diesem Moment auch. Die Gruppe hatte den Bildern einen Akzent von Hoffnung gegeben. Sie verkörperte Kraft, Zusammenhalt, manchmal Kampfbereitschaft und manchmal etwas wie Geist in einer chaotischen

Umgebung. Sie in 1999 auszutilgen, gab dem Bild etwas düster Prophetisches. 1999 – das Jahr, in dem die Raubwölfe durch die Absperrungen dringen? Oder sollte dieser schwarze Fleck die Gruppe nicht ausradieren, sondern sie schützen?

Die Gedanken waren müßig. Tony riss sich von der Betrachtung los und gab Lucille ein unauffälliges Zeichen. Die machte sich sofort mit einem herzerreißenden Lächeln an Torreas heran.

»Nicht, dass ich etwas gegen Jungs hätte«, flötete sie und schob ihren Arm unter den des Herrn Torreas. »Aber mir sind diese Werke zu düster. Würden Sie die Freundlichkeit haben, mich schon zu unserem eigentlichen Ziel zu führen. Herr Tanner ist es zuzutrauen, dass er den Weg alleine findet.«

Torreas nickte und erklärte Tony, dass er nur die Treppe hoch und dann geradeaus gehen müsste. Dann entfernte er sich mit der munter auf ihn einplaudernden Lucille.

Tony schaute sich um. Er war allein. Auch draußen war kein Mensch zu sehen. Schnell trat er an den Tisch. Er musste jetzt fix handeln, und dieses Wissen machte ihm die Sache nicht leichter. Er zog eine ägyptische Schminkpalette in Betracht, nahm eine mykenische Goldfolie in die Hand.

Dann entschied er sich für eine flache Steinplatte in der Größe eines normalen Papierblattes. Ein kurzer Blick zeigte ihm, dass einige Tiere dargestellt waren, die auf Häusern standen. Die einzelnen Häuser, Symbole für Ansiedlungen vermutlich waren mit geraden Wegen verbunden. In einer Sekunde riss Tony den Zettel von der Platte und steckte die Karteikarte ein. Das Objekt hatte aufgehört, offiziell zu existieren. Er steckte die Platte in die Tasche, wobei er die Nähte halb aufriss und folgte den anderen. Der Rest war ein Kinderspiel. Tony fotografierte einige Ausstellungsstücke, während Lucille in einer Ecke des Raumes eine genauere Erklärung über ein Exponat zu bekommen wünschte.

Torreas wand sich vor Scham und erklärte auch hier sei ein

großes Durcheinander, bemühte sich aber doch, Lucilles Neugier zu befriedigen.

Unterdessen näherte sich Tony der Säule, auf der *Peladianisches Fragment* zu lesen war. Er griff nach der ausgestellten Platte und stellte die andere, die er aus seiner Tasche holte, an ihrer Stelle hin. Die gestohlene Platte war kleiner und passte problemlos in seine Tasche. Nun musste er nur noch Position vor der Säule beziehen, sodass Torreas nicht auf das vertauschte Objekt sehen konnte. Aber ein schneller Blick hätte sowieso nichts verraten. Durch einen Glücksgriff Tonys ähnelten sich Form und Farbe der Objekte fast perfekt. Tony und Lucille bleiben noch eine Viertelstunde und wurden dann zum Tor gebracht.

Für Tony hatte Torreas einen männlich-markanten Händedruck, bei Lucille ließ er sich zu einem perfekten Handkuss hinreißen. Dann klackte das Tor wieder zu.

Sie bestiegen das wartende Taxi, und Tony stellte mit einem Gefühl der Euphorie fest, dass er ein perfekter Kunstdieb war. Die zerknüllte Karteikarte warf er aus dem Autofenster in den warmen Fahrtwind.

Der Mann starrte Tony an und Tony Tanner starrte den Mann an.

»Herr Dorkas ist gerade nicht zu Hause. Aber kommen Sie doch herein, ich, ich wohne hier zurzeit als Gast und ...«

Tony versuchte, sich darüber klar zu werden, woher er das Gesicht des Mannes kannte. Er ließ alle Begegnungen der letzten Monate Revue passieren, und es waren eine ganze Menge, aber er fand kein passendes Pendant zu seiner Erinnerung.

»Kairo«, sagte Little.

Tony verzichtete auf alle Hemmungen und Höflichkeiten und tastete Littles Gesicht mit den Blicken ab. »Sie haben zugenommen«, stellte er dann trocken fest.

»Was man von Ihnen nicht behaupten kann.«

»Oh, die paar Pfund, die mir noch fehlen, kriege ich in den

nächsten Wochen wieder auf die Rippen. Dazu esse ich viel zu gern.«

Tony schaute sich in der Wohnung um. Ihn überkam das Gefühl, das jemand haben mochte, der nach langer Zeit wieder sein Kinderzimmer betritt – eine Mischung aus Wehmut und Fremdheit. Als er nach Nizza abgereist war, hatten diese Räume für ihn schon fast die laue Wärme des Heimatlichen gehabt. Zumindest waren sie etwas gewesen, das er nicht so leichthin verließ wie ein Hotelzimmer. Nun stand er hier und erkannte, dass er lange fortgewesen war und weit fort.

Little hielt sich Hintergrund, ließ aber keinen Blick von ihm wie ein Verkäufer, der einen Kunden belauert.

Schließlich sagte Tony: »Ich werde mir wohl besser erst mal ein Hotelzimmer suchen. Ich melde mich, wenn Dorkas auch wieder im Lande ist.«

Der Satz war so etwas wie das letzte Leuchtsignal, aber Little reagierte nicht darauf, bat ihn nicht zu warten, bot ihm keinen Platz an, sondern führte seine stumme Pantomime des Verfolgers weiter.

»Alsdann«, sagte Tony Tanner zum Abschied und trat hinaus auf den Flur. Er ging langsam, um dem seltsamen neuen Mitbewohner von Dorkas' die Chance zu bieten, sich zu besinnen und ihn zurückzurufen, aber der blieb stur wie ein schottisches Hochlandrind. Er öffnete die Haustür und warf einen Blick nach hinten und prallte im nächsten Moment mit einem Mann zusammen, der nicht auf ihn achtete, weil er seine Hausschlüssel suchte.

Tony und Dorkas standen wie Ringer am Beginn des Kampfes. Dann stieß Dorkas Tony mit einer schnellen Bewegung von sich.

»Ab in den Flur«, zischte er. »Man muss Sie hier nicht sehen.«

Im Flur erklangen aus einem oberen Stockwerk Stimmen und Schritte, und so hastete Tony hinter Dorkas her in dessen Wohnung. Nach Luft schnappend standen sie hinter der Tür.

Dorkas lugte wie ein U-Boot-Kapitän durch den Spion auf den Flur und wandte sich erst, als er sicher war, dass dort wirklich bekannte Hausbewohner entlangkamen, Tony zu. Auf der Stirne von Dorkas standen Schweißperlen.

Unwillkürlich musste Tony grinsen. Die Situation war gänzlich ungeeignet als Beginn eines Rachefeldzuges.

Plötzlich entspannte sich die Atmosphäre, und auch Little, der diese knisternden Funken der Aggression schon seit Tagen gespürt hatte, wurde lockerer. Trotzdem mussten sie sich erst wieder aneinander gewöhnen und redeten sorgfältig um die Geschehnisse der letzten Zeit herum. Es war absolut bizarr, stellte Tony fest – da war kein *Schmal bist du geworden* oder *Wie ist es dir ergangen*, so als wäre die völlige Vermeidung solcher alltäglicher und selbstverständlicher Gesten das geheime Erkennungszeichen einer Verschwörerclique.

Schließlich stand Dorkas auf und rieb sich die Augen. »Ich fürchte, ich muss dieses gesellige Beisammensein beenden, zumindest was meine Person angeht. War ein anstrengender Tag – man soll nicht glauben, wie misstrauisch Journalistennachwuchs sein kann. Und dann der Anwalt. Na ja, darüber können wir morgen konferieren.«

»Es gibt in der Tat einige Dinge, die wir noch abklären müssen«, erwiderte Tony.

Dorkas warf ihm einen bezeichnenden Blick zu und nickte. Dann entschied er, dass Tony aus Gründen der Sicherheit bei ihnen bleiben müsse und verteilte Schlafplätze. Nun war der rechte Augenblick für seinen großen Auftritt gekommen, entschied Tony.

»Bevor Sie sich in Morpheus' Arme flüchten, muss ich Ihnen noch etwas zeigen«, sagte er zu Dorkas. Mit eleganter Geste warf er seinen Koffer auf den Küchentisch, öffnete ihn und holte einen Gegenstand heraus, der sorgfältig in ein gebrauchtes Hemd eingeschlagen war.

Dann räumte er den Koffer vom Tisch, legte den Gegenstand in

dessen Mitte und zupfte in der Art eines Zauberkünstler den Stoff zur Seite.

»Voilà, die Herren, das peladianische Fragment! Eigenhändig aus der Villa Nèptune gestohlen.«

Dorkas hatte ihm über die Schulter geschaut. Nun hörte Tony das scharfe Geräusch, mit dem Dorkas die Luft einsog. Stille. Dann die zitternde Stimme von Dorkas: »Das da – dieses – Teil, ist alles andere. Aber es ist nicht, ich wiederhole nicht, nie und nimmer, nie gewesen und wird es nie sein, das peladianische Fragment!«

Wie vom Donner gerührt stand Tony und schaute auf den Tisch und dann auf Dorkas und auf Little.

Dorkas fuchtelte mit den Armen und war rot angelaufen. Seine Stimme war leise, aber von einer Heiserkeit, die seinen Zorn besser zum Ausdruck brachte als jedes noch so laute Gebrüll.

»Das Ding da ist spätrömisch, das sieht doch ein Idiot auf den ersten Blick. Zwischen diesem – diesem Machwerk und dem peladianischen Fragment liegt gerade mal ein Jahrtausend und noch ein halbes.«

Tony wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. »Das ist nicht möglich. Auf dem Ausstellungsplatz war dieses Objekt eindeutig als peladianisches Fragment bezeichnet.«

Dorkas lachte bitter. »Wer wollte sich diesem Argument widersetzen. Ein Pappschildchen, das ist es gewesen? Oder vielleicht gerade mal ein Zettel mit Schreibmaschinenschrift. Wie lange braucht man, um so etwas auszutauschen? Reden wir hier von Sekunden oder sollten wir nicht schon zu Zehntelsekunden übergehen?«

Hatte sich Tony Tanner jemals im Leben derart geschämt? Wenn ja, dann konnte er sich nicht mehr daran erinnern. Und das war gut so. Er zuckte hilflos die Achseln. »Gibt es hier im Hause irgendeine Flüssigkeit, mit der man sich möglichst schnell ins Delirium saufen kann?«

Dorkas schaute stumpf vor sich hin, dann schlug er Tony auf

die Schulter. »Kopf hoch, morgen sehen wir weiter. Und irgendwo muss ich auch noch eine halbe Flasche Cognac haben, falls Sie bei Ihrem Vorhaben bleiben.«

Tony hasste Cognac und blieb bei seinem Vorhaben. Nach einer dreiviertel Stunde begann er weinerlich zu lallen, nach einer weiteren halben Stunde schnarchte er mit offenem Mund in einem Sessel. Es war nicht allein diese Geräuschkulisse, die Dorkas und Little nicht schlafen ließ.

Dorkas, das stellte Little besorgt fest, war angeschlagen. Er gab sich nicht einmal mehr die Mühe, seinen deprimierten Zustand zu verbergen. Er schlurfte mit Altmänner-Schritten durch die Wohnung, schaute aus dem Fenster, zog sich wieder in sein Schlafzimmer zurück und war nach einigen Minuten wieder unterwegs. Zuletzt schaltete er das Licht in der Küche an und betrachtet die Diebesbeute des Tony Tanner.

Spätromisch, das war sofort zu erkennen. Und dennoch war es ein seltsames Werk. Eine nackte gehörnte Gestalt hieb mit einem Schwert die Maschen eines Netzes durch, aus dem sich monströs geformtes Getier der Tiefe ergoss. Etwas erweckte Dorkas' Aufmerksamkeit. Er beugte sich vor und ließ seine Fingerspitzen leicht über die Oberfläche des Reliefs gleiten.

Die Hörner der Männergestalt waren auf beiden Seiten abgebrochen. Zuerst hatte er es für eine Beschädigung gehalten. Nun war er sich sicher, dass der Künstler diesen Effekt von Anfang an gewollt hatte. Aber welche Gestalt mochte das sein?

Dorkas überlegte, ohne ein Ergebnis. Dann fiel ihm ein Titel eines Goya-Werkes ein: Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer. Dieser Satz hatte nichts mit dem zu tun, was er jetzt vor sich sah, und dennoch arbeiteten die Worte in Dorkas weiter, veränderten sich und formten sich um. »Der verstoßene Gott befreit die Monster der Tiefe.«

Dorkas hörte die Stimme und registrierte erst mit Verzögerung, dass es seine eigene war. »Das Netz«, flüsterte etwas. Er-

schrocken fuhr Dorkas herum und stieß mit dem Ellbogen gegen Little, der unbemerkt hinter ihn getreten war.

»Das Netz«, stammelte Little. »Das Netz – diese Fäden, das waren die Maschen eines Netzes. Sie haben das Netz in der Hand!«

»Ja«, sagte Dorkas düster. »Genau das ist es. Sarah Hamilton hat versucht, das Netz zu zerschneiden. Ihre verdammten Steinsetzungen sollten wie ein Schwert wirken. Ja, das muss es sein.« Dorkas setzte sich auf einen Küchenstuhl und versank in stummer Überlegung. Dann fuhr er wieder hoch.

»Das ist es. Die Pfähle, die der Pharao mit sich führte, die Reliefs in der Grabkammer ...« Vorbei an dem verständnislosen Little sauste Dorkas zu dem Sessel, in dem Tony schnarchte.

Dorkas riss Tony am Kragen hoch und schüttelte ihn. Tonys Lider öffneten sich einen Spalt und ließen zwei Augen erkennen, die an die verschmutzten Scheiben einer lange ungenutzten Industriehalle erinnerten. Dorkas öffnete seinen Griff, und mit einem lauten Protestschnarcher plumpste Tony zurück in den Sessel. Er fuchtelte ein wenig mit Armen und Beinen und fand dann eine Position, die ihm gelegen zu sein schien.

Nachdem er Tony mit einer Wolldecke versehen hatte, kehrte Dorkas in die Küche zurück.

»Sie sind sicher?«, fragte er Little.

»Absolut. Ich weiß es, fragen Sie mich nicht, wieso, aber ich weiß, dass es so ist. Es gibt irgendetwas, das – aber ich brauche mich nicht zu wiederholen.«

Dorkas ging unruhig auf und ab. Etwas fehlte noch. Etwas war noch nicht logisch. Vor der Steinplatte blieb er stehen und murmelte vor sich hin. Was sollte diese Gestalt mit den abgebrochenen Hörnern darstellen? Einen Gott? Einen Teufel? Keines von beiden, denn sonst wären diese Hornstümpfe nicht gewesen. Ein gefallener Gott, verwiesen aus den Gefilden der Ewigkeit und dennoch nicht ohne Kraft und Willen. Einer, der die Ordnung der Dinge bekämpft. Die Ordnung des Kosmos, welche Ungeheuer in Schach halten konnte.

Dorkas kratzte sich am Kinn. Er schaute auf Little und schaute wieder auf das Relief.

»Das ist es!«, beschied Dorkas dann. »Sie zerstören das Alte und bauen etwas anderes auf. Das alte Netz fesselt sie, das neue lässt sie frei. Aber worüber reden wir eigentlich? Was bedeuteten diese Netze eigentlich ...?«

Nach einem Räuspern und einigen vergeblichen Ansätzen, bei denen ihm die Stimme versagte, antwortete Little: »Fäden, die sich über die Landschaft ziehen – vielleicht auch Drähte – Leitungen – Energiekabel – vielleicht habe ich mich getäuscht, vielleicht halten sie ja nicht das Netz, sondern das Netz hält sie – versorgt sie mit Energie ...«

»Das muss kein Widerspruch sein.« Beim Stichwort Energie hatte etwas in Dorkas Überlegungen gezuckt. Er eilte in den Nebenraum und machte das Licht an.

Tony fuhr aus dem Schlaf, brabbelte einen Protest, der an Lucille gerichtet zu sein schien, und fiel wieder in tiefen und lauten Schlaf.

Dorkas raffte Papier und Karten zusammen und kehrte zu Little zurück. »Ausgehend von der Hypothese, dass Sarah Hamilton, bewusst oder unbewusst, die Absicht hatte, eine Masche aus dem alten Netz zu zerstören, dann würde das bedeuten, dass sich ...«

Die Karten raschelten und purzelten zu Boden, als sich Dorkas nervös durch den Haufen zu dem gewünschten Blatt durchwühlte. Er verglich, maß mit gespreiztem Daumen und Zeigefinger, und blieb dann stehen, beide Arme auf den Tisch gestemmt wie ein Feldherr, der sich gerade seiner verlorenen strategischen Position bewusst geworden ist. Er wendete den Kopf zu Little.

»Ich hatte nicht erwartet, dass die Sache solche Dimensionen hat.«

»Welche Dimensionen?«

»Nennen wir es einfach global. Jeder Idiot führt heute diesen Begriff im Mund. Aber ich fürchte, und ich wünschte es wäre an-

ders, ich fürchte, in diesem Fall hat der Begriff seine Berechtigung. »Er rieb sich die Nase und dann gähnte er und schaute auf die Uhr.

»Trotz dieser Lärmquelle da hinten werde ich jetzt versuchen zu schlafen. Im Grunde können wir sehr zufrieden sein.. Das peladianische Fragment hätte uns nicht halb so weit gebracht. Schade, dass wir es nicht früher erkannt haben. Sonst hätte sich Herr Tanner den morgigen Kater erspart.«

Ende des 3. Bandes